Magazin

von

merkwürdigen neuen

Reisebeschreibungen,

aus fremden Sprachen übersetzt

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.

Mit einem Kupfer.

Funfzehnter Band.

Berlin, 1798.
In der Vossischen Buchhandlung.

Des

Fra Paolino da San Bartolomeo

Paulinus

Reise nach Ostindien.

Aus dem Französischen.

Mit

Anmerkungen

von

Johann Reinhold Forster,

Professor der Naturgeschichte und Mineralogie in Halle, Mitglied der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, u. s. w.

Mit einem Kupfer.

Berlin,

in der Vossischen Buchhandlung.

1798.

Vorrede.

Indien ist den Europäern äußerst wichtig. Engländer und Franzosen haben zwar über dieses Land, und die darin geführten Kriege, über die Sitten, die Religion, die Regierung der Eingebornen u. s. w. mehrere wichtige Schriften herausgegeben; aber ihre Nachrichten sind zum Theil einseitig und partheiisch. Es kann also nicht gleichgültig seyn, einmal einen verständigen, nicht eingenommenen Mann von einer andern Nation über eben diese Gegenstände zu hören.

Der Missionarius Fra Paolino da San Bartolomeo, ein unbeschuheter Karmeliter-Mönch, Mitglied der Akademie zu Veletri, dessen Reise durch Indien wir in einer Deutschen Uebersetzung liefern, hat richtige Beurtheilungskraft, außer da, wo ihn Vorurtheile der Erziehung und des Glaubens täuschen. Das Original seiner Reisebeschreibung ist unter nachstehendem Titel herausgekommen: Viaggio alle Indie orientali, umiliato alla Santità di N. S. Papa Pio Sesto, Pontefice Massimo, da Fra Paolino da S.

Bartolomeo, Carmelitano scalzo. Roma, presso Antonio Fulgoni. L'Anno MDCCXCVI. Dieses Buch empfiehlt sich besonders auch dadurch, daß der Verfasser die gewöhnliche Tamulische oder Malabarische Sprache versteht, und, was noch mehr werth ist, sogar die schwere Samskredan-Sprache so gut kennt, daß er eine Grammatik derselben schreiben konnte *). Dabei liest er auch Französisch und Englisch, ja, wie man aus einigen Citaten sieht, sogar Deutsch. Seine Kenntniß der Indischen Sprachen setzte ihn in Stand, die Nahmen der Länder, Städte, Berge und Flüsse richtiger anzugeben, als wir sie bisher wußten. Die ersten Europäischen Reisenden, welche nach Indien kamen, waren nehmlich größten Theils Kaufleute, Seefahrer und Soldaten, von denen nur äußerst wenige eine wissenschaftliche Erziehung und einige Vorkenntnisse hatten. Solche Leute nannten und schrieben alle Länder, Oerter u. s. w. bloß nach flüchtigem Hören; daher bekam ein und derselbe Ort in den Reisebeschreibungen, Karten und Kriegesnachrichten oft mehrere, fast gänzlich von einander verschiedene Nahmen. Hierzu kommt noch, daß die Verfasser bald Franzosen, bald Holländer und Engländer waren, folglich jeder eine andre Orthographie hatte,

*) Sidharùbam, seu Grammatica Samscredamica. Romae, 1790.

wodurch die Unbestimmtheit sich noch vergrößerte. Unser Verfasser hielt es für nützlich, die Nahmen zu berichtigen, was er bei seiner Kenntniß der Landessprachen mit vorzüglichem Glücke konnte. Er verwandelte z. B. den gewöhnlichen, aber falschen, Nahmen Koromandel in Ciolamandalam, Pondichery in Puduceri, u. s. w. Hierbei muß man sich aber erinnern, daß der Verfasser ein Italiäner ist, daß folglich sein c vor e und i, als Tsch gelesen werden muß, daß sh unser sch ausdrückt, u. s. w.

Die veränderte Orthographie der Nahmen von Ländern, Städten und Flüssen machte ein Register oder eine Art von geographischem Index nöthig, welcher am Ende beigefügt ist. Leser, die das Mühsame einer solchen Arbeit kennen, und einst in den Fall kommen, diesen Index zu brauchen, werden dem Herausgeber ohne Zweifel Dank dafür wissen.

So schätzbar des Fra Paolino Buch ist, so war doch manches Ueberflüßige darin, besonders die weitläuftigen Untersuchungen über die Religion der Indier. Diese finden Leser, denen sie interessant sind, dem Wesentlichen nach, in einem andern Werke unsers Verfassers: Darstellung der Brahmanisch-Indischen Götterlehre ꝛc., nach dem lateinischen Werke des Vater Paulinus a St. Bartholomäo bearbeitet, mit 32 Kupfertafeln (Gotha,

1797); wozu wir noch Sonnerat's Reisen nach Indien, das Hindus-Gesetzbuch, übersetzt von Hüttner (Weimar, 1797), und die Gentoo-Gesetze (von Raspe, Hamburg 1778) empfehlen können.

Auch die bei dem Originale befindlichen Kupfer (Abbildungen von Indischen Götzen ꝛc.) sind bei der Uebersetzung weggelassen worden: Theils, weil sie gar keinen Kunstwerth haben; Theils, weil der etwanige Liebhaber sie anderswo nachsehen kann.

Kenner werden finden, daß auf die Uebersetzung und die Anmerkungen Fleiß verwendet worden ist. Ich hoffe nun, daß auch ungelehrte Leser an dem Buch eine bessere Unterhaltung und Belehrung haben werden, als an den Hunderten von faden Romanen und zwecklosen Flugschriften, womit Deutschland jährlich überschwemmt wird.

Halle, den 3ten August
1793.

Joh. Reinhold Forster.

Inhalt.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Reise
des
Fra Paolino da San Bartolomeo
nach
Ostindien.

Aus dem Italiänischen.

Mit Anmerkungen
von

Joh. Reinhold Forster,
Professor der Naturgeschichte und Mineralogie in Halle,
Mitglied der K. Preußischen Akademie der Wissenschaften,
u. s. w.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Ankunft zu Puduceri (Pondichery). — Küste von Coromandel. — Landung. — Kapuziner. — Jesuiten. — Beschreibung der Stadt. — Ihr Handel. — Ihre Verfassung. — Weiße Ameisen. — Bittere Tropfen. — Irrthümer der Heiden in Ansehung des Christenthums.

Das Schiff l'aimable Nannette, unter dem Kapitain Berteaud, an dessen Bord ich den Hafen von l'Orient verließ, langte am 25sten Julius 1776 auf der Rhede von Puduceri *) (Pondichery) an. Unsere langweilige Fahrt hatte bereits sechs Monathe und eben so viele Tage gedauert; daher war unsere Geduld zu Ende, und unsere Sehnsucht nach dem festen Lande ganz außerordentlich groß. Mit unverwandten Blicken sahen wir nach demselben über die Fluthen hin, und hofften, es noch an eben dem Abend zu erreichen **). Da jedoch die Zeit der Dämmerung in

*) Ueber des Verfassers Orthographie der Namen habe ich einige Worte in der Vorrede gesagt, auf welche ich die Leser verweise. F.

**) Man rechnet auf die Fahrt von England oder Frankreich nach Ostindien gewöhnlich sechs Monathe; doch kommt es auf die Umstände an, ob man die Reise etwas früher oder später

Indien sehr kurz ist, so übereilte uns plötzlich die Nacht, vereitelte die Erfüllung unserer Wünsche, und breitete ihren schwarzen Schleier über Land und Meer. Am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang begrüßte unser Schiff die Citadelle zu Puduceri mit eilf Kanonenschüssen. Man erwiderte dieselben von Seiten der Besatzung mit neun, und ließ die Französische Flagge wehen.

Die Küste von Ciòmandala *), welche die Europäer ganz irrig Coromandel nennen, hat in der Ferne das Ansehen einer grünen Schaubühne. Das Seeufer ist mit weißem Sande bedeckt; auch nimmt man hier und da eine Menge schöner Conchylien wahr. Von Westen her durchschneiden dieses Land mehrere Flüsse und Ströme, welche von dem hohen Gattes-Gebirge herabkommen, ihren Lauf gegen Osten nehmen, und sich zuletzt, Theils mit großem Geräusch und Getöse, Theils aber auch ganz ruhig und still, in das Meer ergießen. Im Oktober und November, wo die Regenzeit eintritt, schwellen diese Gewässer ganz außerordentlich an, und reißen dann von den Gebirgen eine Menge Schlangen mit fort, welche sie, zu nicht geringem Schrecken unerfahrner Reisenden, weit in die See führen. Wahrscheinlich gab dies die erste Veranlassung zu der Fabel von den Seeungeheuern, welche man in dem Indischen Meere gesehen haben wollte. Das Land ist hier weit

zurücklegen soll, vorzüglich auf die Jahrszeit, in der man ausläuft, und auf die Lage des Ortes, wohin man will. Da in den Indischen Meeren mit jedem halben Jahre die Monsuhns oder Mussongs wechseln, so müssen Schiffe, welche durchaus nach einem bestimmten Orte hin wollen, oft einen weiten Umweg nehmen, um erst in die Richtung des Windes zu kommen, der dahin führt. Der Wechsel der Monsuhns ist jedesmal mit einem starken Sturme verbunden, der öfters die besten Schiffe auf offnem Meere sehr übel zurichtet. Natürlicher Weise muß also die Fahrt nach Ostindien sich oft verzögern. Ich weiß übrigens Beispiele, daß Schiffe aus Europa in fünf Monathen dahin gekommen sind. F.

*) Hier ist im Original wohl ein Schreib- oder Druckfehler; denn in der Folge nennt unser Verfasser diese Küste immer Ciòlamandala (Tscholamandala). F.

und breit mit Bäumen von allerlei Art besetzt, besonders mit solchen, die von den Europäern echte Indische Palmen oder Kokosbäume genannt werden. Die Indier nennen sie Tenga, und bedienen sich ihrer häufig zur Anlegung niedlicher Gärten, womit nicht nur die ganze Küste von Malabar, sondern auch ein großer Theil der Küste von Ciòlamandala gleichsam bedeckt ist. Zwischen diesen Gärten liegen mehrere Flecken und Dörfer, und die ganze Gegend prangt mit einem immerwährenden Grün.

Auf meinen Wanderungen durch Indien fand ich, daß das Klima überall sehr mild und gesund ist, und nirgends hörte ich über schlechte Witterung klagen. Die Indier schlafen gewöhnlich bei offnen Thüren und Fenstern, ausgenommen zur Zeit, wo sich die Caracatta, eine gewisse Art von Winden, die aus der Gegend der Gattes wehen, spüren lassen. Die so eben genannten Berge nehmen am Cap Comari *) unter 8° N. Breite, ihren Anfang, und ziehen sich von da gegen Norden, so daß sie Indien beinahe in der Mitte durchschneiden. Der östliche Theil heißt Ciòlamandala, d. i. das Hirseland **); der westliche aber Maleyala, oder das Bergland. Letzterer wird von den Arabern und Europäern Malabar, oder die Malabarische Küste, genannt. Das Gattes-Gebirge, unter allen dortigen Gebirgen das höchste, verursacht den Unterschied in der Witterung und den Wechsel der Jahreszeiten, welcher auf diesen beiden Küsten Statt findet. Dies ist eine der sonderbarsten Naturerscheinungen, die man nur irgendwo wahrnehmen kann. Auf der Küste von Ciòlamandala fängt sich der Sommer im Junius an; auf der Küste von Malabar aber tritt er erst im Oktober ein. In

*) Die südlichste Spitze von Indien wird auf allen Europäischen Karten Kap Komorin genannt; unser Verfasser giebt ihr aber den eigentlichen Indischen Namen: Komari. F.

**) Hirseland, heißt der östliche Theil unstreitig, weil die Indier in dessen Ebenen mehrere Arten von Moorhirse, Holcus Sorghum, Holcus Durra, u. a. m. sehr häufig bauen. F.

diesem letzteren Monathe wird es auf der Küste von Ciòlamandala Winter, da er hingegen auf der Küste von Malabar schon gegen den 15ten Junius eintritt. Folglich fängt die eine Jahreszeit sich immer da wieder an, wo die andere sich endet. Wann auf der Küste von Malabar der Winter herrscht; wann Berg und Thal vom Krachen des Donners beben, und fürchterliche Blitze die Luft durchkreuzen: dann ist auf der Küste von Ciòlamandala der Himmel heiter und hell, die Schiffahrt geht ruhig von Statten, die Reißernte wird eingebracht, und die Einwohner werden häufig von fremden Handelsleuten besucht. Wann nun aber hier die rauhe Jahreszeit eintritt; wann diese Gegend drei Monathe lang von Ungewittern und Regengüssen, von Sturmwinden und Ueberschwemmungen heimgesucht wird: dann nimmt die Küste von Malabar die Seefahrer in ihre Häfen auf, gewährt ihren Bewohnern Handelsvortheile, Vergnügungen und Arbeit, und erfreuet sich, vom Oktober an bis zu Ausgange des Junius, eines Himmels, dessen freundlichen Anblick kein Wölkchen trübt. Diese Einrichtung der Natur schien dem Geographen Strabo ganz unglaublich, und er behandelt daher die Reisenden sehr übel, welche bei ihrer Rückkehr aus Indien die Nachricht mitbrachten, daß man dort binnen Jahresfrist zwei Sommer und zwei Winter erlebe. So muß aber der Reisebeschreiber nur allzuoft die Unwissenheit seiner Leser entgelten *). Als ich, sagt Chardin, die Kommentatoren über dergleichen Stellen zu Rathe zog, bemerkte ich überall die auffallendsten Irrthümer; denn diese Leute

*) Als Bougainville von seinen Reisen um die Erde zurückgekommen war, fragten ihn vorschnelle Parisische Damen: wie kleiden sich denn die Frauenzimmer in China? — Als er antwortete: er sey nicht nach diesem Lande gekommen; fand man es unbegreiflich, daß er die Erde umschifft haben könne, ohne in China gewesen zu seyn. Auch an mich und meinen verewigten Sohn Georg hat man, z. B. in Wien, Fragen gethan, über die wir, wenigstens hinterher, haben lächeln müssen.
F.

tappen im Finstern, und suchen alles nur auf Gerathewohl zu erklären.

Am 26sten Junius, gegen 12 Uhr Mittags, verließ ich unser Schiff, und begab mich in Gesellschaft meines Kapitains, des Herrn Berteaud, auf ein kleineres Indisches Fahrzeug, dergleichen die dortigen Einwohner Schilinga nennen. Da die Landung zu Puduceri und Madraspatnam sehr gefährlich und mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist, so sind diese Schilingas mit einem hohen Bord versehen, damit die Meereswogen nicht so leicht hineinschlagen können. Diese Bauart hat aber die nachtheilige Folge, daß die See desto gewaltsamer gegen die Seitenwände stürmt, die Schilinga bald himmelhoch emporhebt, bald wieder in Abgründe schleudert, und sie endlich mit dem größten Ungestüm an das Ufer wirft *). Sie würde zertrümmert werden, wenn sich die Muçoa, oder Fischer, welche dieselbe regieren, nicht in das Meer stürzten, sich ihr aus Leibeskräften entgegenstemmten, und auf solche Art die Heftigkeit des Anprallens verminderten. Mir war bange, ehe ich das Land erreichte; auch wurde ich so durchnäßt, daß mir das Seewasser über den Rücken herabfloß.

Als ich nach der Stadt ging, war mir nicht anders zu Muthe, als ob ich in einen Brennofen käme; denn die Sonne hatte den Sand, mit dem das Gestade bedeckt ist, völlig durchglühet. Das Zurückprallen ihrer Strahlen verursachte meinen Augen unerträgliche Schmerzen, und meine Füße brannten wie Feuer. Unterweges begegneten mir

*) Die flachen Ufer längs der Küste Coromandel haben keine Häfen; Menschen und Waaren können daher dort nicht anders, als auf solchen Schilingas, aus den Schiffen nach dem Lande gebracht werden. Und selbst für solche kleine Fahrzeuge ist diese Arbeit sehr gefährlich, da das flache Ufer in seiner ganzen Länge eine fürchterliche Brandung verursacht. Die Engländer haben in allen ihren Seekriegen, aus Mangel an einem Hafen auf der Ostseite, viele Schiffe verloren; daher ist ihnen der Besitz des vortrefflichen, sichern und geräumigen Hafens von Trinkonomale auf der Ostseite der Insel Ceilan, so wichtig. F.

einige Indische Christen, welche mir das Geleit gaben, und mich in das Kloster der Kapuziner am südlichen Ende der Stadt brachten. Diese guten Väter waren eben mit Bauen beschäftigt; denn die Engländer hatten im Jahre 1764, von ihren auf der Rhede liegenden Schiffen, die Stadt Puduceri mit glühenden Kugeln beschossen. Ihre Rache traf unter andern auch diese armen Kapuziner, deren Kirche und Kloster in einen Schutthaufen verwandelt wurden. Diese Herren Engländer mochten wohl noch nicht in den Grundsätzen der heidnischen Indier unterrichtet seyn, die es für eine der unverzeihbarsten Sünden halten, die Tempel und Gotteshäuser zu verheeren. Sie sagen nehmlich: Covil Kettium Tannir pandel Kettium nashikarudàde; das heißt: es ist nie erlaubt, die Tempel und Hallen zu zerstören, worin die Reisenden beherbergt werden *). Aus Mangel an Raum konnten die Kapuziner mich nicht aufnehmen; deswegen begab ich mich zu den Französischen Missionarien, welche zu den sogenannten Missions étrangères gehören und in dem heidnischen Stadtviertel wohnen. Hier fand ich die Prokuratoren dieser Missionsanstalt, Herrn Jallabert und Herrn Mouthon, von welchen ich sehr freundlich und liebreich aufgenommen wurde. Nach Tische machte ich einen Gang in das Jesuiten-Collegium, wo ich den Pater Julius Cäsar Polenza, einen gelehrten Neapolitaner, antraf, der wegen seiner Politik, noch mehr aber wegen seiner Kenntniß der Tamulischen Sprache, berühmt ist; ingleichen den Pater Anzaldi, den Pater Le Fabre, und noch funfzehn andere Missionarien, die sämmtlich erst unlängst von Tanjaur (Tanschaur) und Madura dort eingetroffen waren.

*) Der Krieg ist ein Zustand der Ungerechtigkeit. Heut zu Tage werden die so genannten Rechte des Krieges so oft, und unter so mannigfaltigen Entschuldigungen übertreten, daß man gar nicht mehr weiß, was man sich eigentlich unter diesem Ausdrucke denken soll. Religion, Sitten, Denkungsart und tausend zufällige Umstände geben diesen Rechten neue Bestimmungen. F.

Gouverneur von Puduceri war damals Herr Law de Lawriston, ein Mann von sehr gemäßigten Grundsätzen, der sich vortrefflich darauf verstand, sowohl mit den Engländern zu Madraspatnam, als auch mit seinen Nachbarn, den heidnischen Indiern, in Ruhe und Eintracht zu leben. Nur wenige von denen, welche vor ihm dem Gouvernement von Puduceri vorstanden, besaßen diese Tugend; im Gegentheil gingen die meisten bloß darauf aus, ihre Herrschaft zu erweitern. Die Klugheit und Mäßigung dieses Mannes wollte daher den Französischen Brauseköpfen gar nicht gefallen; und Sonnerat *) beschwert sich sogar bitterlich über die gute Aufnahme, welche dem Gouverneur von Madraspatnam, Lord Pigot, auf seiner Durchreise zu Puduceri widerfuhr. Cum vitia prosunt, peccat qui recte agit; (wenn die Laster Gewinn bringen, sündigt jeder, der recht thut.) Daher mußte die Mäßigung des Herrn Law de Lawriston jenen leidenschaftlichen Menschen allerdings verhaßt seyn **).

Puduceri war zu meiner Zeit eine große, sehr schöne Stadt. Unter andern bewohnte der dortige Gouverneur einen herrlichen Pallast. Bei diesem Herrn aß man nicht selten an einer Tafel von hundert Gedecken, und auch ich hatte einst die Ehre, nebst Herrn Jallabert, zu einem dieser Gastmahle gezogen zu werden. Gegen Norden und Süden war die Stadt mit vortrefflichen Festungswerken versehen; sie wurden im Jahre 1769 unter der Direktion des Herrn Bourcet angelegt, der auch den Plan dazu entworfen hatte. Im südlichen Theile der Stadt gab es einige von den Europäern bewohnte Häuser, welche sehr geräumig

*) Sonnerat Voyages aux Indes, T. 1. p. 1. p. 13. — Sonnerat, ein sehr geschickter Zeichner, der auch einige Kenntnisse der Naturgeschichte hatte, kam sehr jung nach Indien, und war aufbrausend, weil er sich auf seine Talente viel einbildete. — Law von Lawriston war ein Abkömmling oder Verwandter des Law, der sich unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans durch sein Aktien-Spiel so bekannt gemacht hat. F.

und schön, auch mit freistehenden Gallerien, Balustraden, Säulen und Portikos, verziert waren. Das Stadtviertel der Europäer war von denen für die Mahomedaner und die heidnischen Indier gänzlich abgesondert. Die letztern wohnten auf der Abendseite von Puduceri sämmtlich bei einander. Allenthalben, wo den Indiern ein solcher Bezirk zu ihrem Aufenthalt angewiesen ist, wird jederzeit einer ihrer Landsleute zum Aufseher über sie gesetzt, welcher dafür sorgen muß, daß Ordnung und Ruhe unter ihnen erhalten und die Polizeigesetze nicht übertreten werden. Zu Cottate, Padmanaburam, Tiruvandapuram, Cayancollam, und andern auf der Küste von Malabar befindlichen Städten, trifft man überall eben die Einrichtung an, damit unter diesen so verschiedenen Völkerschaften, Casten und Religionspartheien, wegen ihrer mannichfaltigen Gebräuche und Gewohnheiten, weder Zank noch Streit entstehen soll. Jedermann lebt hier nach seiner Weise, und handelt nach seiner Ueberzeugung, da es doch einmal nicht möglich ist, daß so vielerlei Klassen, so viele Tausende von Menschen, sich über ein gemeinschaftliches Glaubens-System vereinigen können *).

Das Stadtthor gegen Westen wurde von sogenannten Sipoys (Seapoys), oder Indischen Soldaten bewacht, welche aus Leuten von allerlei Stämmen und Religionen bestehen. Sie waren nach Französischer Art exercirt. Hayder Aly Khan, jener berühmte und furchtbare Krieger, welcher sich Maissur, Carnate, Concao, Canara und Calicut unterwürfig machte, war ehedem auch nur ein solcher Seapoy, der an diesem Thore zu Puduceri Schildwache stand **). In eben dieser Stadt lernte

*) Hier haben wir ein auffallendes Beispiel von der Wahrheit, daß Reisen in entfernte Länder, unter Völkerschaften von verschiednen Sitten, Gebräuchen und Religions-Meinungen, liberaler denken lehren und duldsam machen. F.

**) Die Fabel von Hayder Ali's geringem Ursprunge u. s. w. ist schon längst widerlegt. M. s. Sprengels Hyder-Alli. Vorrede, S. VI. F.

er zuerst die Französische Taktik kennen, deren er sich nachher nicht nur gegen die Indischen Könige und Fürsten, sondern sogar gegen die Europäer bediente. So könnte sich vielleicht über kurz oder lang ein anderer Indischer Held finden, der auf eben die Art von der Kriegesdisciplin der Engländer Gebrauch machte, worin diese gegenwärtig die Indier unterrichten. Da die Engländer und Franzosen in Indien unaufhörlich mit einander in Feindschaft sind, so kommt gemeiniglich ein herzhafter Indier als der dritte Mann dazwischen, und geht dann auf die eine oder die andre der streitenden Partheien los. Gerade so machte es Hayder Aly Khan's Sohn, Tipu Sultan Bahader, welcher einen beträchtlichen Strich Landes im südlichen Indien verheerte, und die Brittischen Truppen in mehreren Treffen besiegte.

Puduceri ward den Franzosen am 15ten Julius 1630 von Rama Rajah, einem Sohne Sevagi's, Königs der Maratten, übergeben. Diesem Könige gehörte die Provinz Gingi, nebst der Festung gleiches Namens, welche gegen Süden von Puduceri im Gebirge liegt. Rama Rajah hatte diese Provinz, zu welcher Puduceri gehört, ihrem ursprünglichen und rechtmäßigen Oberherrn entrissen. Er überließ den Franzosen die genannte Stadt unter der Bedingung, daß sie ihm von allen Waaren, welche daselbst aus- und eingeschifft würden, zwei Procent entrichten sollten. Dieser Vertrag dient zu einem überzeugenden Beweise, daß Puduceri den Franzosen bloß als ein Handelsplatz eingeräumt wurde, und daß sie sich daselbst nur als Kaufleute niederließen. Als Kapitain Ricaut im Jahre 1642 die Französisch-Ostindische Handelsgesellschaft errichtete, trat er mit vier und zwanzig anderen Kaufleuten in Kompagnie; und diese Verbindung hatte, ihrem Vorgeben nach, keinen andren Zweck als den Indischen Handel. Allein diese Kaufleute liessen es sich nur allzu bald merken, daß ihre Absichten noch auf ganz andere Dinge gerichtet waren. Nach

und nach fingen sie an ihre Gränzen zu erweitern, strebten nach neuen Besitzungen, wurden aus Kaufleuten Krieger, und weigerten sich endlich sogar, die kontraktmäßigen zwei Procent zu entrichten. Dies geschah besonders seit dem Jahr 1695, in welchem die Mongolen die Festung Gingi eroberten. Billig muß man sich daher über das seltsame Benehmen des Abbee Raynal verwundern, welcher den Portugiesen, als den ersten Eroberern Indiens, die bittersten Vorwürfe macht, und dennoch alles das mit Stillschweigen übergeht, was sich gegen das gewaltthätige Verfahren der übrigen Europäischen Nationen sagen läßt, welche treulich in die Fußtapfen der Portugiesen traten *). Herr Dupleix, der damalige Gouverneur von Puduceri, ließ sich vom Mogul zum Nabob, d. i., zu einem Indischen Oberhaupte oder Fürsten, ernennen; und von dieser Zeit an brachte man die ehemaligen Verträge und Abgaben binnen wenigen Jahren ganz in Vergessenheit. Der Stolz der Franzosen nahm immer mehr überhand; sie und die Engländer wurden im höchsten Grade auf einander eifersüchtig, und es kam endlich zwischen beiden Theilen zum Kriege, worin die Franzosen ihren Handel und ihre Besitzungen in Indien bald verloren, bald wieder eroberten, bald abtreten mußten, bald wieder zurück erhielten. Die Holländische Kompagnie, welche weit mehr auf ihr Interesse bedacht, und nicht so kriegerisch gesinnt war, besaß zwar ebenfalls viele und ansehnliche Niederlassungen in Indien, erregte aber weit weniger Eifersucht, verhielt sich ruhiger, und gelangte dadurch zu desto größeren Reichthümern. Im Jahre 1693 nahmen die Holländer Puduceri weg; im Ryswicker Frieden gaben sie es zurück. Im Jahre 1748

*) Die neuere und wahre Geschichte von Indien zeigt, daß alle Europäisch-Ostindische Handelsgesellschaften das Beispiel der Holländer befolgt haben und aus Kaufleuten Krieger geworden sind. Auch die Engländer haben sich unstreitig bei vielen Gelegenheiten durch Grausamkeiten und Unterdrückung Haß und Abscheu zugezogen. F.

ward es von den Engländern belagert, und 1761 von ihnen erobert; 1763 traten sie es wieder ab; 1778 bemächtigten sie sich dessen, unter dem Herrn von Bellecombe, zum zweitenmal, und 1783 gaben sie es abermals heraus. Seit dem Ausbruche der Französischen Revolution kam Puduceri unter die Botmäßigkeit des Nabob Mohamed Aly, Fürsten zu Arcate, eines treuen Bundesgenossen der Engländer; und seitdem ist es bis auf den heutigen Tag in seinen Händen, oder vielmehr in den Händen der Engländer, geblieben. So weit haben es nunmehr die Franzosen durch ihren Stolz, ihre Vergrößerungssucht und Kriegeswuth gebracht! Welchen Nutzen, welche Vortheile, könnte nun wohl Frankreich zur Entschädigung für die ungeheuren Kosten erwarten, die es auf diese Indische Kolonie, während ihrer so mannichfaltigen immer abwechselnden Schicksale, verwenden mußte? Als sie noch in ihrem blühenden Zustande war, zählte man in ihr und dem dazu gehörigen Bezirke ungefähr zwanzig tausend Einwohner. Von diesen waren wenigstens vier- bis fünf-tausend damit beschäftigt, Baumwolle einzusammeln, zu krämpeln, zu spinnen, zu verarbeiten, und zu färben. Vermittelst dieses Kunstfleißes konnte der Handel so emporgebracht werden, daß er die Kompagnie nicht nur für ihren Aufwand hinlänglich entschädigte, sondern ihr auch noch überdies die größten Vortheile verschaffte. Bei meiner Ankunft zu Puduceri lagen fünf Französische Schiffe auf der dortigen Rhede, und die aimable Nannette war das sechste. Einige Tage nachher legten sich noch vier andre vor Anker. Drei dieser Fahrzeuge waren mehr als zureichend, die ganze Kolonie mit allen Nothwendigkeiten zu versehen; denn es wohnten nicht mehr als drei oder vier Französische Kaufleute darin. Jene Schiffe hatten Weine, Tücher, Eisen, Geschütz, Feuergewehre und Französische Zeuge geladen. Nun trinken aber die Indier keinen Wein, und ihre Kleidung besteht aus weißem Baumwollenzeuge, das in ihrem eigenen Lande ver-

fertigt wird. Wie brachten also die Franzosen diese Waaren an? Sie verkauften ihre Weine, Tücher, Kanonen, Feuergewehre, mit Einem Worte fast ihre ganzen Ladungen, an die Engländer in Madraspatnam und Bengalen, welche sich dann eben dieser Kanonen und Waffen gegen die Französischen Truppen bedienten. Das Geld aber, welches die Franzosen aus diesen Waaren lös'ten, blieb größten Theils in Indien; denn sie kauften dafür Nesseltuch, baumwollene Zeuge, Gingan, Zucker, Pfeffer, Zimmet, Cardamomen, Halstücher, Schnupftücher, Perlen, Edelsteine, Sklaven und Sklavinnen. Ob ein Handel dieser Art für Frankreich vortheilhaft sey, will ich der Entscheidung meiner Leser überlassen *).

Die Besatzung zu Puduceri bestand aus 4,000 Mann. Diese Stadt liegt nicht weit vom Gestade auf einem sandigen Boden, auf welchem weiter nichts wächst, als Palmbäume, Hirse und einige Kräuter; doch giebt es in der umliegenden Gegend auch Baumwolle, etwas Reiß und Kappern. In Betreff des Ueberflusses an Lebensmitteln hat weder Puduceri noch Madraspatnam den Rang der Städte auf der Küste von Malabar. Da die Küste von Ciòlamandala den östlichen Theil dieser Halbinsel ausmacht, so ist hier die Sonnenhitze weit heftiger, und der Boden viel sandiger, als anderswo; auch trifft man eine weit geringere Anzahl von Flüssen hier an, weil sie zu weit von dem Gattes-Gebirge entfernt liegt. Diesen Umständen hat man es zuzuschreiben, daß sie sehr viel Baumwolle, aber desto weniger Reiß hervorbringt; daß zwar ein starker Handel daselbst getrieben wird, der Ackerbau hingegen niederliegt; und endlich, daß ihre Bewohner viel gewandter, schlauer,

*) Man lese hierüber GUYON Histoire de l'Indostan, T. 3. p. 220-224. Récherches hist. et géogr. par ANQUETIL DU PERRON, Prélim. part. p. 174. — Der Verfasser schildert hier den Zustand des Französischen Handels freilich mit starken und sogar gehässigen Farben; aber dennoch, wie sich nicht läugnen läßt, im Ganzen treu. F.

artiger, schwärzer und abergläubischer sind, als die auf der Küste von Malabar. Eine Ausnahme findet aber in Ansehung des Königreiches Tanjaur Statt; denn dies wird von mehrern Flüssen durchströmt, und versorgt die ganze Küste von Ciòlamandala mit Reiß. Eben deswegen zankten sich die Engländer so lange mit den Indischen Königen herum, bis sie endlich dies Reich unter ihre Herrschaft brachten, wie wir bald umständlicher erzählen werden.

Mein Aufenthalt in Puduceri dauerte bis zum 8ten September. Während der Zeit, daß ich mich damit beschäftigte, die Manufakturen, die Landesverfassung und die Sitten der Indier kennen zu lernen, sah ich zugleich zwei Vorfälle, die mir damals noch neu waren, und mich deshalb um so mehr in Verwunderung setzten. Ich hatte meine sämmtlichen Effekten in einem Koffer verwahrt, welcher auf meinem Wohnzimmer stand. Eines Tages wollte ich ein Buch herausholen, um mir nach Tische die Zeit mit Lesen zu vertreiben. Als ich ihn aufmachte, erblickte ich darin eine unsägliche Menge von jenen weißen Thierchen, welche die Tamuler, d. i. die Einwohner auf der Küste von Ciòlamandala, Carèa, die Malabaren aber Cedel nennen. Es sind weiße Ameisen, die zwar bereits von den Naturforschern beschrieben worden, dergleichen mir aber bis dahin noch nie zu Gesichte gekommen waren *). Als ich nach meinen Sachen sah, bemerkte ich leider, daß diese Thierchen meine Hemden durchlöchert, meine Bücher zerfressen, und unter andern die Theologie des Paters Gazzaniga bereits über die Hälfte verzehrt hatten. Mein Gürtel, mein Gewand, meine Schuhe fielen stückweise aus einander, als ich sie nur anrührte. Die Ameisen zogen in

*) Man nennt diese Thierchen unrichtig: weiße Ameisen. Besser ist die Benennung: Termiten, nach dem Lateinischen System-Namen Termes. Es giebt ihrer, doch nur in warmen Gegenden, mehrere Arten, welche alle gleich-schädlich, und sowohl für die Zuckerpflanzungen, als für die Geräthe und Kleider in den Wohnungen, zerstörend sind. F.

Colonnen, immer eine hinter der andern, und jede trug ein Stückchen von meinen Habseligkeiten im Munde. Als ich vor Verwunderung einen lauten Schrei that, eilte Herr Jallabert herbei. Er nahm das Gewimmel dieser Thierchen kaum wahr, so rief er einmal über das andere: Carèa! Carèa! Carèa! Nun ließ er sogleich meinen Koffer in die Sonne setzen; und als diese die Carèas beschien, liefen sie schnell davon. Aber meine Sachen? Die waren nun freilich über die Hälfte verdorben. Unter diesen Umständen kam es mir sehr gut zu Statten, daß man zu Puduceri die Baumwollenwaaren ziemlich wohlfeil verkauft. Eins der feinsten Hemden kostet, schon ganz fertig, nicht mehr als fünf Römische Paoli oder eine Rupie (einen Kaisergulden) nach Puducerischem Curs. Ich kleidete mich also von Kopf bis zu Fuß ganz neu, und zwar in Baumwollenzeug.

Einige Tage später hatte ich mit Herrn Jallabert nach dem Abendessen eine Unterredung über die Religionsgebräuche der Heiden, und über die schicklichste Art sie zum christlichen Glauben zu bekehren. Seine beiden Bedienten lagen im Vorsaal auf Matten, und schliefen. Gegen alles Erwarten fing einer von diesen Leuten an entsetzlich zu schreien, schlug sich vor den Kopf, stampfte auf die Erde, brüllte, und geberdete sich wie ein Rasender. Als wir ihn fragten, was ihm denn fehle, wies er auf das eine Ohr. Es war ihm ein Tausendfuß hineingekrochen, welcher sich nicht wieder herausfinden konnte, immer weiter vorwärts wollte, und am Innern des Ohres nagte. Herr Jallabert ließ diesen Menschen unverzüglich auf die Erde legen, und goß ihm einen Löffelvoll bittere Tropfen (droga amara) ins Ohr. Augenblicklich war das Insekt todt, Schmerz und Wuth hörten auf, und als man dem Patienten in das andre Ohr etwas Wasser goß, kam der Tausendfuß wieder heraus. Diese bittern Tropfen werden auf folgende Art zubereitet. Man nimmt Mastix, Resina oder auch Geigenharz, Myrrhen, Aloe, männlichen Weihrauch und Calambawurzel,

bawurzel, und stößt dies alles ganz klein, wenn eben trockne Witterung ist; das heißt: wenn der Nordwind wehet, welcher in andern Weltgegenden die Stelle des Caracotta vertritt, von dem wir bald umständlicher reden werden. Will man nun eine Flasche voll von diesem Arzneimittel verfertigen, welche vier und zwanzig Pinten hält, so nimmt man 24 Unzen Resina oder Geigenharz, 12 Unzen Weihrauch, 4 Unzen Mastix, 4 Unzen Aloe, 4 Unzen Myrrhen, und 4 Unzen Calambawurzel, thut dies alles in die Flasche, füllt sie mit starkem Branntwein, und stellt sie dann bei trockner Witterung einen Monat an die Sonne. Ist der Branntwein genug imprägnirt, so färbt er sich roth, und die Masse setzt sich zu Boden. Dann läßt man den Branntwein ganz langsam ablaufen und füllt ihn auf Flaschen. Ein oder zwei Eßlöffel voll, ist die gewöhnliche Portion, welche man dem Kranken davon eingiebt. Dies Arzneimittel thut ganz vortreffliche Dienste gegen die Unverdaulichkeit, die Kolik und den Magenkrampf, auch bei schweren Entbindungen, Verwundungen, Geschwüren, gegen die Würmer, wie auch in skorbutischen und andern Krankheiten, welche von verdorbenen Säften herrühren. Es ist die beste und wirksamste Medicin, deren sich die Missionarien auf ihren Reisen bedienen. Man verfertigt sie zu Puduceri in der Apotheke der Exjesuiten, zu Verapoli bei den barfüßigen Carmelitern, und zu Surate bei den Kapuzinern. Ich selbst kurirte mit diesen Tropfen einen jungen Menschen, der beinahe ganz taub war. Nachdem ich ihm einigemal ein paar Löffelvoll ins Ohr gegossen hatte, kam endlich eine cylinderförmige gelbe verhärtete Materie heraus, und der Patient war von nun an völlig wieder hergestellt.

Wie ich bereits weiter oben erwähnt habe, wohnte ich im heidnischen Stadtviertel. Da kamen denn von Zeit zu Zeit mehrere junge Indier zu mir, welche Theils Heiden waren, Theils sich zur christlichen Religion bekannten. Einige sprachen sehr gut Französisch; andere hingegen, die von

den Jesuiten Unterricht bekommen hatten, Lateinisch. Hieraus schloß ich, daß die Indier sehr viele Anlage zum Studieren besitzen, und daß ihnen der Indische Dialekt die Erlernung Europäischer Sprachen ungemein erleichtern müsse. Die, welche noch Heiden waren, machten viel Rühmens von ihrer Götterlehre, und erhoben ihre Gelehrtensprache, welche sie Samscrda nennen, über alle Maßen. Dies bestärkte mich desto mehr in dem Entschlusse, dieselbe zu lernen, wenn es mir auch noch so viele Mühe kosten sollte. Zugleich bemerkte ich aber auch, daß diese jungen Leute, ich weiß nicht ob aus Unwissenheit oder aus Bosheit, die Lehren und Grundsätze des Christenthums mit den Lehren und Grundsätzen des Heidenthums häufig verwechselten. So sagten sie z. B.: ihre Göttin Lakshmi sey unsere liebe Frau; Brahma, Vishnu und Shiva stellten unsere Dreieinigkeit vor; wir erzeigten den Bildern eben so wohl göttliche Ehre wie sie, und unsere feierlichen Processionen wären in nichts von den ihrigen verschieden *). In der Folge werde ich die Leser von dem Ungrunde dieser Behauptungen überführen, und ihnen zeigen, wie höchst nöthig es ist, daß die Missionarien sich mit der Götterlehre der Indier bekannt machen, um diesen bedauernswürdigen Menschen die Augen

*) Die Brahmanische Religion hat unstreitig nicht die geringste Aehnlichkeit mit der echt-christlichen; sie ist auch viel älter, als daß sie von dieser hätte etwas aufnehmen können. Beide unterscheiden sich sehr wesentlich von einander: die christliche hat vorzüglich die moralische Besserung und Ausbildung des Menschen zum Zwecke, und ist ganz geistig; die brahmanische versinnlicht die ersten Grundbegriffe der Religion durch Bilder, und erlaubt ihren Anhängern vieles, was die christliche verbietet. Es läßt sich aber nicht läugnen, daß aus den älteren, allgemein angenommenen Vorstellungen, besonders des Orients, manches in den Römisch-Katholischen Lehrbegriff übergegangen ist; z. B. der Bilderdienst, die feierlichen Processionen, das Mönchswesen, die erdichtete große Heiligkeit und die vielen Abstufungen der Geistlichen, das Gepränge des äußeren Gottesdienstes, u. s. weiter. Die im Text erwähnte Meinung der heidnischen Indier hat folglich ihren sehr natürlichen Grund.
F.

zu öffnen, und sie zum christlichen Glauben zu bekehren *). Sie betriegen nicht nur sich selbst, sondern auch Andere: denn da sie ihre abgeschmackten Lehrsätze der christlichen Religion aufzubürden suchen, so halten sie es nicht für nöthig, sich zu derselben zu bekehren; und indem sie behaupten, zwischen unserm Glauben und dem ihrigen finde gar kein Unterschied Statt, so machen sie hierdurch auch andere Christen irre, welche sich dann einbilden, die Religion der heidnischen Indier sey nichts anderes als der Manichäismus, oder corrumpirtes Christenthum, und dieses beruhe, wie jene, bloß auf willkührlichen Satzungen und Fabeln.

Da sich die Heiden, Mahomedaner und Christen in Indien sammt und sonders in weißes Baumwollenzeug, und fast durchgehends auf einerlei Art, kleiden; so muß man ihnen sehr genau auf Stirn und Brust sehen, wenn man die Götzendiener von den Christen unterscheiden will. Erstere tragen an der Stirn gewisse Zeichen, welche sie für heilig halten, und woran man erkennen kann, zu welcher Sekte sie gehören, und welcher Gottheit sie sich gelobt haben. — Im zweiten Buche werde ich alle diese Zeichen erklären **).

*) Reisende Engländer, welche sich in Indien aufgehalten, haben bemerkt, daß diese Unwahrheiten sogar von unwissenden Missionarien geglaubt und gelehrt wurden. Fehlt es doch selbst in Rom nicht an Leuten, welche die Indier für Manichäer, und ihre Religion für corrumpirtes Christenthum halten. Es versteht sich indeß von selbst, daß dergleichen Hypothesenkrämer Indien nie gesehen, und eben so wenig die Religion der Indier studiert haben. Man lese hierüber die Asiatick Researches, welche 1788 zu Calcutta gedruckt worden sind, Tom. 1. p. 127. und Herbelot Bibl. Orient, p. 203, wo dergleichen alberne Behauptungen gehörig widerlegt werden.

Anmerk. des Verf.

**) Sie tragen dergleichen Zeichen zu Ehren des Brahma an der Stirn, zu Ehren des Vischnu auf der Brust, und zu Ehren des Shiva auf den Armen. Dies sind die drei Beherrscher der drei Elemente: Erde, Wasser und Feuer. Zur Erinnerung, daß von diesen dreien, und vermittelst dieser drei Elemente, die Welt erschaffen worden sey, besprengen sich die Indier bei ihren Lustrationen mit drei Fingern. Sie nehmen auch Wasser

Zweites Kapitel.

Virapatnam. — Seminar daselbst. — Irrthum des Erdbeschreibers Ptolemäus. — Der Apis. — Irrthümer einiger neueren Erdbeschreiber. — Etymologisches Verzeichniß der Ortschaften in Carnada, Tanjaur und Madura.

Herr *Jallabert* hatte mir allerlei von einem Seminarium erzählt, worin junge, zur christlichen Religion übergetretene Indier erzogen würden. Da nun die Erziehung ein Gegenstand ist, welcher die Aufmerksamkeit eines Reisenden vorzüglich verdient, so stellten wir von *Puduceri* eine kleine Wanderung nach *Virapatnam* an. *Vira* bedeutet in der Samscrdam-Sprache so viel als *stark, tapfer:* daher *Viria*, Stärke, Tapferkeit; *Patna* oder *Patana* heißt eine Stadt: folglich will *Virapatnam* eben so viel sagen, als *die starke Stadt*. Dieser Ort ist heutiges Tages ein Flecken, der zwei Stunden von *Puduceri* gegen Südwesten, und zwar an einem Flusse liegt, welcher von dem östlichen Gebirge herabkommt, an *Virapatnam* vorbei strömt, und sich gegen Süden von *Puduceri* in das Meer ergießt. *Pudu* heißt in der Tamulischen und Malabarischen Sprache neu; *Puduna*, Neuheit; *Ceri*, ein Flecken: folglich bedeutet *Puduceri* so viel als *der neue Flekken*. Aus dieser Etymologie ergiebt sich von selbst, daß *Puduceri* kein alter Ort seyn kann; und wirklich ist er auch von einigen Emigranten aus *Virapatnam* erbauet

in die hohle Hand, halten sie empor, und sprengen es, zu Ehren der acht obersten Schutzgeister, gegen die acht Weltgegenden; dann schleudern sie es auch, zu Ehren der Sonne, welche sie für die allerhöchste Gottheit halten, gen Himmel. Diese Abwaschung, mit den heiligen Zeichen an der Stirn, wird *Shudhamanaga*, d. i., Reinigung, Reinigkeit, genannt. Das *Bhasma*, oder die Farbe, womit die heiligen Zeichen gemacht werden, soll die Erde vorstellen, woraus die ganze Welt, und folglich auch diese Farbe, entstand. In dieser Rücksicht weichen jedoch die Systeme von einander ab. A. d. V.

worden. Als die Araber nach Indien kamen, entstanden mehrere an der Seeküste liegende Städte auf eben diese Art. Lächerlich ist es daher, wenn gewisse Geographen, welche die Erdbeschreibung des Ptolemäus zu erläutern suchen, verschiedene erst in neuern Zeiten angelegte Städte für eben dieselben halten, deren dieser Schriftsteller erwähnt, und die ihm natürlicher Weise ganz unbekannt seyn mußten, da sie damals noch gar nicht existirten. Auch verdient hier bemerkt zu werden, daß Ptolemäus in seiner Angabe der Ortsentfernungen sich gewöhnlich um zwei bis drei Grade der Breite irrt. Dies rührt davon her, daß die Reisenden älterer Zeit die Breite nur nach der Länge oder Kürze der Tage zu berechnen, und folglich auch die Entfernung des einen Ortes von dem andern auf eben die Weise zu bestimmen pflegten. Da nun aber Tag und Nacht unter dem Aequator fast immer von gleicher Länge sind; so versteht es sich von selbst, daß man den Grad der Breite, unter welchem dieser oder jener Ort eigentlich lag, nicht ganz genau angeben konnte, und daß sowohl Ptolemäus, als alle die, welche sich zu sehr auf ihn verließen, in Irrthümer verfallen mußten. Nicht besser ist es in dieser Rücksicht dem Herrn d'Anville ergangen, wie weiter unten gezeigt werden soll.

Das Seminarium zu Virapatnam lag in einem Palmgarten, oder, bestimmter zu reden, in einem Garten, der mit Kokosbäumen besetzt war. Es hatte den berühmten Herrn Mathon, Mitglied der sogenannten Missions étrangères, zum Stifter, welcher demselben auch noch bei

*) Selbst von den Neuern wird die Breite nicht immer ganz richtig bestimmt. So setzt John Hamilton Moore, in seinem practical Navigator, Puduceri oder Pondichery unter 11° 56′ Nördlicher Breite. So verlegt Herr de la Tour eben diese Stadt unter 12° N. Breite, und 68° O. Länge; so weichen de l'Isle und d'Anville auf ihren geographischen Karten von einander ab. Diese Abweichung hat ihren Grund Theils in der Genauigkeit, auf die es bei dem Bestimmen der Breite vermittelst des Quadranten ankommt, Theils in der Richtigkeit des Augenmaßes, Theils in der größern oder geringern Vollkommenheit des astronomischen Instruments. A. d. V.

unserm Dortseyn als Rektor vorstand. Das Gebäude sah zwar einem Kloster ähnlich, war aber viel besser abgetheilt, und besonders dazu eingerichtet, daß diese morgenländischen Seminaristen weder in Ansehung des Studierens, noch ihrer Leibesübungen oder anderer Arbeiten, das geringste Hinderniß fanden. Zwischen drei Seitenzimmern, worin ihre drei Lehrer wohnten, war ein großer Saal auf ebener Erde, in welchem man zwei Reihen kleiner, dicht an einander stoßender, Kämmerchen angebracht hatte. Sie waren vermittelst einer dünnen, nur drei bis vier Palmen hohen, Breterwand von einander abgesondert, so daß jeder dieser Jünglinge sein eignes Kämmerchen hatte, und daß alle von ihrem Lehrer beobachtet werden konnten. Dieser Lehrer saß auf einem Katheder, wo er seine Vorlesungen hielt, und während derselben übersah er zugleich mit Einem Blicke, was in jedem Kämmerchen vorging. Die Seminaristen studierten nicht nur in diesen Zimmerchen, sondern schliefen auch darin. Ein Tisch, auf welchem eine Matte lag, vertrat die Stelle des Bettes, und sowohl oberhalb als unterhalb desselben war ein kleines Hängetischchen angebracht, das man nach Belieben in die Höhe schlagen oder niederlassen konnte. Wollte einer oder der andere dieser jungen Leute schreiben, so hatte er nicht nöthig, sein Zimmerchen zu verlassen, sondern durfte sich nur zu den Füßen seines Bettes setzen; wollte er hinausgehen, so durfte er nur sein Tischchen abräumen nnd es zusammenlegen. Auf dem andern Tischchen, oberhalb des Bettes, waren seine Bücher, sein Schreibzeug, sein langes Seminaristengewand, und verschiedene Kleinigkeiten, deren er zur Reinlichkeit bedurfte. Die Saalthüren stießen gerade auf einander, und standen immer offen, damit frische Luft durchzöge; doch konnte keiner hinausgehen, ohne von den Lehrern bemerkt zu werden, welche beständig in den Seitenzimmerchen auf alles Acht gaben. Das Refektorium war in einem andern Theile des Hauses, und man pflegte darin während des Essens zu

lesen. Die Schneider-, Schuhmacher-, und Tischler-Werkstätten, ingleichen die Buchdruckerei und Beckerei, waren außerhalb des Hauses, und sämmtlich mit Seminaristen besetzt; denn jeder von ihnen war verbunden, ein Handwerk zu lernen. Sie gingen sämmtlich barfuß, und eins ihrer Geschäfte bestand darin, daß sie die jungen Palmbäume, welche in den Garten verpflanzt wurden, begießen und warten mußten. Ihre Verrichtungen waren so eingetheilt, daß sie täglich vier Stunden studierten, und eine Stunde sich mit Handarbeit beschäftigten; die übrige Zeit brachten sie mit Beten, Singen und Meditiren zu. An zwei Tagen wöchentlich unterhielten sie sich in ihrer Muttersprache; außerdem mußten sie immer Lateinisch sprechen. Herr Mathon zeigte mir ein Breve, welches Se. jetzt regierende Heiligkeit, Papst Pius der Sechste, an dieses Seminarium erlassen hatte, und worin demselben große Lobsprüche beigelegt wurden. Diese Stiftung war bloß für junge Leute aus Sina, Cochinsina, Tunquin und Siam bestimmt. Es ist zu bedauern, daß man keine ähnlichen Anstalten für die Malabaren, Tamuler, Canarinen und andere Nationalen hier antrifft, welche sämmtlich außerhalb Landes zum geistlichen Stande gebildet werden, und großen Theils als Menschen von verderbten Sitten zurückkommen.

An eben dem Tage, da ich wieder nach Puduceri kam, hatte ich Gelegenheit eine sonderbare Scene mit anzusehen. Man führte nehmlich den Götzen Apis durch die Stadt. Es war ein schöner, fetter, rothfarbiger Stier von mittlerer Größe. Die Brahmanen pflegen ihn gewöhnlich das ganze Jahr hindurch in der Nähe ihres Tempels zu bewachen; aber heute war gerade der Tag, an welchem man ihn, unter Beobachtung vieler Feierlichkeiten, dem Volke zeigte. Vor ihm her zog ein Trupp Indischer Musikanten; das heißt: ein Paar Trommelschläger, einige Pfeifer, und verschiedene Leute, die mit eisernen Klöppeln auf kupferne

Becken schlugen. Dann kamen einige Brahmanen, und hinterdrein eine ungeheure Menge Volks. Die Heiden hatten sämmtlich die Thüren ihrer Häuser und Kramläden geöffnet, und vor jeder stand ein Körbchen mit Reiß, dünnen Kuchen, Kräutern, oder andern Eßwaaren, womit die Eigenthümer dieser Häuser und Buden zu handeln pflegen. Jeder gaffte den Apis ehrfurchtsvoll an; und derjenige wurde glücklich gepriesen, von dessen Waaren ihm, im Vorbeigehen etwas zu verzehren, beliebte. Philarch äußert bei dem Plutarch, in dessen Abhandlung über die Isis und den Osiris, die Vermuthung: der Apis sey von den Aegyptern ursprünglich aus Indien nach ihrem Vaterlande gebracht worden. Dieser, nehmlich Plutarch, versichert: die Aegypter hätten den Apis als ein Sinnbild der Seele des Osiris betrachtet. Vielleicht wollte er zu verstehen geben, daß sie sich darunter die zeugende Kraft dachten, durch welche Osiris alles belebt und hervorgebracht habe. Weiter unten werde ich zu erweisen suchen, daß Osiris nichts anders war als die Sonne, und folglich eben das, was bei den Indiern der Götze Shiva oder Mahadèva vorstellt. Davon rührt es auch her, daß dieser Shiva, das Sinnbild der Sonne, auf einem Ochsen reitet, und daß er in den heiligen Gebeten der Brahmanen Pashupadi, d. i., der Mann der Kuh, genannt wird. Diese ist wieder nichts anders als ein Symbol der Göttin Ishami, oder der Frau, wie die Indier den Mond, oder die Isis, welcher die Kuh geweihet ist, mit ihrem heiligen Namen zu nennen pflegen. Auf den Aegyptischen Denkmählern ist der Osiris, als Symbol der Sonne, mit einem Strahlenkranze um das Haupt abgebildet, und die Isis, sein Weib, trägt Hörner, das Symbol der Kuh, zugleich aber auch des Neumonds, der sich zur Sonne, wie das Weib zum Manne, verhält. Auf den Indischen Denkmählern hat der Götze Shiva einen Ochsen unter sich; und die Göttin Ishami, so wie sie in

einem der ältesten Indischen Tempel, auf der Insel Elephantis, abgebildet ist, lehnt sich mit dem einen Arm auf eine Kuh. (Man lese hierüber Niebuhrs Reisen nach, und zwar den zweiten Band, wo die Götzenbilder beschrieben werden, welche sich in der Pagode auf der Insel Elephantis befinden.) In der Naturgeschichte des Plinius, und zwar B. II. Kapitel 46, wo ebenfalls die Rede vom Apis ist, kommen folgende merkwürdige Worte vor: „Wenn er (der Apis) aus der Hand derer frißt, die ihn um Rath fragen, so vertritt dies die Stelle der Antwort. Aus der Hand des Cäsar Germanicus wollte er nichts nehmen; und dieser kam bald darauf ums Leben *)." Hieraus erhellet, daß sich die Aegypter in Rücksicht des Apis auf eben die Weise benahmen, wie die Indier. Dort, wie hier, pflegte man ihn als ein Orakel zu betrachten, ihm Speise vorzusetzen, und, je nachdem er fraß oder nicht fraß, auf Glück oder Unglück zu schließen. Zeugt dies nicht offenbar von einer Analogie in der gottesdienstlichen Verehrung, welche diese beiden Nationen dem Apis erwiesen? So wie der Ochse, oder der Apis, die zeugende Kraft der Sonne vorstellt, auf eben die Weise ist die Kuh ein Symbol von der zeugenden Kraft des Mondes und der Erde. Der Ochse oder Apis wird auf Samscredamisch Uksha, Bhadra Urszabha, Gau, Mahisha, auf Malabarisch und Tamulisch aber Kàla, Muri, Eruda genannt. Die Kuh heißt auf Samscredamisch Mâhey, Saurabhei, Gò, Usra, Mahà, Shranguini: wenn sie roth ist, Arginni; wenn sie weiß ist, Rohinni; in Malabarischer und Tamulischer Sprache: Pashu, Gova. Alle diese Benennungen drücken eine oder die andere Eigenschaft des Ochsen und der Kuh aus. So heißt z. B. Bhadra gut, Mahisha groß, großmüthig, Mahà eine große Kuh,

*) Responsa privatis dat (Apis) e manu consulentium cibum capiendo. Germanici Caesaris manum aversatus est, haud multo post extincti. Plin. l. c.

ein edles Thier, Shranguini zierlich, geschmückt, schön. Die Malabarischen Götzendiener nennen dieselbe Ama oder Tala, Mutter, und den Ochsen Appen, Vater. Wer weiß, ob nicht der Nahme Apis, dessen die Aegypter und Griechen sich bedienten, das corrumpirte Appen oder Appa der Indier ist, welches Vater, Erzeuger, bedeutet? Die Aegypter pflegten ihrer Isis, anstatt des Kopfputzes, Kuhhörner aufzusetzen. Auch die Indier verehren die Kuh als eine Gottheit. Die meisten Häuser der heidnischen Indier, nicht nur zur Puduceri, sondern auf der ganzen Küste von Malabar und Ciòlamandala, sind von außen und innen mit Kuhmist belegt. Die Heiden pflegen den Urin der Kuh zur Reinigung ihrer Sünden zu trinken, nehmen, wenn sie dem Tode nahe sind, einen Kuhschwanz in die Hand, und fahren, wenn sie auf diese Art sterben, ihrer Meinung nach, in das Paradies auf. Ich sagte vorhin: die Kuh sey ein Symbol des Mondes und der Erde; deswegen ist sie auch in Indien der Göttin Parvadi oder Ishàni, Ishi, oder Isha, d. i., der Frau, geheiligt, unter welcher Benennung der Mond verstanden wird. Auch ist sie der Göttin Ma oder Lakshmi, d. i. der großen, der schönen Göttin gewidmet; und alle diese heiligen Namen bezeichnen eigentlich die Erde. Die Kuh hat also ganz offenbar einen mystischen Sinn, welcher die Zeugungskraft des Mondes und die Fruchtbarkeit der Erde bezeichnet; deswegen wird sie auch für so heilig gehalten, und so sehr verehrt, daß man sowohl in Malabar, als überall, wo die Heiden die Oberhand haben, jeden, der eine Kuh tödtet, an den Galgen hängt. Der Ochse, welcher den Apis vorstellt, muß alle drei Jahre einem andern Platz machen. Stirbt er während dieses Trienniums seiner Vergötterung, so wird er mit eben der Pracht und Feierlichkeit zur Erde bestattet, welche man bei Begräbnissen vornehmer Personen zu beobachten pflegt. Verschiedene Pagoden, oder heidnische Tempel, tragen auf ihrem

Frontispiz eine Kuh, oder auch wohl ein Paar Kühe, in kolossalischer Größe *).

Die Wohnungen der Heiden zu Puduceri, wie überhaupt auf der ganzen Küste von Malabar und Ciòlamandala, sind sehr niedrig und finster. In letztbenannter Gegend bestehen sie aus Backsteinen, die an der Sonne gedörrt worden, und sind mit Palmblättern gedeckt. Die Armen bauen sich ihre Hütten aus den Stämmen, Blättern und Zweigen der Palmbäume. Die Pondiyalas, oder Magazine, worin die Indier ihre Waaren liegen haben, sind ebenfalls sehr finster, besonders die in Puduceri und Madraspatnam. Da an diesen beiden Orten viele Leinwand verkauft wird, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie diese Einrichtung deswegen treffen, damit man die daran befindlichen Mängel nicht bemerken soll.

Die Kapuziner der Französischen Provinz Tours haben das Recht, in Puduceri die Pfarrstellen zu besetzen. Die Exjesuiten hatten sich, Kraft eines von Ludwig XVI. ertheilten Dekrets, mit der Gesellschaft der Missions étrangères vereint, so daß sie mit derselben nur ein einziges Korpus ausmachten. Die Europäer standen unter der Seelsorge der Kapuziner, und die Indischen Christen unter der Seelsorge der Exjesuiten. Letztere haben ungefähr vier

*) Ob die Verehrung des Aegyptischen Apis aus Indien, oder, umgekehrt, der Indische heilige Ochse aus Aegypten gekommen sey, läßt sich, so weit ich darüber nachgedacht habe, schwer entscheiden. Beide Arten der Verehrung haben unstreitig viel Aehnliches mit einander; doch auch manche Verschiedenheit. Der Indische heilige Ochse bleibt z. B. nur drei Jahre am Leben; der Aegyptische hingegen lebte, dem Plutarch zufolge, fünf und zwanzig Jahre, ward dann ersäuft, balsamirt, und nicht weit von Memphis, bei dem Dorfe Abusir, dem alten Busiris, in einem eigentlich dazu bestimmten unterirdischen Begräbnisse beigesetzt. Paul Lucas und Worthley Montague haben daselbst noch die Särge der Apis-Ochsen gefunden, und der Letztere hat einen Stein aus diesem Begräbnißorte mitgebracht, auf welchem die Einbalsamirung des Apis abgebildet ist. Dieser Stein befindet sich jetzt in dem Brittischen Museum, dessen Aufsehern ich ihn zuerst erklärt habe. F.

tausend Christen zu bedienen; doch ist diese Anzahl bald größer bald kleiner, je nachdem Friede oder Krieg ist: denn im letzteren Falle wandern gewöhnlich viele Indische Christen aus, und flüchten entweder in die Gebirge, oder irren bald da, bald dort umher. Ganz neuerlich wurde das Seminarium von Virapatnam nach Ariancopan verlegt, wo sich ein Bischof aufhält, der zu Puduceri, in den Königreichen Tanjaur, Madura und Carnada, wie auch in der Provinz Gingi, die Stelle eines apostolischen Vicarius bekleidet. Dieser Mann ist in immerwährende Händel mit dem Bischofe von Mailapuri oder Sankt Thomas verwickelt: einem Portugiesen, der ihm die geistliche Gerichtsbarkeit streitig zu machen sucht.

Nach der Karte des Herrn de la Tour, welche unter allen die richtigste ist, liegt Puduceri unter 12° nördlicher Breite und unter 78° östlicher Länge. Am ersten Januar geht daselbst die Sonne um 6 Uhr 23 Minuten, Französischen Zeigers, auf, und um 5 Uhr 37 Minuten unter. Vom 28sten August an, erscheint sie um 5 Uhr 51 Minuten am Horizonte, und sinkt um 6 Uhr 9 Minuten wieder unter denselben hinab. Mit dem ersten December kommt sie um 6 Uhr 21 Minuten zum Vorschein, und geht um 5 Uhr 38 Minuten wieder unter. Nach dieser Angabe wird der Leser die Länge der Tage und Nächte beurtheilen können.

Der Fluß, welcher an Virapatnam vorbei strömt, und sich gegen Süden von Puduceri in das Meer stürzt, heißt eigentlich Ciovanàru, und nicht Chonanbar, wie er von den Europäischen Erdbeschreibern genannt wird. Aru bedeutet in Malabarischer und Tamulischer Sprache einen Fluß, und Ciovana roth; das zusammengesetzte Wort Ciovanàru heißt also: der rothe Fluß; und wirklich ist sein Gewässer, von dem Erdreiche, welches er mit fortschwemmt, bisweilen blutroth gefärbt. Da aber die Indier die erste Hälfte dieses Wortes abkürzen, und Ciona

oder Tschona anstatt Ciovàna sagen, so haben die Europäer es vollends verstümmelt und Chonenbar daraus gemacht. Dergleichen Verstümmelungen Indischer Nahmen und Wörter sind überhaupt nicht selten, besonders wenn sie in fremde Sprachen übergetragen werden. Wirklich wird der vorgenannte Fluß auf der Karte von Coromandel, welche Herr de la Tour im Jahre 1770 zu Paris herausgegeben hat, mit dem unrichtigen Namen Chonenbar bezeichnet. Daß es gleiche Bewandniß mit dem Worte Coromandel, für Ciòlamandala habe, ist bereits oben bemerkt worden. Eben so unrichtig pflegt Herr d'Anville, nicht nur in seinen Antiquités géographiques des Indes, welche 1775 in der königlichen Druckerei zu Paris herausgekommen sind, sondern auch auf allen seinen Karten von Indien, ein großes Reich, das gegen Westen von Puduceri liegt, Carnata zu nennen. Dessen eigentlicher Name ist Carnàda, das schwarze Land, von Car schwarz, und Nada Land. Es wird in Tamulischer und Malabarischer Sprache deswegen so genannt, weil man es hierdurch von Ciòlamandala, dem Hirsenlande, unterscheiden will: denn die Hirse kommt in der sandigen Gegend unweit der Seeküste am besten fort; jenes Land aber liegt weit von der See, hat vortreffliche Viehweide, und erzeugt eine große Quantität Reiß, Pfeffer, Baumwolle, und andere dergleichen Produkte, die auf einem sandigen, von Meersalz imprägnirten Boden, weder wachsen noch gedeihen können. Unter hundert Indischen Namen, welche den dortigen Gegenden und Ortschaften zukommen, findet man oft kaum zehn, die nicht von den Ausländern corrumpirt und verfälscht worden sind. Wenn man die Geschichte und Erdbeschreibung Indiens in den Schriften der Ausländer studiert, stößt man jeden Augenblick auf Stellen, welche verbessert zu werden verdienen. Damit man sie zum Theil berichtigen könne, will ich hier ein etymologisches Verzeichniß der vornehmsten Ort-

schaften und Gegenden beifügen, welche auf der Küste von Ciòlamandala, oder, wie die Europäer sagen, von Coromandel, liegen. Ich werde mich hierbei so genau als möglich an die Orthographie der Indier binden.

Namen und Städte und Flecken in Carnada und Ciòlamandala.

Valiacàda, der große Berg; oder Valiacadà, die große Ueberfahrt, Passage, Furt; wird von den Europäern Paliacate genannt; ist eine Stadt an der Seeküste; liegt an der Mündung eines kleinen Flusses; die Holländer haben daselbst eine Niederlassung.

Ottocutta, oder Ottukottei; eine einsame Stadt, ein einsames Kastell.

Pondamala, oder Pondàlamey, ein hoher Berg, von Pondu hoch, und Mala oder Maley, welches in Tamulischer und Malabarischer Sprache einen Berg bedeutet; ist eine Bergfestung, die von den Europäern Grand Mont genannt wird.

Madraspatnam; Patnam die Stadt, Madraspatnam, die Stadt Madras.

Maïlapuri, oder Maïlapuram, die Pfauenstadt, das Meliapur oder Sankt Thomas der Europäer.

Tirupati, ein heiliger Ort, ein heiliger Tempel, von den Europäern Tirupeti genannt; liegt in Carnada unter 14° der Breite, und 77° 15′ der Länge; ist dem Vishnu geheiligt, und wird häufig von Leuten aus allen Gegenden Indiens besucht. Die Pilger, welche daselbst ihre Andacht verrichten, lassen sich die Haare abschneiden, und bringen sie dem Vishnu zum Opfer dar.

Tirunamalà, oder Tirunamaley, der heilige Berg; corrumpirt Tirutmalet.

Govalam, der Kuhbezirk; corrumpirt Govelan.

Uttamalùr, der gute Flecken; corrumpirt Outremalour.

Arrucati, eine Stadt, oder ein Kastell, von wo man den Fluß Paler wahrnimmt; corrumpirt Arcate.

Cangipuri, oder Congipuram, die Goldstadt, von Puri oder Puram die Stadt, und Cangi, welches auf Samscredamisch Gold bedeutet; corrumpirt Cangivaron.

Vencàtighiri, der Waldberg; corrumpirt Vincatighiri; ist zusammengesetzt von Quiri oder Ghiri ein Berg, Ven weiß, und Càti oder Càtil, im Walde; eine Stadt, die auf dem Berge liegt, wo der weiße Wald ist.

Ciacrapuri, oder Ciacrapuram, die Zirkelstadt, die runde Stadt; corrumpirt Sacrapour.

Perumaculam, der große Teich, das große Bad; corrumpirt Permacoul.

Mangalur, die glückliche Stadt, der glückliche Flecken.

Callanatur, der Freudenflecken.

Velùr, der Lanzenflecken; heutiges Tages eine Stadt.

Villanùr, der Pfeilflecken; auf der Karte Villenour genannt.

Puduceri, der neue Flecken, auf den Landkarten Pondichery.

Attùr, der Ziegenflecken, oder der Flecken, wo die Kokosnüsse gemahlen werden.

Krshnavaram, der Segen des Gottes Krshna; ein Flecken, der auf der Landkarte Quichenavaròn genannt wird.

Divycotta, das göttliche Kastell; von Divya göttlich, und Còtta ein Kastell, eine Festung; heißt auf der Karte Divicotè.

Namen der Städte und Flecken im Königreich Tanjaur.

Tanjaur, eine Niederung; oder Tanjlaur, ein elender, schlechter, abscheulicher Flecken; ist die Hauptstadt einer Provinz gleiches Namens. Die erstere Schreibart scheint die richtigste; denn Tanjaur ist wirklich ein niedriges Land, das öfteren Ueberschwemmungen ausgesetzt ist.

Turangaburam, oder Turangaburi, die Wasserstadt, oder die Pferdestadt; wird von den Europäern Tranquebar genannt.

Karincala, der schwarze Stein oder Felsen; das Karical der Europäer.

Nâvur, der Hundsflecken, oder der neue Flecken; das Naour der Europäer.

Tirumaladùvasam, der Tempel des Gottes vom heiligen Berge, d. i., des Shiva; wird von den Europäern Tiremalevasen genannt.

Nâgapatnam, oder Nâgapatana, die Schlangenstadt, oder die Elephantenstadt: denn Nâga bedeutet eine Schlange und auch einen Elephanten, Patnam heißt eine Stadt; ist eben dieselbe Stadt, welche die Griechen Nigamos oder auch Nigama Metropolis zu nennen pflegten.

Tirumannùr, der Flecken des heiligen Landes; das Tremanour der Europäer.

Cirangam, oder Cirangapatnam, die Stadt der schönen Gliedmaßen, von Cir schön, Anga ein Glied, und Patnam die Stadt; das Cheringam der Europäer *).

Cell-

*) Der Tempel zu Cirangam, auf der Insel Ciranga, die am Flusse Colaru oder Colram, und zwar auf der Karte des Herrn de la Tour unter 10° 45′ der Breite, und unter 76° 45′ der Länge liegt, ist ein wahres Meisterstück der Indischen Baukunst. Dieser Tempel ist von sieben viereckigen Mauern umgeben, welche zusammen die Klausur dieses Tempels ausmachen. Sie bestehen durchgehends aus behauenen Steinen; ihre Höhe beträgt 25 Fuß, und eine ist von der andern 350 Fuß in paralleler Richtung entfernt. Jede Mauer hat vier Thore, und über jedem dieser Thore ist eine sogenannte Góbura, d. i. ein hoher Thurm angebracht, welcher mitten auf der Mauer ruhet, und von beiden Enden in gleicher Entfernung absteht. Diese Thore und Thürme sind auf den vier Hauptpunkten einander gerade gegenüber angebracht, und mit Säulen geziert, welche 35 Fuß in die Länge, und fünf in die Breite haben. Im Mittelpunkte dieses Tempels, d. i. im Allerheiligsten, steht die Bildsäule des Vishnu, dem er gewidmet ist. An den Thoren, Thürmen und Mauern nimmt man allerlei Gestalten von Menschen und Thieren wahr, die einen symbolischen Sinn enthalten. Dieser Tempel ist wenigstens 2,000 Jahre alt, und dient zu einem Beweise, wie weit es die alten Indier in den bildenden Künsten gebracht hatten. Der gelehrte Chevalier d'Agincourt in Rom besitzt eine Zeichnung von diesem prächtigen Tempel, die er von

Celiaolam, der schlammige Teich; das Chelicolon der Europäer.

Tricolùr, der Flecken der drei Weiher oder Lustrationsörter; heißt auf der Karte Tricolour.

Palancotta, das Brückenkastell; denn man muß über einige Brücken gehen, ehe man dahin gelangen kann; von Pâlam oder Pàlan eine Brücke, und Cotta ein Kastell; auf der Karte wird es Palàncotè genannt.

Nahmen der Städte und Flecken im Königreiche Madura.

Madura, Matura und Madhura, die liebliche, die milde Stadt, oder die Stadt des Helden Madhu. Sie ist die Hauptstadt des Königreichs Madura, das den Namen von ihr führt, von den Europäern aber Madure genannt wird. Dies Reich heißt auch Pandi oder Pandimandala, das Land des Pandi, Pando oder Pandava, eines alten Indischen Königs, der dieses Reich, nach der Meinung der Brahmanen, gegründet haben soll. Plinius nennt diese Stadt Modusa regia Pandionis, bei dem Ptolemäus aber heißt sie Methora.

Tricinnapalli, von Tri drei, Cinna klein, und Palli ein Tempel, eine Schule; ist heut zu Tage die Hauptstadt in Madura; heißt auf der Karte Trichenapali.

Manelùr, der Flecken auf dem Sande; ein Flecken.

Viramala, der feste Berg, oder die Kette der Starken; ein Flecken.

Tindacalla, der schmutzige Stein, oder Fels; auf der Karte Tinducallu; ist das Tindis des Ptolemäus und Arrian.

Tirnaveli, oder Tirunnaveli, der Ort, wo die Fluth ein Ende hat; ist heut zu Tage eine ansehnliche Stadt.

dem Gouverneur zu Pondichery, Herrn Law de Lawriston, zum Geschenk erhielt. Da übrigens dieser Tempel bereits von einigen Englischen Schriftstellern beschrieben ist, so wollen wir den Leser für diesmal nur noch auf die mystische Zahl Sieben aufmerksam machen, welche durch die siebenfache Einfassung angedeutet wird. A. d. V.

Mantòpo, oder Mantòpu, der Garten auf gutem Boden; ein Flecken.

Ciangracoil, der Tempel des Ciangra oder Shiva; auf der Karte Sangaravacoil.

Uttamapàleam, von Uttama das Beste, und Pàleam oder Pàliyam, das Haus des Gouvernement; auf der Karte Uttamapaleon.

Nahmen der Städte und Flecken auf der Küste von Pescaria, oder, wie die Alten sie nannten, Paralia.

Ràmanàthapuram, die Stadt Rama's, des Herrn; heißt auf der Karte Ramanadaburon.

Wayparra, die drei großen Felsen; ein Flecken, der nahe bei diesen Felsen liegt.

Tùtucuri, oder Tùducudi, ein Flecken, oder Ort, wo die Leinwand gewaschen wird.

Mannapara, Erde und Felsen; von Manna Erde, und Pàrra ein Fels.

Wadakencolam, ein Teich, oder Bad gegen Norden, jetzt eine Stadt.

Gòvalam, der Kuhbezirk; heutiges Tages ein Flecken; das Colis oder Colias der Alten; liegt unweit Tovàla; ist eine starke, dem Könige von Travancor zugehörige Festung, welche den Zugang aus dem Königreich Madura, nach dem Kap Comari zu, sperrt; heißt auf der Karte Covalan.

Nahmen der Städte und Flecken im Königreiche Maissùr.

Maissùr, von Maï Farbe, und Ur ein Land, Maissùr das Land der Farbe. Wahrscheinlich erhielt es diesen Nahmen entweder von der röthlichen Erde, welche man häufig darin antrifft, oder von den Farbekräutern, die es hervorbringt, und womit die Leinwand gefärbt wird. Dies Reich liegt zwischen Carnada, Madura und der Malabarküste mitten inne.

Bengalùr, das weiße Land, die weiße Erde. So nennt man die Hauptstadt, wo ehedem der Nabob Hayder Aly Chan seine Residenz hatte. Sie ist eine ansehnliche stark befestigte Stadt.

Cirangapatnam, die Hauptstadt und Festung, worin der Nabob Tipu Sultan Bahader residirt. Sie liegt zwanzig Stunden von Bengalùr, gegen Westen; heißt auf der Karte Chiringapatnam.

Dhermapuri, die Stadt der guten Werke, oder die Stadt der Tugend; von Dherma Tugend, und Puri eine Stadt; auf der Landkarte heißt sie Darmapuri.

Dharàburam, oder Dharàpuram, die Stadt, wo das Regenwasser abläuft; denn sie liegt am Fuße der Gattes-Berge, von wo das Wasser herabschießt. Auf der Karte steht Daraburu.

Budhapadi, der Flecken des Budha, eines Indischen Götzen. Auf der Karte: Budapari.

Gòculatùr, von Go die Kuh, Cula eine Heerde, und Ur das Land, der Flecken; folglich das Land der Kuhheerden. Auf der Karte: Guclaturu.

Cinnabellapuram, die kleine Stadt der Stärke. Auf der Karte: Sinnaballambaram.

Ciandrapati oder Tschandrapadi, der Mondflecken. Auf der Karte: Sandarupati.

Solcher veränderten und korrumpirten Namen giebt es noch mehrere; aber manche derselben sind so verunstaltet, daß man ihre eigentliche Bedeutung gar nicht mehr errathen kann, oder sich nur in ungewissen Vermuthungen verlieren würde, wenn man ihren etymologischen Ursprung wieder aufsuchen wollte. Aus dem Obigen erhellet wenigstens so viel, daß einige Indische Städte und Flecken nach den Nahmen Indischer Gottheiten, andere nach Lokalumständen, oder nach Beschaffenheit des Erdbodens benannt wurden, und daß man folglich dergleichen Benennungen keinesweges aus den Zeiten der Aegypter, Perser, Griechen oder Römer ableiten kann. Im östlichen Theile Indiens ist weder

von Sesostris noch von den Griechen eine Spur anzutreffen, wie einige Europäische Gelehrte ganz irrig behaupten wollen. Daß Indien zu den Zeiten des Sesostris bereits civilisirt war, werden wir in der Folge darthun. Was hiernächst die Griechische Sprache und die Griechischen Legenden betrifft, so wurden diese nicht eher in Indien bekannt, als nach dem Einbruche Alexanders des Großen, und zwar nur in einigen Seestädten des nördlichen Indiens *).

Nach dieser kleinen Digression will ich nun kürzlich die Nachrichten anführen, welche mir in Betreff der Königreiche Madura, Tanjaur und Carnada von den dortigen Missionarien mitgetheilt wurden. Denn da ich mich auf der Küste von Ciòlamandala nur vom 26sten Julius bis zum 20sten Oktober aufhalten konnte; so war es mir freilich nicht möglich, in diesen wenigen Monaten mich durch eigene Erfahrung von allem zu belehren, was diese merkwürdigen Länder betrifft. Man wird es mir wohl nicht verübeln, wenn ich dasjenige hier einschalte, was mir die wackern Missionarien mittheilten, welche die meiste Zeit ihres Lebens in jenen Provinzen zugebracht hatten.

Drittes Kapitel.

Geographische, statistische und historische Bemerkungen über die Königreiche Tanjaur, Maravà, Madùra und Carnàda.

Die vornehmsten Städte im nördlichen Indien sind folgende:

Kaschemir. Es liegt, nach der Landkarte, welche Herr de l'Isle im Jahre 1781 zu Paris herausgege-

*) Die Aegypter behaupteten zwar, ihr König Sesostris, welcher um Mosis Zeit (etwa 1500 Jahr vor C. Geb.) lebte, sey bis nach Indien gekommen; es ist aber nicht sehr wahrscheinlich. Das Verzeichniß von Völkern im Moses (I. B. 10. K.) scheint wohl eben die zu nennen, welche die damalige Welt durch den Zug des Sesostris kennen lernte; darin stehen aber die Indier nicht. F.

ben hat, unter 35° der Breite. Diese Stadt ist zuverlässig eben dieselbe, welche Herodot Kaspira oder auch Kaspirus nennt, wie d'Anville ganz richtig bemerkt hat *).

Kabul. Eine Stadt, die, nach der Seite von Persien zu, gleichsam der Schlüssel von Indien ist. Sie mußte einst Alexandern dem Großen, als er aus dem Persischen Kriege, gegen den Porus, zurückkam, tria millia nummûm talenta entrichten. Sie liegt unter 34° der Breite **).

Tatta oder Tattanagar, kommt bei dem Plinius unter dem Namen Pattala oder Pattalena vor, und liegt an der Mündung des Indus oder Sindhu. In dieser Stadt hielt sich einst Apollonius von Thyana vier Monat auf. Ehedem zählte man daselbst dreißig tausend Weberstühle, auf denen Indische Leinwand verfertigt wurde.

Hastinapuri, auf Samscrdamisch Hastinanagari; von Andern sehr unrichtig Assanapur oder Hassnapur, und von d'Anville Astanagar genannt. Heut zu Tage heißt sie Hassanabad, und ist die erste und älteste Stadt in ganz Indien. Sie liegt unter 32° und einigen Minuten der Breite. Im Buch Bharada wird von dieser Stadt Folgendes gesagt:

Hasti tàn nirmicion puramàyadu mùlam

Hastinapuramennu ciollunit arignàlum.

Das ist: „Der König Hasti bauete eine Stadt, und deswe-

*) Kaschemir ist eine, ganz von Bergen umgebene, Provinz oder schöne Herrschaft, welche die Mogolen ihren Beherrschern entrissen hatten. Die Hauptstadt hieß ehemals, als Bernier in Indien war (ungefähr 1663 — 1668) ebenfalls Kaschemir; jetzt aber nennt man sie, so wie die Provinz, Siri-Negor. — Das alte Kaspirus ist nicht Kaschemir, sondern eine mehr nach Persien zu liegende Stadt; vielleicht Ghazna oder Ghazmin. F.

**) Kabul, eine der nördlichsten Städte von Indien, wahrscheinlich das alte Argyräum. F.

gen ward sie Hastinapuri nach dem Könige Hasti genannt." Ihre Einwohner, wahrscheinlich auch einige dortige Könige, wurden einst von den Assyrern unterjocht, und standen nachher unter der Herrschaft des Cyrus, dem sie einen Tribut entrichten mußten. Die berühmten Indischen Könige, welche den Nahmen Pandu, Pando oder Pandavi führten, hielten sich dreizehn Monate in der Stadt Hastinapuri auf. Sie lebten 1550 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung, und nicht 3102 Jahre vor Christi Geburt, wie Herr Wilkins ganz irrig behauptet. Aus meinem auf Palmblätter geschriebenen Codex, Bharada genannt, erhellet, daß Hastinapuri schon lange vor den Zeiten jener Pandos oder Pandavi existirte, und wenigstens zwei tausend Jahre vor Christus erbauet wurde, folglich mit der Assyrischen Monarchie von gleichem Alter war. Die Gemahlin des Königs Hasti hieß Ashodara, und war eine Tochter des Königs Trigartta. Sie hatte einen Sohn, der den Namen Vikugnen führte, und sich mit der Sumanda, einer Tochter des Königs Dashahanda, vermählte *).

Die Stadt Dionysiopolis, deren bei dem Ptolemäus und Arrian gedacht wird, ist Nisa, die Stadt des Devanishi, d. i., des Dionysius oder Indischen Bacchus. In der Samscredam-Sprache heißt sie Shrinagari, d. i., die Stadt des berühmten, des beglückten, oder auch des seligen Bacchus. Auch wird sie Nishadabury oder Naishadabur, d. i., die Stadt Nisa, genannt. Sie liegt unter 31° der Breite, am Fluß Allakandara, der sich in den Ganges ergießt. Sie soll, wie der heilige Hieronymus versichert **),

*) Hastinapuri oder Hastinagari, jetzt Aschnagur, war vor Zeiten die Hauptstadt der Assakani, eines alten Indischen Volkes. Die Assyrischen und Persischen Könige mögen ihre Herrschaft wohl bis hieher ausgebreitet haben. F.

**) Im achten Theil seiner Werke S. 210 — 218 nach der Venetianischen Ausgabe.

fünf hundert und funfzig Jahre nach Abrahams Geburt von Bacchus erbauet worden seyn *).

Pallibothra ward ebenfalls von Bacchus erbauet. Diese Stadt ist aber weder das heutige Patna am Ganges, wie Herr Rennel vorgiebt, noch Eleabad oder Allahabad, das ebenfalls am Ganges, und zwar unter 25° und einigen Minuten der Breite liegt; sondern vielmehr Pallipatur, heutiges Tages ein Flecken, am Fluß Yamunà, da wo er sich in den Ganges ergießt, unter 26° der Breite. Robertson und d'Anville, welche behaupten wollen, daß Pallibothra das heutige Eleabad oder Allahabad sey, verdienen unter andern auch deswegen keinen Glauben, weil diese Benennung Persischen und keinesweges Indischen Ursprungs ist **).

Benares, Venares, oder Kasi, ein berühmter Tempel, nebst einer Akademie und einem Observatorium, liegt unter 25° der Breite am Ganges, und ist das Cassidia der Alten ***).

Ayodhya, eine uralte Indische Stadt, wo die ersten Indischen Monarchen am Ganges residirten, lag am Flusse Deva, unter 25° der Breite, an eben der Stelle, wo jetzt Faizabad steht. Es ist der Geburtsort des Shiràma oder Ràma, eines Indischen Heroen, oder des

*) Die Griechen pflegten alle Gottheiten der entlegensten fremden Völker mit ihren eignen zu vergleichen. Eine Aehnlichkeit im Nahmen, oder in irgend etwas Anderem, veranlaßte sie sogleich, in diesen fremden Gottheiten Griechische zu finden. So war der Deva-Nischi Dionysius, die Neith der Aegypter Minerva oder Athene, der Serapis Jupiter, der Horus Apollo, u. s. w. — Der Fluß Allakantara heißt in la Rochette'ns Karte von 1788 Allaknanda, und in der Karte des Rektors Mannert: Allaknandara. F.

**) Der Flecken Pallipatur liegt ganz nahe bei Allahabad, dessen Nahme freilich Persisch und dessen Ursprung jünger ist. F.

***) Dieses Observatorium ist in den Philosophical Transactions beschrieben. F.

jungen Bacchus, dessen Heldenthaten schon vor den Zeiten der heidnischen Indier besungen wurden.

Modhura, oder Moturapuri, bei dem Plinius Modura Deorum genannt, ist ebenfalls eine sehr alte Stadt, und liegt unter 27°, zwischen Agra und Dely. Sie ist der Geburtsort des Gottes Krshna, oder des Indischen Apollo, welcher seine Heerden hier weidete. Deswegen wird sie auch Gocula und Ambàdi, d. i. der Kuhbezirk genannt. Sie liegt am Flusse Yamuna, für welchen die Heiden viel Ehrfurcht haben.

Eloura oder Illoura, eigentlich Ellur, die Sesam-Stadt, ist heutiges Tages ein Flecken, und wird Douletabad genannt. Er liegt vier Indische Meilen weit gegen Nordwesten von Aurungabad. Hier ist der alte berühmte, von Thevenot beschriebne Tempel.

Canudi, nicht Canouge, wie Renaudot schreibt, ist eine uralte Stadt, und war die Residenz der ersten Indischen Könige. Die fünf Gebrüder Pandu oder Pando, welche in der ältern Indischen Geschichte eine so große Rolle spielen, hatten daselbst ihr Hoflager. Sie liegt unter 27° der Breite, am Flusse Càlini, und zwar in der Gegend, wo er sich in den Ganges ergießt.

Patna, eine berühmte Stadt am Ganges, liegt auf der Karte des Paters Tiefenthaler unter 25° der Breite. Nach der Versicherung des Paters Marcus a Tumba, der eine Beschreibung derselben geliefert hat, soll sie anderthalb Millionen Einwohner enthalten. Die Engländer haben dort ein Conseil und Gouvernement, die aber beide dem großen Rathe zu Calcutta untergeordnet sind.

Ausführlichere Nachrichten von Indischen Städten und Oertern findet man in Tiefenthalers Beschreibung von Hindostan, in den Récherches historiques et géographiques par Anquetil du Perron, in Rennells Erdbeschreibung von Indien, und in einem sehr merkwürdigen handschriftlichen Codex des Paters Marcus a

Tumba, welcher im Borgianischen Museum zu Velletri existirt, und den Titel führt: Su i luoghi santi dell' India. Mein Augenmerk war hier bloß auf einige Oerter im südlichen Indien gerichtet, die von den erwähnten Schriftstellern mit Stillschweigen übergangen worden sind.

Nach der Versicherung des eben genannten Kapuziners Pater Marcus a Tumba, welcher sich lange zu Patna und Tschandrgnagar (dem Chandernagor der Franzosen) als Missionar aufgehalten hat, erstreckt sich die Ebbe und Fluth des Meeres, vermittelst des Ganges, bis auf sechzig und mehr Stunden in das Land hinein, so daß sogar Kriegesschiffe bis auf diese Strecke herauf fahren können. Auf dem Flusse Dova, oder Sarayuva, geht die Schiffahrt bis Dely, und auf dem Flusse Son bis Rotasgar. Die Engländer besitzen am Ganges die Städte Calcutta, Monguiri, Patna, Benares, Allahabad oder Eleabad, und haben an allen diesen Orten Faktoreien, Kriegsbesatzungen, Gouverneure, und Einnehmer der öffentlichen Einkünfte. Die einzige Provinz Bengalen trägt ihnen jährlich achtzig Millionen Französische Livres ein. Aus einem Schreiben des ehemaligen Generalgouverneurs von Bengalen, Warren Hastings, erhellet, daß die Englischen Schiffe, welche vom ersten December 1782 bis zum ersten Januar 1784 von Bengalen ausliefen, für zwei Cores (oder Codi) und fünf und sechzig Lac Rupien Waaren an Bord hatten. Eine Rupie gilt fünf Römische Paoli; ein Lac hat hundert tausend Rupien; ein Cori oder Codi hat hundert Lac Rupien *). Diese ungeheure Summe wurde noch überdies während des Krieges ausgeführt, in welchen die Engländer mit den Indischen Fürsten verwickelt waren; wie hoch mag sie nun

*) Dieser Berechnung zu Folge, würde die oben angegebene Summe 26,500,000 Kaisergulden betragen.

vollends in Kriegeszeiten steigen **)! In der Folge werden und müssen indeß diese Einkünfte sich ganz unfehlbar vermindern; denn 1) ist die Bedrückung zu arg; 2) geräth während der immerwährenden Kriege und Plackereien der Ackerbau in Verfall; 3) vermindern sich die Fabriken und Manufakturen; 4) wird das Land durch den Alleinhandel zu Grunde gerichtet; 5) ward in den letztern Jahren eine ganz ungeheure Menge baaren Geldes ausgeführt, und man sieht jetzt bei weitem nicht mehr so viele Rupien und Pagoden cirkuliren, wie ehemals *).

Wenn man sich von der Herabwürdigung der meisten Indischen Könige und Fürsten im südlichen und nördlichen Indien einen deutlichen Begriff machen will, so muß man bis zu den feindlichen Einfällen zurückgehen, wodurch ausländische Eroberer jene Gegenden unter ihre Herrschaft brachten. Im Jahre 1202 brach der Tatar Gingsa Chan, oder Gengis Chan, in das Königreich Tangut, und 1209 auch in Indien ein. Hinterher kam Timur Bec, oder Tamerlan 1409, nachdem er zuvor die Dynastie der Mongolen zerstückelt hatte, welche nunmehr in zwei Zweige, nehmlich in die östlichen und westlichen Mongolen, zerfiel. Timur setzte sich in der Gegend von Agra fest, verjagte überall, so weit seine Macht reichte,

*) Es läßt sich beweisen, daß die Engländer wohl mehr aus ihren Ostindischen Besitzungen ziehen, als unser Verfasser angiebt. 1) Die Bedrückungen sind nicht ganz so arg und nicht so allgemein, wie unser Verfasser sie vorstellt; auch hat Lord Cornwallis viele abgeschafft. 2) In Bengalen, woraus die Engländer die stärksten Einkünfte ziehen, ist eigentlich seit ziemlich langer Zeit kein Krieg gewesen. 3) Die Ostindische Kompagnie hat Verordnungen erlassen und Anstalten getroffen, den Ackerbau und die Manufakturen wieder zu heben. 4) Der Alleinhandel ist so sehr schädlich nicht; denn er erstreckt sich nur auf einige wenige Artikel. 5) Die Ausfuhr des baaren Geldes nach China und England ist zum Theil durch die großen Summen ersetzt worden, welche Tippo-Saib den Engländern hat bezahlen müssen. Uebrigens haben die Engländer durch ihre neuen Eroberungen in Ostindien — Ceylan, Malakka, Amboina, Banda u. s. w. — ihre Einkünfte sehr beträchtlich vergrößert. F.

die rechtmäßigen Indischen Könige und Fürsten, und stellte neuernannte Nabobs und Gouverneure in den Provinzen an, die er seiner Herrschaft unterworfen hatte. Dies war also die erste Besitznehmung Indiens von den Mongolischen Tatarn. Einige Schriftsteller behaupten, Gengis Chan sey erst im Jahr 1218 nach Indien gekommen, und die Eroberung dieses Landes durch den Timur falle in das Jahr 1398. Dem sey wie ihm wolle, genug Mir Schah, von Andern Mirzan Pir Mohamed genannt, erhielt sich mehrere Jahre lang im Besitz des nördlichen Indiens, und schrieb seinen Unterthanen neue G.setze nach Art der Mongolen vor. Der nächste Eroberer war Abu Said Schemor Ami Schah, welcher 1493 regierte. Während der Verfolgung, welche sich Timur gegen die Indier erlaubte, flohen die Zigeuner, welche ursprünglich zur Caste der am Sindhu oder Indus wohnenden Parreas gehörten, aus ihrem Vaterlande, wanderten durch Scythien, kamen von da nach Ungarn, und verbreiteten sich von dort aus in andere Gegenden Europens. Im Jahr 1519, oder nach Andern 1526, pflanzte der berühmte Eroberer Bahur, ein Abkömmling des Timur, die Herrschaft der Mongolen in Indien fort, oder war vielmehr, wie Andere behaupten, der eigentliche Stifter derselben. Er hatte vier Söhne, nehmlich den Homaon oder Omayoun, den Sehir Schah, Selim Schah, und Firuz Schah, welche nach ihm regierten. Im Jahre 1550 oder 1556 bauete Akbar der Weise, ein Sohn des Homaon, die Stadt Agra wieder auf, führte neue Gesetze ein, und stellte in den Provinzen neue Nabobs oder Statthalter an. Er ließ auch verschiedene Indische Bücher in die Persische Sprache übersetzen, unter deren Anzahl sich das Buch Mahabhârada, wie auch das Ayin Akberi befand. Letzteres war ein Indisches Gesetzbuch, das sein Minister Albufazel zusammengetragen hatte. Akbar starb 1605, und sein Nachfolger war

Gehanguir. Dieser hatte fünf Söhne, von denen der eine über das Königreich Dàkshima, oder Decan, regierte, dessen er sich mit Gewalt bemächtigt hatte. Auf den Gehanguir folgte 1627 Schah Gehan, welcher fünf Söhne hinterließ. Nach Einiger Vorgeben, soll noch vor ihm Bolasci eine Zeitlang regiert haben. Akbar räumte den Brahmanen ihr Observatorium zu Benares wieder ein, damit sie ihre astronomischen Beobachtungen fortsetzen könnten, welche der Krieg geraume Zeit unterbrochen hatte. Gehanguir hingegen fand keinen Geschmack an den Wissenschaften, und konnte sich nicht entschließen in seines Vaters Fußtapfen zu treten; er sowohl als Schah Gehan, waren mehr für den Krieg gestimmt. Diese Mongolen drangen 1632 oder 1633 zum erstenmal in das Königreich Carnate, oder vielmehr Carnada, ein. Von dort aus beunruhigten sie das südliche Indien, wohin damals noch nie ein fremder Eroberer gedrungen war. Schah Gehan verlegte den königlichen Thron von Agra nach Delhy. Einen noch stärkern Zuwachs erhielt die Herrschaft der Mongolen unter der Regierung des Aurengzeb, eines Sohns des Schah Gehan. Dieser eroberte 1686 die Königreiche Velur, Visapur und Golconda, machte sich 1695 Carnada zum zweitenmal unterwürfig, und bemächtigte sich 1698 auch der Provinzen Gingi, Satara und Panin. Herr Rennell sagt, die Einkünfte dieses Monarchen hätten jährlich fünf und dreißig Millionen Pfund Sterling betragen. Er starb 1707, und hinterließ vier Söhne, von denen der eine, Nahmens Schah Alem, noch in eben dem Jahre die Regierung antrat. Dieser hatte ebenfalls zwei Söhne, den Gehander Schah und den Ferok Schah, welche Beide bis zum Jahre 1739 regierten. Ihr Nachfolger Schah Mohamed, ward von Thomas Kuli Chan des Throns entsetzt. Dieser plünderte zugleich dessen Schatzkammer, legte dessen Unterthanen ungeheure Abgaben auf,

und schleppte eine unermeßliche Beute mit fort *). Auf den Thomas Kuli Chan, oder Nadir Schah, folgte Achmet Schah, ein Sohn des Mohamed Schah, im Jahre 1748. Nach diesem saß Azizeddoulah, oder Alemguirsani, König der Pataner, von 1756 bis 1760 zu Delhy auf dem Thron. Unter seiner Regierung lehnten sich fast alle Nabobs gegen ihren rechtmäßigen Gebieter auf. Die Landschaften, welchen sie als Statthalter vorstanden, waren sehr groß, und weit von Delhy entlegen; daher ward es ihnen um so leichter, sich von ihm ganz unabhängig zu machen. Sein Sohn wurde von seinem eigenen Premierminister des Throns entsetzt, und es kam zu blutigen Fehden, welche bis an das Jahr 1773 ununterbrochen fortdauerten. Da es auf jeden Fall ungleich vortheilhafter war, mehrere kleine und schwache Fürsten gegen sich zu haben, als einen so furchtbaren und mächtigen Monarchen, wie den Großmogul; so ließen die Engländer es sich während dieser Kriegsunruhen sehr angelegen seyn, den rebellischen Nabobs gegen ihren Oberherrn beizustehen, um sich dadurch in ihren Kolonieen immer mehr fest zu setzen, und zugleich im Falle der Noth Alliirte zu haben. Die Macht des Großmoguls sank endlich bis auf ein bloßes Nichts herab. Die Kunstgriffe, durch welche sowohl die Engländer, als auch die Subadare, oder Mongolischen Gouverneurs, diese Veränderung bewirkten, findet man umständlich beschrieben in Pallebot de S. Lubin Mémoires historiques etc. T. 1. p. 97. und zwar unter der Rubrik: Révolutions du Bengal. Die Siks, welche ich für ursprüngliche Christen halte, die aber wieder zum Götzendienst übergetreten sind, drangen nun mit gewaffneter Hand in Lahor, Multan, Delhy, und andere Besitzungen des Großmoguls ein, während die Engländer mit den rebellischen Na-

*) Die Brandschatzung, welche Kuli Chan, oder Nadir Schah, bei dieser Gelegenheit in Indien erhob, betrug hundert Cori Rupien, oder zehn Millionen Kaisergulden.

bobs und Statthaltern auf einer andern Seite gemeinschaftliche Sache machten, und sich ebenfalls mehrerer Provinzen bemächtigten. So sank denn dieses mächtige Reich, von seiner Größe, seinem ungeheuren Umfang und seinen Reichthümern zu Boden gedrückt, wieder in sein voriges Nichts. Von dieser Zeit an herrschte in Carnate, Tanjaur, Gingi, Madura und Maissur, kurz in allen den Provinzen, von denen wir nun bald umständlicher reden werden, nichts als Zwietracht und Krieg.

Die erste Provinz auf der Küste von Ciòlamandala, welche in Südwesten anfängt und sich gegen Nordosten erstreckt, ist Marava, deren Hauptstadt gleiches Nahmens nach der Angabe des Herrn de la Tour unter 9° 35′ N. Br. liegt. Man sehe hierüber die Landkarte nach, welche er 1770 zu Paris unter dem Titel: Théatre de la guerre dans l'Inde, herausgegeben hat. Diese Karte, welche auf der Küste von Ciòlamandala mit der größten Genauigkeit verfertigt ward, stellt die Flüsse, Städte und Gegenden, wo die Engländer, Franzosen und Indier einander bekriegten, wie auch die Gränzen dieser Länder, und die gangbarsten Landstraßen, welche man darin antrifft, sehr bestimmt und deutlich dar. Sie wurde deswegen verfertigt, weil man damals die Absicht hatte, dem ehemaligen Gouverneur von Puduceri, Herrn de Lally, in Paris den Prozeß zu machen. Ich halte sie für ungleich richtiger, als die Karte der Brahmanen, welche Herr Anquetil du Perron im ersten Theile seiner 1786 zu Berlin herausgegebenen Récherches historiques et géographiques sur l'Inde, unter dem Titel: Portion d'une Carte du Sud de la presqu' Isle de l'Inde, faite par des Brahmes, beigefügt hat. Es mangelt den Brahmanen an guten astronomischen Instrumenten; folglich sind sie nicht im Stande eine richtige Landkarte zu verfertigen. Die Provinz Marava gränzt gegen Osten und Süden an das Meer, gegen Norden an Tanjaur, und gegen Westen an Madura. Sie wird vom Veyarru, d. i. vom großen

Flusse, durchschnitten; der von dem Gattes-Gebirge herabkommt, das Königreich Madura, oder Pandi, in zwei Theile trennt, bei der uralten Stadt Madura vorüberströmt, und dann sich durch die Provinz Marava in mehreren Armen verbreitet. Vermittelst dieses Flusses kann man durch beide vorbenannte Provinzen auf eine sehr bequeme Art von Westen gegen Osten bis in das Meer schiffen. Allein der Rückweg ist äußerst beschwerlich und mühsam. So lange die Fluth dauert, geht es zwar gut: denn diese treibt die Fahrzeuge jederzeit drei bis vier Stunden weit in das Land hinein; wenn aber die Fluth, welche von den Indiern Velli genannt wird, vorüber ist, dann fangen die Mühseligkeiten dieser Fahrt an, weil die Schiffleute nunmehr aus Leibeskräften gegen den Strom rudern müssen. So verhält es sich überhaupt auf der Küste von Ciòlamandala und Malabar mit allen Flüssen, die von den Gattes-Bergen herabkommen; und die meisten entspringen daselbst. So viele Beschwerden auch immer mit dieser Rückfahrt verbunden seyn mögen, so groß und wichtig sind die Vortheile, welche diese Flüsse den Einwohnern der dortigen Gegenden verschaffen. Sie erleichtern den inländischen und auswärtigen Handel, machen das Erdreich fruchtbar, reinigen und erfrischen die Luft; kurz, ihnen allein ist es zuzuschreiben, daß jene Länder von Menschen bewohnt werden können: denn dies würde schlechterdings unmöglich seyn, wenn nicht die Vorsehung Gottes unter diesem Grade des heißen Erdgürtels jene mächtigen Gebirge hingepflanzt, und sie so reichlich mit Wasser versehen hätte. — Die vornehmsten Städte in der Provinz Marava sind: Elluvancotta, Ciangucotta, Tiruvananganur, Ciòlaburam, Kavaricotta und Ràmanàthapuram, wovon bereits weiter oben die Rede war. Das Land ist voll Waldungen, Buschwerk und Gesträuch. Die Einwohner von Marava sind rohe, unkultivirte Leute. Die Mannspersonen sind zwar etwas klein

von Wuchs, aber stark von Körperbau, und tüchtige Krieger. Ich sah ihrer viele, die sich in dem Kriege, welchen der König von Travancor, Rama Varmer, mit dem Nabob Tipu Sultan Bahader führte, ganz besonders hervorgethan hatten. Jeder trug einen Turban von blauer Leinwand auf dem Kopfe, und ein weißes Wamms, das ihm bis über die Schenkel ging; auch hatte jeder einen Säbel an der Seite, und führte in der rechten Hand eine Lanze, in der linken einen Schild. Diese Leute marschiren zwar truppweise, ohne auf Ordnung zu achten, richten sich aber nach dem Schall eines Kuhhorns. Sie lassen den Bart wachsen, sind im Gesichte und an den Händen ganz rauh, gehen barfuß, und tragen einen blauen Gürtel um den Leib. Sie sind viel tapferer als die Tamuler, welche sich an die Mühseligkeiten einer kriegerischen Lebensart gar nicht gewöhnen können.

Marava war ehemals eine Provinz des Königreichs Madura. Ihr Beherrscher wurde Nayaquen, d. i. der Herr, genannt; die Europäer aber verstümmelten dies Wort, und machten Naik, oder Naiken daraus. Der nördliche Theil von Marava steht heutiges Tages unter der Herrschaft des Nabobs Mohamed Aly und der Engländer, seiner Verbündeten. Der westliche Theil aber ist dem Könige von Travancor unterworfen, der zugleich einen Strich von Madura und Marava gegen Osten vom Kap Comari besitzt, und zwar vermöge eines Bündnisses, welches er mit den Engländern und mit Mohamed Aly geschlossen hat. Dieser König von Travancor muß aber den Coppam, d. i. einen jährlichen Tribut, an den Mohamed Aly entrichten, der so zu sagen eine Kreatur der Engländer ist, und dessen sie sich gewöhnlich zum Werkzeuge bedienen, wenn sie gegen die Indischen Fürsten Bedrükkungen verüben wollen. Die Jesuiten hatten ehedem in Marava viele christliche Gemeinden, und diese Missionsanstalt stand zugleich mit denen in Tanjaur und Ma-

dura in Verbindung. Diese Gemeinden aber waren zu meiner Zeit größten Theils wieder eingegangen, und die wenigen noch vorhandenen wurden von Priestern aus Goa eben nicht aufs beste verwaltet. Die inneren Gegenden von Madura und Marava, stehen in Ansehung der geistlichen Gerichtsbarkeit unter dem Erzbischofe von Cudnegalür oder Craugalor, und die Ortschaften an der See, welche sich nicht über zehn Stunden ins Land erstrecken, gehören zum Sprengel des Bischofs von Cochin.

Tanjaur liegt zwischen 10° und 11° der Breite, und 25′ weiter gegen Nordosten hin. Dies Reich gränzt gegen Süden an das Meer und die Provinz Marava; nehmlich unweit der Festung Tiruvananganur, welche noch zu Marava gehört. Gegen Osten stößt es ebenfalls an das Meer, und gegen Norden an die Flüsse Cavèri und Colàrru, welcher letztere ganz irrig Colram geschrieben wird. In der Samscredam-Sprache heißt er eigentlich der Fluß der wilden Schweine, von Colà ein wildes Schwein, und Arru ein Fluß; denn es gab ehemals viele solche Thiere daselbst. Diese beiden Flüsse, der Cavèri und Colàrru, sind sehr groß, und stehen bei den östlichen Indiern in eben so großer Achtung, wie der Ganges bei den nördlichen. Diejenigen, welche sich zur Sekte der Vishnuviten bekennen, den Vishun als den Beherrscher des Wassers anbeten, und der Meinung sind, daß er das Weltall aus Wasser erschaffen habe, halten dort ihre Lustrationen, und nehmen auf dem Rückwege einige Stückchen gelbe Erde mit, welche sie an den Ufern auflesen. Stirbt einer von den Anhängern dieser Sekte, so wird dessen Asche in einen dieser Flüsse gestreuet. Hieraus erhellet, daß die Indier, nach Art der alten Perser, den Elementen göttliche Ehre erzeigen.

Tanjaur, die Hauptstadt der Provinz, welche eben diesen Nahmen führt, liegt unter 10° 35′ N. Breite, zwischen den beiden Armen des Flusses Cavèri. Die beträcht-

lichsten Städte nächst dieser sind: Vallam, Mâdèvipatnam, oder die Stadt der großen Göttin Lakshmi, Pattucòtta, Tiruvalur, und Tirumannur. Außerhalb der Gränzen von Tanjaur, und zwar gegen Westen, unter 10° 45′ am linken Ufer des Cavèri, liegt die berühmte Stadt Tricinapalli, wo heutiges Tages der Sitz des Gouvernement und die stärkste Kriegesmacht der Engländer ist. Sie wählten dieselbe deswegen zur Hauptstadt der Provinz und zu ihrem vornehmsten Waffenplatze, weil sie von dort aus die beiden Königreiche Tanjaur und Madura am leichtesten beherrschen, die abgesetzten Könige und Fürsten in Unterwürfigkeit erhalten, die Einkünfte des Landes, die Reißernte und die Abgaben ohne sonderliche Mühe zusammen bringen, und überall in der Geschwindigkeit mit ihrer Kriegesmacht bei der Hand seyn können, wenn irgendwo eine Empörung ausbrechen sollte. Gegen Osten am Gestade des Meeres, im Königreiche Tanjaur, liegt der Tempel Collamedu, und die Stadt Negapatnam, welche heutiges Tages den Engländern gehört und stark befestigt ist; ferner die Stadt Torangapuri oder Tranquebar, Naur, das wegen seiner Baumwollenwaaren vorzüglich berühmt ist, die Stadt und Festung Karinkalla, welche einst den Franzosen gehörte, Cialenbron, ein alter heidnischer Tempel, und Divyacotta, welches ehedem ein vortreffliches Kastell war. Der Fluß Cavèri theilt sich in mehrere Arme und Kanäle, von denen der eine, welcher sich unweit Cirangam von ihm absondert, den Namen Colàrru führt. Er ist viel größer und breiter, als der Cavèri selbst. Dieser strömt gegen Osten, jener hingegen richtet seinen Lauf nach Norden, und beide ergießen sich durch verschiedene Mündungen in das Meer. Diesen beiden Flüssen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß man im Königreiche Tanjaur einen so großen Ueberfluß an Reiß antrifft. Er wächst daselbst in solcher Quantität, daß man dieses Land mit Recht die Vorrathskammer von ganz

Ciolamandala nennen kann. Die meisten Ausländer suchen sich in dieser Provinz entweder anzusiedeln, oder wenigstens mit ihr Handel zu treiben. Im Jahre 1619 trat der König von Tanjaur Raghu-nathe-nayaguen die Stadt Torangapuri, oder Tranquebar, an die Dänen ab, welche hierauf die berühmte lutherische Missionsanstalt daselbst errichteten. Im Jahre 1638 erhielten die Franzosen von einem andern Könige in Tanjaur, Namens Sovadsadiragia, die Stadt und den Hafen Karinkalla, welches sie Karikal nennen. Im Jahr 1658 nahmen die Holländer den Portugiesen die Stadt Nagapatnam weg, und im Jahre 1783 ward eben diese Stadt von den Engländern erobert, welche sie den Holländern nicht wieder zurückgaben. Sie ist für die Engländer äusserst wichtig, seitdem sich das Königreich Tanjaur in ihrer Gewalt befindet. Ehe sie dasselbe unter ihre Herrschaft brachten, wendeten sie alle nur erdenklichen Mittel an, ihrer Kreatur und ihrem Bundesgenossen, dem Nabob von Arcate, Mohamed Aly, zu dessen Besitz zu verhelfen. Da indeß die Ungerechtigkeit einer solchen Besitznahme nur allzu sehr in die Augen fiel, so protestirte der Londoner Hof gegen dieses gewaltthätige Verfahren des Gouvernements von Madraspatnam. Er sandte sogar den Lord Pigot mit dem Auftrage nach Indien, jenes Reich seinem rechtmäßigen Beherrscher, einem Maratten-Fürsten, wieder zurückzugeben. Dieser Lord Pigot saß zu meiner Zeit auf der Festung Mont Grand, unweit Maïlapuri, in Verhaft. Die Kaufleute zu Madraspatnam, welche aus dem Königreiche Tanjaur einen unermeßlichen Gewinn zogen, hatten nehmlich in die Verfügung des Londoner Hofes, welcher zufolge dies Reich wieder zurückgegeben werden sollte, durchaus nicht einwilligen wollen. General Stuart, welchen die Anhänger des Herrn Straton und der Kaufleute auf ihre Seite gebracht hatten, ward an dem Lord Pigot zum Verräther,

ließ ihn in einen Wagen setzen, und auf die eben erwähnte Festung Mont Grand bringen, welche nur vier Stunden, und zwar gegen Westen, von Madraspatnam liegt. Hier saß er eine Zeitlang als Staatsgefangener, bis er endlich 1777 vergiftet wurde. Ein ähnliches Schicksal hatte Tullasuragia, König von Tanjaur, welcher durch die Betriebsamkeit und auf Befehl des Lord Pigot wieder zum Throne gelangt war. Man sperrte ihn durch Beihülfe des Mohamed Aly ebenfalls ein, und er kam 1776 in seinem Gefängniß um das Leben. Von dieser Zeit an sind die Engländer im Besitze des Königreichs Tanjaur geblieben. Dies ist so die Manier, wie man Länder und Reiche in Indien an sich zu bringen pflegt! Anfänglich nisten sich die Europäer als Kaufleute dort ein; unvermerkt suchen sie ihr Gebiet zu erweitern, sind nun nicht mehr mit ihren Handelsvortheilen zufrieden, sondern fangen vielmehr allmählig an, ihr Privatinteresse dem Staatsinteresse eben der Könige entgegen zu setzen, welche sie in ihr Gebiet aufgenommen haben. Bald bekriegen sie dieselben, bald leisten sie ihnen Beistand, um sich nachher dafür bezahlen zu lassen; bald hetzen sie die Fürsten gegen einander auf, oder richten sonst in den Staatsangelegenheiten allerlei Zerrüttung an; kurz, sie ruhen nicht eher, als bis sie das Land, welches sie gern haben wollen, in ihre Gewalt bekommen. Timur-Bec, Thamas Kuli Chan, die Mongolen und Maratten, die Engländer und Franzosen, hatten sammt und sonders ihre vollgültigen Gründe, kraft deren sie fremdes Eigenthum an sich rissen, und niemand war vermögend, diese Gründe, welche mit den Waffen in der Hand geltend gemacht wurden, zu widerlegen. Das Eroberungsrecht, sagt Montesquieu in seinem Geist der Gesetze, ist ein nothwendiges, legitimes, aber unseliges Recht, vermöge dessen immer eine unermeßliche Schuld rückständig bleibt, welche man der menschlichen Natur zu entrichten hat.

Es ist bereits weiter oben gesagt worden, daß das

Königreich Tanjaur in älteren Zeiten vom Königreiche Madura abhängig war. Die Fürsten, welche letzterm gehorchen und ihm Tribut zahlen mußten, hießen Nàyaga, d. i. Herren, und nicht Rajah oder Könige. In den ältern klassischen Schriftstellern wird ihrer selten gedacht, und späterhin ward aller Verkehr zwischen Europa und Indien durch den Einfall der Barbaren unterbrochen, so daß man fast nirgends eine Spur von ihnen findet. Die Erzählungen der beiden reisenden Araber aus dem neunten Jahrhundert, von denen Renaudot eine Uebersetzung geliefert hat, sind äußerst mager und trocken; denn diese Reisenden sprechen nur von solchen Regenten und Orten in Indien, wo sie vorzüglich gut aufgenommen, und von ihren Landsleuten, den Arabern, herrlich bewirthet wurden. Die zuverlässigsten Nachrichten, welche von dem Königreiche Tanjaur und dessen Königen noch jetzt übrig sind, hat Anquetil du Perron im ersten Theile seiner schon öfters erwähnten Récherches historiques etc. unter folgendem Titel gesammelt: Suite chronologique des Rois Marates du Tanjour commençant à Ekogi (Egavàgi) l'an 1471 de l'Ere chretienne, jusqu'à Toullasou Rajah en 1783; accompagnée de détails sur les principaux Rois de la Presqu'île de l'Inde, depuis la fin du 15 Siècle. Im Jahr 1360 stand Tanjaur unter der Regierung des Königs Prabudhadeven, welches so viel bedeutet, als: aufmerksamer sorgfältiger Gott; von Prabudha, aufmerksam, sorgfältig, und Deven ein Gott. Leute, die der Indischen Sprache nicht kundig waren, verdreheten dieses Wort, und machten Parabudeideven daraus. Nach ihm schwangen sich einige Officier des Königs Bisnagari, oder Narasinha, welchen man den Kaiser der Küste von Coromandel nannte, zu eben dieser Würde empor. In der Folge rissen einige Marattenfürsten dies Königreich an sich, und behielten es bis zum Jahre 1773, in welchem der Nabob von Arcate, Mohamed Aly, ein Arabischer Prinz, von

den Engländern mit Gewalt eingesetzt wurde, in deren Händen sich Tanjaur noch bis auf den heutigen Tag befindet *). Einige Missionarien, wie zum Beispiel der Pater de Magistris, der Däne Friedrich Schwarz **), und der Pater Johannes de Brito, dessen noch zur Zeit ungedruckte Nachrichten ich in Händen habe, klagen bitterlich über die Bedrückungen, welche die Unterthanen von den heidnischen Königen zu erdulden hatten. Herr Anquetil du Perron bestrebt sich zwar, diese letztern zu rechtfertigen, und sucht zu beweisen, daß auch Privatleute ein wirkliches und individuelles Personaleigenthum gehabt hätten, wozu er namentlich ihre Gärten und Reißfelder rechnet; ich kann aber mit historischer Gewißheit darthun, daß diese Behauptung grundfalsch ist, und daß Anquetil die alten Indischen Gesetze ganz und gar nicht kannte. Die Könige verpachteten entweder die Reißfelder an die Landarbeiter, Vayshya genannt, oder überließen sie ihren Soldaten für geleistete Kriegesdienste. Es ist zuverlässig, daß mit der Ausübung der königlichen Gewalt sehr viele Mißbräuche verbunden waren, und hierin liegt meines Erachtens die

*) Dieser Nabob von Arcate oder Arcot, ist bloß dem Nahmen nach Fürst. Die Engländer haben sein ganzes Land mit Truppen besetzt, und lassen ihn, wie andre seines gleichen, nur deshalb bestehen, weil es den Schein haben soll, als würden die Indischen Länder wirklich noch von einheimischen, wenigstens morgenländischen, Fürsten beherrscht. F.

**) Der Verfasser meint ohne Zweifel Herrn Christian Friedrich Schwarz, Missionar in Tanjaur (Tanschaur) für die Englische Society for promoting christian knowledge. Dieser hat noch im 51sten Stücke der neuern Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten in Ostindien S. 275 — 284 die dortigen neubekehrten Christen gegen die hämischen Beschuldigungen des Sekretärs Mongomerie Campbell vertheidigt, und sehr einleuchtend gezeigt, daß die geldgierigen Brittischen Kommissäre durch ihre Bedrückungen und Erpressungen an dem Elende des Landes, und an dem Mangel des Anbaues Schuld sind. — Unser Verfasser nennt Herrn Schwarz einen Dänen. Er ist wahrscheinlich durch dessen Verbindungen mit den Dänischen Missionarien in Trankebar zu diesem Irrthume verleitet worden; denn, so viel ich weiß, ist Herr Schwarz ein Deutscher. F.

Hauptursache, warum die Könige von Madura, Maïssur, Tanjaur und Marava zu Grunde gehen mußten. Ihre Unterthanen waren freilich in Adelige, Patrizier und Bauern eingetheilt; diese drei Stände lagen aber einander unaufhörlich in den Haaren, und das Volk litt unter dem härtesten Drucke. Es war etwas sehr Gewöhnliches, daß einer dem andern, unter dem Vorwand, eine erlittene Beleidigung zu rächen, in sein Eigenthum fiel, und ihm dasselbe wegnahm. Die Könige suchten dergleichen Uneinigkeiten sorgfältig zu unterhalten, und ließen den Beleidigten selten oder nie Recht widerfahren. Es herrschte zwischen diesen kleinen Tyrannen eine immerwährende Eifersucht; die Kriegesdisciplin gerieth ganz in Verfall, und bei Hofe sah man nichts als Luxus und Speichelleckerei. Unter diesen Verhältnissen war es denn freilich nicht zu verwundern, daß man eroberungsbegierige Ausländer mit offnen Armen empfing, und daß jene Könige, nach einer Herrschaft von zweitausend Jahren, sich endlich zu Grunde richteten, so wie alle diejenigen zu Grunde gehen müssen, die dergleichen Mißbräuche unter ihrer Regierung Statt finden lassen. Die Revolution, welche in diesen Reichen vorging, würde vielleicht dennoch, als die Engländer mit in das Spiel kamen, von einigem Nutzen gewesen seyn, wenn diese eben so geldgierige als industriöse Nation nur nicht alle Waaren und andere Reichthümer aus dem Lande geschafft hätte. So straft aber der Ewige die Völker der Erde, wenn sie sich dem Laster dergestalt ergeben, daß sie ihre Augen vor dem Lichte der Vernunft verschließen, und in ihrer Verblendung sich von dem Pfade der Gerechtigkeit und der Tugend entfernen.

In Navur werden eine große Menge Baumwollenwaaren, Tapissendis *) und Tücher von allerlei Farben ver-

*) Tapissendis nennt man die Baumwollenzeuge überhaupt, welche wir aus Indien erhalten. Sie werden Theils bemalt, Theils mit hölzernen Formen gedruckt. Gingan ist

fertigt. Die blaue Leinwand von Nagapatnam und Torangapuri, wird durch ganz Tanjaur, Madura und Malabar versendet. Nagapatnam ist der Ort, wo die geistliche Gerichtsbarkeit des Bischofs von Cochin sich endet, und die des Bischofs von Maïlapuri anfängt. Die letztere erstreckt sich sowohl über die ganze Küste von Ciòlamandala, als auch über die Küste von Orixa und durch ganz Bengalen, wo der vorbenannte Bischof seinen Generalvicarius hat. Die Jesuiten besaßen vor Zeiten viele christliche Kirchen in Tanjaur, und die dortige Missions-Anstalt hing von der zu Madura ab, die der Pater Robert Nobili, ein geborner Römer, gestiftet hatte. Noch jetzt wohnt zu Tricinnapalli ein Exjesuit.

Das Königreich Madura fängt sich in Süden, unter 8° und etwa 10′ nördlicher Breite, nicht weit vom Meere, an, zieht sich von da gegen Norden zwischen dem Gattes-Gebirge, welches gegen Westen, und zwischen Marava und Tanjaur, welches letztere gegen Osten liegt, hinweg, und endigt sich in Norden an den Flüssen Cavèri und Veyàrru, unter 11° 15′ nördlicher Breite. Die ebengenannten beiden Flüsse durchschneiden das ganze Land. Der Veyàrru, oder große Fluß, wird von den Brahmanen auf der Anquetilschen Karte Madura genannt. Er richtet seinen Lauf von Westen nach Osten, und strömt

eigentlich die Benennung derjenigen Baumwollenzeuge, welche aus Bengalen und von der Coromadelküste kommen. Sie unterscheiden sich dadurch, daß mit der Baumwolle zugleich ein Faden, welcher aus Baumrinde verfertigt wird, verwebt ist. A. d. V. — Diese Belehrung über den Unterschied zwischen den Tapissendis und Gingans ist neu. Nur Schade, daß der Verfasser den Baum nicht nennt, dessen Rinde zu den letztern gebraucht wird. Dadurch hätte er sich von allen Naturforschern und Technologen Dank erwerben können. — In Madagaskar verfertigen die Bewohner der Küste aus den langen Blättern eines Baumes, der bei ihnen Vattulala heißt, den aber noch kein Botaniker näher kennt, eine Art sehr starker Zeuge, die zum Theil so fein sind, wie die besten Kamelotte, und die am Vorgebirge der guten Hoffnung häufig zu Unterröcken für Frauenzimmer gebraucht werden. F.

bei der uralten Stadt Madura vorüber, welche die Hauptstadt des Reiches ist, und von der die ganze Provinz den Namen führt. Der Cavèri, welcher ebenfalls von den Gattes-Gebirgen herabkommt, fließt an Tricinnapalli, Ceringam, und verschiedenen andern Städten vorbei, und ergießt sich alsdann durch mehrere Mündungen in das Meer. Diese Landschaft liegt viel höher als andere; daher bringt sie zwar weniger Reiß hervor, erzeugt aber desto mehr Baumwolle, Kümmel, Knoblauch, Senf, Farbekräuter, Hirsen, Ingwer, Gummilak und Kappern. Auch giebt es daselbst viele Bezoarziegen, Bisamkatzen, wilde Schweine, Hirsche, Gazellen, Tiger, Affen und Elephanten. In einigen Thälern wächst auch eine große Quantität sehr weißer Reiß, welcher ganz kleine Körner und einen aromatischen, ganz vortrefflichen Geschmack hat. Die Einwohner dieser Provinz sind, wie alle Bergbewohner, große, starke Leute, und können die schwersten Lasten auf dem Kopf und den Schultern tragen. Sie treiben einen beträchtlichen Handel mit den Seestädten auf der Küste von Ciòlamandala, und haben sich auch seit undenklichen Zeiten verschiedene Wege über die fürchterlich hohen Gattes-Gebirge gebahnt, so daß sie ihre Baumwollenzeuge sogar nach der Küste von Malabar schaffen, und sie in einigen am Fuße jener Gebirge liegenden Malabarischen Städten und Flecken entweder verkaufen, oder gegen Salz, gedörrte Fische, Arekanüsse, Pfeffer, Kupfer, Eisen, und andere Waarenartikel, woran es im Königreiche Madura fehlt, vertauschen. Die erste und älteste Lehrmeisterin des Handels war die Noth; nachher gesellte sich der Geitz, der Luxus und die Gewinnsucht zu ihr, woraus noch heutiges Tages ihr Gefolge besteht. Zu den Handelsstädten auf der Küste Malabar, am Fuße der Gattes-Gebirge, gehört unter andern Arampalli, das Arguropolis der alten Griechen, welches drei Stunden vom Kap Comari und eben so weit von Covalam landeinwärts liegt.

Vor Zeiten waren daselbst mehr als zwei tausend Weberstühle, auf denen Baumwollenzeuge verfertigt wurden. Noch heutiges Tages ist es zwar in Ansehung des Baumwollenhandels ein ziemlich beträchtlicher Ort; ehedem aber war es gleichsam das Kaufhaus, oder die allgemeine Niederlage, aus welcher die Einwohner der Malabarküste und der Provinz Madura ihre Waaren zogen. Seitdem die Schiffahrt mehr in Aufnahme kam, entfernten sich viele Manufakturisten sowohl von dort, als auch aus andern Städten, und legten neue Niederlassungen und Handelsplätze unweit der Seehäfen an, wo die Schiffe der Ausländer einlaufen. Die andern Malabarischen Städte, welche die Verbindung und ihren ehemaligen Handel mit Madura noch fortsetzen, sind: Cottàte, Càgnarapalli, Iratugè, Pugnàda, Mohatugè und Codamangalam. Die Städte im Innern des Reiches Madura, welche ehedem Waaren nach der Malabarküste schickten, und solches noch jetzt thun, sind: Cambam, Uttamapàliam, Periaculam, Sindacalla, Badagare, Tuvàrencurici, Veluvàracotta, Andipatti, Tevàram, Ciundrapandi, Cettur, Shivagari, Tirunaveli, Cencotta, Coudùr, Tèdanàda, Perumanel, Ceruvatti, Caricàttùr, und Manimàla. Unter so vielen Missionarien und Europäischen Erdbeschreibern, hat doch auch nicht ein einziger die Nahmen dieser Städte je angeführt, noch weniger die Verbindung angegeben, in welcher die beiden Küsten der Ostindischen Halbinsel mit einander stehen. Alle halten sich vielmehr nur an die Oberfläche, und sprechen bloß von den Besitzungen der Europäer. Indeß kann ich mit Wahrheit versichern, daß ich ganze Schaaren jener Kaufleute aus Madura, theils zu Codamangalam am Fuße der Gattesgebirge, theils auch zu Mohatugè und Padmanaburam, mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Sie pflegen ihre Waaren auf Ochsen zu transportiren, welche mit allen möglichen Gattungen baumwollner

Zeuge beladen sind. Fast alle diese Kaufleute sind sehr gut bewaffnet, weil sie durch enge Gebirgswege ziehen müssen, welche durch viele Tiger sehr gefährlich sind. Aus den erwähnten Städten im Innern von Malabar werden die Waaren sowohl zu Wasser als zu Lande nach den Seestädten versendet. Covalam, auf dem Kap Comari, Coleci, Tirurancòda, Collam, Porrocàda, Muttam, Cocci, Cudungalùr, Colicòtta, Cannanùr, Valiapatnam und Calianapuri erhielten diese Waaren, und schafften sie auf die Schiffe der Ausländer. Einige von diesen Städten waren schon in den ältesten Zeiten berühmt. So ward z. B. Arampalli von den Griechen Arguropolis, und Covalam Colis oder Colias genannt; Coleci heißt bei dem Strabo Cojaci; Cottàte aber kommt bei dem Ptolemäus unter der Benennung Cottiara Metropolis, und bei dem Plinius unter dem Nahmen Cottona vor. Weder die Aegypter, deren Fahrzeuge bloß aus Papyrus bestanden, noch die Griechen und Römer, welche eben keine große Geschicklichkeit in der Schiffahrt hatten, und deren Schiffe auch nur sehr leicht gebauet waren, wagten es, über das Kap Comari hinaus zu fahren, bei dem es bisweilen so heftig stürmt, daß die Portugiesen es das kleine Vorgebirge der guten Hoffnung genannt haben. Die Seefahrer jener Nationen liefen daher entweder in den kleinen Hafen zu Covalam, oder auch zu Coleci ein, wo die See eine Bay oder Bucht bildet, in welcher Schiffe von mittlerer Größe ganz sicher vor Anker liegen können. Alle Waaren aus ganz Bengalen und Pegu, aus der Insel Ceilan, von der Coromandel-Küste, aus Tanjaur und Madura, mußten nach jenen beiden Orten geschafft werden, welches indeß häufiger zu Lande als zu Wasser geschah. Ein Theil derselben wurde alsdann über das rothe Meer nach Alexandria und andren Aegyptischen Städten versendet; die übrigen aber gingen durch den Persischen Meerbusen

nach dem Tigris und Euphrat. Von dort aus kamen sie erst nach Rom und Griechenland, wie Strabo, Plinius, Arrian, Marco Polo, Schmidt, Montesquieu, und noch ganz neuerlich der berühmte Robertson sehr richtig bemerkt haben.

Das Königreich Madura, oder Pandi, welches einer von den fünf Gebrüdern Pandu, oder Pandava, im J. d. Welt 1550 gegründet haben soll, wurde sonst immer von seinen im Lande gebornen und rechtmäßigen Königen regiert. Porus, oder Puru, saß zu den Zeiten des Octavius Augustus auf dem dortigen Throne. Der König Cerambotti, welcher bei dem Plinius, Arrian und Ptolemäus unter der Benennung Cuprobottes, Celebothras, oder Cerobothron vorkommt, stammte von eben dieser Familie ab, und herrschte auch zu eben der Zeit über Malabar, ingleichen über das Königreich Canarà. Die Könige von Travancor, welche noch vor den letztverflossenen sechzig Jahren ganz unbedeutende Fürsten waren, stammen ebenfalls aus Madura. Die Könige von Madura hatten ihr Hoflager in der Stadt, welche diesen Nahmen führt. Ihre Vasallen bezeugten ihnen eine Ehrfurcht, die fast über alle Gränzen ging. Nach dem Tode des Virabhanàyaguen, bestiegen nicht weniger als dreihundert seiner Kebsweiber den Scheiterhaufen, und ließen sich freiwillig mit dem Leichnam dieses Königs verbrennen. Im Jahre 1742 fielen die Maratten in Madura ein, und von dieser Zelt an hatte die Herrschaft der National-Könige ein Ende. Nach den Maratten drang Nisam Al Malek ins Land, und endlich kam Mohamed Aly Chan, im Jahr 1742. Dieser ließ den Statthalter zu Madura, Namens Chan Saheb, ums Leben bringen, bemächtigte sich des Throns, schloß mit den Engländern zu Madraspatnam ein Bündniß, und theilte das Königreich Madura mit diesen seinen Alliirten. Die Engländer machten hierauf die Stadt Tricinnapalli zu ihrem

Waffenplatze, besetzten die Landstraßen, und rissen den Handel an sich. Dadurch gerieth das uralte Madura ganz in Verfall. Die Engländer haben auch noch eine andere Armee zu Tirunaveli *), einer Stadt, welche südlich von Madura liegt. Dieser Ort ist von Paliamcotta nur vermittelst eines Flusses getrennt, welcher dem Könige von Travancor und den Engländern zur Grenzscheide dient. Paliamcotta, eine starke Festung, liegt am südlichen Ufer dieses Flusses, und gehört dem Könige von Travancor, welcher ebenfalls mit den Engländern in Allianz steht. Wenn die Engländer von diesem Könige Geld haben wollen, so hetzen sie allemal ihren Bundesgenossen, den Mohamed Ali Chan, auf, daß er seine Armee gegen Tovala, in der Gegend des Kap Comari, vorrücken läßt. Will nun der König von Travancor diesen unangenehmen Besuch los seyn, so muß er wohl den Engländern bezahlen, was sie von ihm verlangen. Als ich mich im April 1784 am Hofe dieses Königs befand, forderte die Armee des Mohamed Aly Chan, er solle ihr entweder Geld schicken, oder die Erlaubniß ertheilen, durch Tovala zu marschiren, und Geld aus Travancor zu holen. Allein der damalige Premierminister, Cumàren Cembaga Ràmapulla, ein Mann von Talenten, legte diesen ganzen Handel dadurch bei, daß er den Engländern zweimal hunderttausend Rupien auszahlen ließ **).

*) Tirunevéli, nahe bei der Festung Palamotta, heißt auf allen neuern Karten: Tinivelly. F.

**) Es gehörte mit zu der Politik der alten Indischen Könige, daß sie nie ohne die dringendste Veranlassung ihren Nachbarn mit bewaffneter Hand in das Land fielen. Konnten sie es schlechterdings nicht vermeiden, so ließen sie wenigstens die Ackerleute in Ruhe, und vergriffen sich weder an den Tempeln noch den Priestern. So erzählt Strabo, und auch Arrian in seiner Indischen Geschichte. Die Politik der mohamedanischen Eroberer und ihrer Alliirten in Indien, besteht hingegen darin, daß sie, wenn es ihnen nur irgend möglich ist, die mächtigsten Könige und Reiche unter ihre Herrschaft zu bringen, und die letzteren meistens selbst zu regieren suchen; daß sie nur

Das Königreich Carnada war vom Jahre 1754 bis 1762 der Schauplatz unaufhörlicher Kriege, welche die Engländer und Franzosen, wie auch der Vater des Tipu Sultan, Hayder Aly Chan, und der Nabob von Arrucate mit einander führten. Gegen Westen gränzt es an Maïssur und die Gattes-Gebirge, und zwar unter 12° — 14° der Breite, und 77° — 78° der Länge. Gegen Süden stößt es an Tanjaur, oder an den Fluß Vellarru, der in Westen von den Bergen in Maïssur herabkommt, Carnàda durchschneidet, und sich am äußersten Ende dieses Reiches bei Porto Novo in das östliche Meer ergießt. Gegen Norden macht Golconda die Gränze desselben aus, und zwar unter 15° N. Breite. Carnada ist eben das Reich, wovon die Reisebeschreiber älterer Zeiten, unter dem Nahmen Narasinha, so viel Rühmens machen. Es wird von drei Flüssen bewässert. Der erste, Paler, fließt bei den Städten Velur, Arrucate, Cangipuri und Sadras vorüber, wird am letztern Orte außerordentlich breit, und ergießt sich in das östliche Meer. Der zweite dieser Flüsse ist der Ciovanàrru, welcher sich gegen Süden von Puduceri ins Meer stürzt, nachdem er sich vorher unweit dieser Stadt mit dem Gingi, der von dem Gebirge gleiches Namens herabkommt, vereinigt hat. Der dritte führt den Namen Ponnarru, d. i. der Goldfluß. Er entspringt unweit Dhermapuri in Maïssur,

schwachen Fürsten die Krone lassen und sich dieselben zinsbar machen; daß sie entweder Uneinigkeiten zwischen ihnen stiften, oder das gute Vernehmen unter ihnen wiederherzustellen suchen, je nachdem es ihrem Interesse gemäß ist; daß sie nie mehr als Einen Krieg auf einmal unternehmen; daß sie nur ihren Bundesgenossen völlige Religionsfreiheit lassen, nur diese nie in Rücksicht ihrer Gewohnheiten und Landesgebräuche beeinträchtigen; daß sie immer einer oder der andern von den streitenden Partheien Beistand leisten, und auf diese Art ihre Macht vergrößern; und endlich, daß sie ihre Verbündeten mit Officieren versorgen, die ihre Truppen anführen. Ossa vides Regum, vacuis exhausta medullis (So saugt man Könige bis auf das Mark aus): sagt Juvenal in seiner achten Satire. A. d. V.

auf dem Gattes-Gebirge, strömt an Tricolür vorbei und vereinigt sich gegen Norden von Gudelür mit dem Meere. Im Innern dieses Landes wächst viel Reiß, obgleich nicht in solcher Quantität, wie in Tanjaur. Man trifft darin zahlreiche Viehheerden an; auch soll es, nach der Versicherung der Indier, Gold- und Silberminen enthalten. Die dortigen Baumwollenwaaren sind vorzüglich fein. — Die Städte, welche in Carnàda an der Seeküste liegen, sind folgende: Gudelür, Puduceri, Cangimaram, Sadras, Maïlapuri, Madraspatnam und Valiacada, oder Paliacate. In allen diesen Seestädten giebt es ansehnliche Fabriken und Manufakturen, worin sowohl weiße als bunte Baumwollenwaaren verfertigt werden. Gingi, die Hauptstadt einer kleinen Provinz, und Arrucate, sind zwei ansehnliche Festungen im Innern des Landes, und zugleich uralte Städte. Nach der Versicherung des Ptolemäus, wohnten vor Alters zu Cangipuri, in eben dem Königreiche Carnàda, Brahmanes Magi; folglich ist es außer allem Zweifel, daß es schon vor dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in Indien eben sowohl Magier gab, als in Persien. Im fernsten Alterthume war bereits zu Cangipuri ein Tempel, welcher noch bis auf den heutigen Tag von einer sehr großen Anzahl Pilgrimme besucht wird. Er ist dem Vishnu gewidmet, welcher, nach der Lehre der Indier, das Wasser, und aus dem Wasser das ganze Weltall, erschaffen hat. Das Bildniß dieses Gottes, welchem man vier Hände giebt, wird an gewissen Tagen auf einen sehr hohen Wagen, den sechzig Personen ziehen, in Triumph umhergefahren. In der einen Hand hält er das heilige Rad, in der zweiten ein Waldhorn, in der dritten einen Diamant, und in der vierten eine Keule, oder einen Schlegel, um die Riesen zu bekämpfen. Auch wird dort noch jetzt dem Feuer zu Ehren ein Fest angestellt, welches Sonnerat bereits im zweiten Theil seiner Reise nach Indien S. 99 beschrieben

hat. Tirunamala, Tirupadi, Tiruvalur, Cirangam und Cialembron, sind ebenfalls sehr schöne Pagoden, oder heidnische Tempel, die einer besondern Beschreibung nicht unwerth wären. Einige derselben nehmen einen großen viereckigen Bezirk ein, der mit vier großen Mauern umgeben ist. Mitten auf jeder Mauer steht ein sehr hoher spitziger Thurm, auf dem eine Menge heiliger Thiere abgebildet sind, welche die Symbole verschiedener Gottheiten vorstellen. Unter dem Thurm ist ein Thor, durch das man in den Vorhof der Pagode gelangt; und da gewöhnlich auf jeder Mauer vier Thürme angebracht sind, so haben die meisten dieser Pagoden auch vier Thore. Diese Thürme nebst ihren Thoren, werden Göburam genannt, welches Wort zugleich Thurm und Thor zum Vorhofe des Tempels bedeutet. Die vorerwähnten Symbole sind zum Theil der Sittlichkeit anstößig. Sie stellen die Zeugung und Verwesung aller erschaffenen Dinge vor, welche durch die Sonne, den Mond und die Erde bewirkt wird; und diese werden unter den Symbolen der drei Gottheiten Shiva, Parvadi und Lakshmi abgebildet. Die Thürme sind viereckig, und haben mehrere Stockwerke, von denen einige ganz geräumig, andre hingegen ziemlich eng sind. Jedes Stockwerk ist mit einem Fenster versehen, und auf dem obersten brennt die Nacht hindurch eine Lampe. Der Tempel selbst steht mitten im Hofe, und hat meistens eine konische Form. Diese Pagoden oder heidnischen Tempel, welche in der Samscredam-Sprache Kstra, Devassa, oder Devalea genannt werden, bestehen aus drei Abtheilungen. Die erste macht das Schiff aus, die zweite das Heiligthum, und die dritte den Shrikoil, d. i. die Kapelle, worin der Bimbam (die Statüe), oder der Deven (der Gott), oder der Punya Murti (der heilige Körper) aufbewahrt wird. Diese Kapelle ist mitten im Heiligthum angebracht, und hat nur ein einziges ganz kleines Fenster, so daß es sehr düster darin ist: ein Umstand, wel-

cher

cher nicht nur die Andacht und die Ehrfurcht für die Gottheit erhöhet, sondern auch dazu beiträgt, die geheimnißvollen Verrichtungen des Eburandiri, oder Opferpriesters, zu verbergen, der nur allein das Recht hat, sich dem Götzenbilde zu nahen. Rings um die Kapelle brennen eine Menge mit Oel und Butter angefüllter Lampen, und die Opfer, welche aus Reiß, Kokosnüssen, Blumen, Sesam, Pisangs und andren Früchten bestehen, werden vor dem Götzen auf eine Bank niedergelegt, und der Verfügung des Opferpriesters überlassen. Aus der Wölbung des Tempels ragt eine lange Stange hervor, an welche an feierlichen Tagen eine große, siebzig Fuß lange, Fahne befestigt wird. Auf dieser Fahne ist ein Ochse (die Vahana, oder das Reitthier, des Gottes Shiva) abgebildet, wenn nehmlich ein solcher Tempel diesem Götzen gewidmet ist. In diesem Fall ist auch der Ochse, oder Apis, über der kleinen Thür der schon beschriebene Kapelle in einem Basrelief abgebildet. In der Nähe muß allemal ein Brunnen seyn, damit die Indier sich waschen und die gehörigen Lustrationen verrichten können, welche der Dienst des Gottes erfordert. Das Heiligthum ist gewöhnlich mit fünf oder sechs Reihen steinerner Säulen umgeben, welche achtzehn bis zwanzig Fuß hoch und sehr künstlich mit Basreliefs verziert sind. In manchen Tempeln zählt man wohl sechzig solche Säulen. Es ist erstaunlich, wie sorgfältig man die Regeln der Baukunst bei Verfertigung derselben beobachtet hat. Da nun einige dieser Tempel von sehr hohem Alter sind, so folgt hieraus, daß die Künste schon in den fernsten Zeiten in Indien geblühet haben müssen. — Die ansehnlichsten Städte und Festungen in Carnada, welche letzteren fast sämmtlich die Gestalt eines Vierecks haben, sind folgende: Palancotta, Balancada, Atur, Calianatur, Shelon, Tatagari, Calicurici, Tirucolur, Tiruvanelur, Trividi, Tiruvamatur, Valdur, Villamur, Perumaculam, Vicravandi, Tindi-

vanam, Gingi, Tirumala, Penatur, Palur, Cettupeli, Vandavagi, Uttamatur, Tiruvatur, Harani, Timeri, Arcati, Caveripac, Tacaculam, Tirupassur, und Tirupadi. Man wird nicht leicht ein Land in der Welt finden, welches sich in Ansehung der Baukunst so vorzüglich auszeichnete, und eine so große Anzahl herrlicher Tempel und anderer öffentlicher Gebäude aufzuweisen hätte, wie Carnada. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß vor Alters die Beherrscher, die Bevölkerung und der Kunstfleiß in diesem Reiche sich in sehr blühenden Umständen befunden haben müssen; denn ohne die vereinigte Mitwirkung dieser Ursachen, würden jene prächtigen Denkmähler gewiß nicht zu Stande gekommen seyn *). In früheren Zeiten war dieses Land dem Könige von Bisnagari, oder Narasinha, unterworfen. In der Folge kam es unter die Herrschaft des Großmoguls, der es von einem Nabob, oder Statthalter, regieren ließ. Allein da gewöhnlich ein unrechtmäßiger Besitzer den andern zu verdrängen sucht, so gelang es den Maratten, sich dieser Provinz im Jahre 1740 zu bemächtigen. Sie wurden indeß wieder durch den Nabob von Arrucate, einen ursprünglich Indischen Fürsten, welcher sich aber zur Mahomedanischen Religion bekannte, vertrieben. Die Franzosen ergriffen damals die Parthei des Großmoguls; die Engländer

*) Das Reich Carnate muß allerdings unter seinen einheimischen Königen lange eines ruhigen Wohlstandes genossen haben. Dies läßt sich aus den großen, regelmäßigen, mit Kunst und einer Art von Pracht gebaueten Pagoden, ingleichen aus den vielen alten Schlössern und befestigten Städten längs den Gränzen des Reiches, und bei den Pässen, welche durch das Gattische Gebirge führen, schließen. — Daß die alten Gebäude sich eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch erhalten haben, erklärt sich aus dem in Indien gewöhnlichen Mörtel (einer Mischung von Oelen und klebrigen Säften), und aus dem trocknen, warmen Klima. — Die Muhamedanischen Fürsten brachten zuerst Elend über die ehemals so glücklichen Länder; und was sie angefangen hatten, vollendeten die Europäer, die den Auswurf aller Nationen als Soldaten mit sich brachten. F.

aber, welche mit den Maratten in Unfrieden lebten, interessirten sich für den Nabob von Arrucate, der sich ebenfalls gegen den Großmogul empört hatte, und mit dem sie ohnedies alliirt waren. Hierüber kam es zu einem blutigen Kriege, während dessen die Engländer und Franzosen, nebst ihren beiderseitigen Alliirten, einander im Königreiche Carnada mehr als funfzehn Schlachten lieferten. Geraume Zeit hindurch focht man mit abwechselndem Glücke, bis endlich Carnada unter die Herrschaft des Nabobs von Arrucate und der Engländer kam, welche letztern nun auch Puduceri, die Hauptstadt der Französischen Kolonieen in Indien, besitzen. Sie bemächtigten sich derselben seit dem Ausbruche der Französischen Revolution; und da die Engländer gegenwärtig eine sehr große Macht in Indien haben, so wird diese Stadt wohl schwerlich wieder in Französische Hände kommen, es müßte denn bei dem Abschlusse des Friedens geschehen.

Die Missionsanstalt zu Carnada, welche Französischen Jesuiten anvertrauet war, hat viele berühmte Männer aufzuweisen. Sie fängt in Westen bei den Gebirgen von Maïssur an, welche diese Provinz von Carnada trennen, erstreckt sich von da längs den Flüssen Vellarru und Paler gegen Osten, und umfaßt das ganze Königreich Carnada. Puduceri, Gingi, Vencàttiguiri und Arrucate, waren die vornehmsten Residenzen der Jesuiten. Die ansehnlichsten Gemeinden, welche sie im Königreiche Madura gründeten, waren folgende: Madura, Yindacalla, Aur, Ilpiur, Puradacudi, Ayambel, und Conacupam. In Tanjaur hatten sie dergleichen zu Varugapatti, Sirgani, Tanjaur, Suran, Camanaichenpatti, und Tirnaveli. Der apostolische Vikarius, Monsignor Dolicha, hält sich bald zu Puduceri, bald zu Ariancòpan auf, und gehört mit zu dem Corps des Missions étrangères in Paris. Der Portugiesische Bischof zu Maïlapuri maßt sich zwar das

Recht an, den Vorsteher jener Gemeinden zu spielen, die doch weder von ihm, noch von irgend einem andern Portugiesen gestiftet sind; allein der Papst hat ihm die Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit in solchen Orten, welche nicht unter Portugiesischer Herrschaft stehen, ausdrücklich verboten *). Seit der Aufhebung des Jesuitenordens, sind viele von jenen Gemeinden wieder in Verfall gerathen, weil es an brauchbaren Geistlichen fehlt. Einige bestehen zwar noch, und der Bischof von Maïlapuri besetzt sie mit Priestern, welche geborne Indier sind, und zu Besorgung geistlicher Geschäfte aus Goa berufen werden; allein diese Leute können bei weitem nicht so vielen Nutzen stiften, wie die Europäer: denn sie stehen bei den Heiden in keiner großen Achtung, und haben viel zu wenig Gelehrsamkeit, als daß sie eine christliche Gemeinde, welche sich mitten unter Götzendienern und Mahomedanern befindet, in gehörigem Ansehen erhalten könnten. Zu meiner Zeit zählte man in Madura achtzehn tausend, in Carnada zwanzig tausend, und in Tanjaur zehn tausend Christen; da hingegen die Dänischen Missionarien zu Torangapuri oder Tranquebar, mit aller ihrer Mühe kaum tausend lutherische Christen zusammenbringen konnten, wie mir mehrere zu Puduceri wohnende Katholiken versichert haben **). Selbst von dieser

*) Man sehe die Bulle Clemens VIII. vom Jahr 1600, welche sich anfängt: In supremo militantis ecclesiae solio. Ingleichen die von Clemens X., welche am siebenten Junius 1674 ausgefertigt wurde. A. d. V.

**) Diese Angabe von der Zahl Römisch-Katholischer Christen (48,000) ist ganz gewiß zu hoch, wenn man auch vergessen will, wie die Missionarien dieser Religionsparthei öfters bei ihrem so genannten Bekehren zu Werke gehen. Sie schleichen sich nehmlich als Aerzte in die Häuser der Indier, fahren einem Kranken, wenn er so eben im Sterben ist, mit einem feuchten Tuche über Kopf und Stirn, murmeln dabei heimlich das Tauf-Formular, und haben nun einen Christen mehr gemacht, den sie sogleich in ihre Verzeichnisse eintragen. — Die protestantischen Missionarien haben in neunzig Jahren 19,340 Menschen in Indien getauft. M. s. Neuere Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten, 51stes Stück. Halle, 797. 4. S. 187 F.

unbedeutenden Anzahl entsagten viele der lutherischen Religion, wenn sie sich irgendwo außerhalb Torangapuri niederliessen. Die Indischen Christen sind große Liebhaber von den Heiligen-Bildern, von Prozessionen, und überhaupt von den Ceremonien und feierlichen Gebräuchen der katholischen Kirche; da es nun den Protestanten an allen diesen Dingen fehlt, so ist leicht zu erachten, daß ihre so einfache Religion für die Indier keinen sonderlichen Reitz haben kann *).

Diese allgemeinen Nachrichten von jenen Ländern, wo ich mich etwas länger als ein Vierteljahr aufgehalten habe, mußte ich voranschicken. Sie waren nöthig, damit man das, was ich in der Folge von meiner Reise zu erzählen habe, desto besser verstehen könne.

Viertes Kapitel.

Reise von Puduceri nach Covalan, Maïlapuri und Madraspatnam.

Im Jahre 1776 lag auf der Rhede von Puduceri ein Portugiesisches Schiff vor Anker, das den Nahmen Nossa Senhora de Luz führte, und dessen Rheder, Joan Gonzalvez, eine Reise in seinen eigenen Angelegenheiten nach Madraspatnam gemacht hatte. Da nun dieses Schiff nach der Küste Malabar bestimmt war, und ich mich ebenfalls in Missionsangelegenheiten dahin begeben sollte, so fand ich es rathsam, diese gute Gelegenheit zu benutzen, und Herrn Joaon Gonzalvez zu ersuchen, daß er mich unentgeltlich mitnehmen möchte: eine Bitte, wozu ich mich

*) In warmen Ländern ist die Sinnlichkeit wirksamer, und die Einbildungskraft reger; daher müssen die Gebräuche der Katholischen Kirche freilich auf den Indier mehr wirken, der, wenn er zu ihr übertritt, nur Einen Götzendienst mit dem andern zu vertauschen glaubt. Allein selbst die Brahminen geben den neubekehrten Protestanten das Zeugniß größerer Sittlichkeit; und diese macht das wahre Christenthum aus. F.

um so mehr gedrungen fühlte, da es mir an Gelde fehlte, die Reisekosten auf jedem andern Schiffe bestreiten zu können. Ich reisete demnach am neunten September von Puduceri ab, und zwar in einem Duli, oder einer Sänfte, deren Boden, auf eben die Art wie unsere Stühle, von Indischem Rohr geflochten ist, und die einen hölzernen mit Tuch überflochtenen Deckel hat, damit dem Reisenden die Sonnenstrahlen nicht beschwerlich fallen. Diese Sänfte ist auf einer Stange befestigt, und wird von sechs Männern getragen, die von den Indiern Kuli, oder Lohnträger, von den Engländern aber Boys (Jungen) genannt werden. Diese Leute gehen ganz nackt, und haben weiter nichts auf dem Leibe, als ein Baumwollen-Tüchelchen, mit dem sie die Scham bedecken, und das mit einer Schnur um die Lenden befestigt ist. Dieses Tuch wird von den Indiern Lingacutti, d. i. die Decke des Lingam, oder der Schamtheile, genannt, woraus nachher die Europäer Langotti gemacht haben. Auf Malabarisch heißt es Cila, d. i., ein Tüchelchen. Diese von aller Kleidung entblößten Kuli, bringen die Reisenden eben so schnell von einem Orte zum andern, wie Postpferde; nur müssen sie von Zeit zu Zeit durch sechs andere ihres Gleichen abgelöset werden. Die Behendigkeit und Gewandtheit, mit welcher sie den Duli, oder Palankin, fortschaffen, ist wirklich bewunderniswerth. Puduceri ist dreißig Stunden von Madraspatnam entfernt; und dennoch legen einige Englische Beamten diesen Weg gewöhnlich in funfzehn Stunden zurück. Dies sind aber freilich forcirte Reisen, wozu man eine grosse Anzahl solcher Lohnträger nöthig hat. Die Landstraße von Puduceri nach Madraspatnam ist sehr gangbar, und an vielen Orten mit dickbelaubten Bäumen besetzt, in deren Schatten man vor den brennenden Sonnenstrahlen Schutz findet. Alle zwei bis drei Stunden trifft man stattliche Balam, Ambalam, oder Gasthäuser an, welche von den Europäern Chauderies (Tschuderies)

genannt werden, und worin die Reisenden Unterkommen und Bequemlichkeit finden. Es sind zierlich eingerichtete Hallen, die von den Almosen der Indier, nicht selten auch von der Mildthätigkeit eines einzigen reichen Mannes, zum Behuf der Reisenden erbauet werden; denn die Gastfreundschaft, welche unter uns Europäern so selten ist, macht bei den Morgenländern einen eigenen Religionspunkt aus, und ist eine der vorzüglichsten Tugenden, durch welche sie sich vor andern Völkern auszeichnen. Ueberhaupt ist es dort ganz anders als in Europa, wo man auf Reisen nicht nur eine Menge Geld ausgeben muß, sondern auch von Gastwirthen, Lohnkutschern, Fuhrknechten, und anderem solchem Diebsgesindel noch obendrein betrogen, bestohlen, und auf alle nur mögliche Weise gemißhandelt wird *). In Indien kann man sein Geld auf freier Heerstraße im Hute tragen, ohne daß man das geringste von Räubern zu fürchten hat; denn es ist schon genug, daß die Kuli ehrliche Leute sind. Dieser Sicherheit genießt man wenigstens im Königreiche Travancor, wo ich mehr als zwanzig mal, sowohl bei Tage als bei Nacht, von Cochin bis zum Kap Comari im Innern des Landes hin und her gereiset bin **).

*) Die Ruheplätze, oder Tschauderies, in Indien sind freilich wohlthätige Veranstaltungen, aber mit den großen und prächtigen Karavanserais in Persien und der Türkei nicht zu vergleichen. Jene und diese sind indeß der Beschaffenheit des Landes, worin sie sich befinden, angemessen. Indien ist sehr volkreich; in Persien und der Türkei hingegen giebt es große Wüsten und menschenleere Steppen. In den letzteren Ländern müssen die Kaufleute, ihrer Sicherheit wegen, in großen Gesellschaften reisen, und brauchen also für sich, ihre Waaren und ihr Lastvieh größere Ruheplätze. F.

**) Ich kann zwar nicht läugnen, daß ich einigemal bestohlen worden bin; aber die Kuli, oder andere arme Indier, nahmen mir nie etwas anderes, als nur Getränk oder Lebensmittel, deren sie auf einige Tage zu ihrem Lebensunterhalte bedurften. Da sie sich immer mit wenigem begnügen, so versteht es sich von selbst, daß dergleichen von geringem Werthe war. Während meines dreizehn- bis vierzehnjährigen Aufenthaltes in Indien habe ich nie gehört, daß irgend ein Reisender auf der Landstraße von Räubern angefallen oder getödtet worden wäre. A. d. V. — Man kann in Indien nicht allent-

Die vortrefflichen Einrichtungen und Polizeianstalten, welche die Indier in Rücksicht der Landstraßen beobachten, hat bereits Strabo, im funfzehnten Buche seiner Erdbeschreibung, gerühmt. Sie halten es für eine der schwersten Sünden, wenn jemand die Gebäude oder Gasthäuser zerstört, welche für die Fremden bestimmt sind. Diese Gasthäuser bestehen gewöhnlich aus einem etwas erhöheten Erdgeschosse, welches drei Abtheilungen oder Zimmer hat. Der äußere Bezirk formirt eine Art von offener Halle; denn das hervorragende Dach ruhet auf Säulen. Hier werden die Dulis oder Palanquins hingestellt, damit sie weder vom Regen noch von der Sonne leiden. Im mittleren Zimmer steht ein steinernes Götzenbild, das gewöhnlich den Ganesha vorstellt. In den beiden Seitenzimmern sind Matten hingebreitet, die entweder aus Palmblättern, oder aus Blättern der Caida (einer wilden Pflanze *), von der Gattung der Ananas) geflochten sind, und auf denen die Reisenden schlafen. Zu ihrer Bewirthung ist gewöhnlich ein brahmanischer Priester in der Nähe, der ihnen für einige Panam eine Mahlzeit nach brahmanischer Art vorsetzt. Sie besteht gemeiniglich in abgesottenem und wieder getrocknetem Reiß, nebst einem Beiessen von kleinen eingemachten Citronen, und in einer Brühe, die aus Pfeffer, Ingwer, Senf, Kräutern, bisweilen auch wohl aus gekochtem, gedörrtem, oder rohem Obst zubereitet wird. Anstatt dieser Brühe wird mitunter saure Milch oder frischer Rahmkäse

halben mit gleicher Sicherheit reisen. In der Halbinsel diesseits des Ganges, in Bengalen und Aud, so weit die Macht der Engländer sich erstreckt, hat man nicht leicht etwas zu fürchten; aber in den Gebirgen und weiter nach Nordwesten ist es nicht ganz so sicher. F.

*) Caida oder Kanda ist Forskåls Keura, oder Pandanus odoratissima des Systems. Wegen der Aehnlichkeit in den Blättern hat man sie auch Bromelia genannt. In O-Taheiti deckt man mit diesen Blättern die Häuser. Der Blumenstaub der männlichen Blüthe wird zum Wohlgeruche gebraucht. F.

aufgetragen. Cagni, oder abgekochtes Reißwasser, (welches die Europäer Cangi nennen), wird unentgeltlich gegeben, damit die Reisenden ihren Durst vermittelst eines erfrischenden und dennoch gesunden und unschädlichen Trunks löschen können. Auf den Heerstraßen stehen überall Statüen, welche die Stellen der Meilenzeiger vertreten, und die Fremden zurechtweisen. So wie sich die Griechen und Römer hierzu des Gottes Terminus und der Hermäen bedienten, so stellen die Indier ihren Gott Ganesha hin, welcher von dem gemeinen Volke, das der Samscredam-Sprache nicht kundig ist, Poleyar genannt wird. Dieser Gott hat einen Elephantenkopf, nebst dazu gehörigem Rüssel, vier Hände, einen Leib wie ein Mensch und eben dergleichen Beine, die er, nach Art der Sineser und Indier, kreuzweise unter sich schlägt. Auf einigen Denkmählern ist er mit einem Halbzirkel, oder einem halben Monde, um das Haupt abgebildet; er hält in der einen Hand einen eisernen Griffel, womit die Indier auf Palmblätter zu schreiben pflegen, und in der andern ein Palmblatt, oder auch wohl ein ganzes Bündel solcher Blätter, welche beschrieben sind. Auf andern Denkmählern hat er in der einen Hand einen Granatapfel, oder einen hakenförmigen Schlüssel mit einem krummen Kamme, dergleichen man sich in jenen Zeiten zu bedienen pflegte, wo die Thüren, ohne alles Eisenwerk, nur mit einem hölzernen Riegel von innen verschlossen wurden. Anstatt der Vahana, oder seines Reitthiers, hat er jederzeit eine Maus unter sich: ein Thier, das dem Elephanten äußerst verhaßt ist. Diese Maus soll, wie die Indier sagen, den bösen Dämon, den Feind der Weisheit, kurz den Teufel, vorstellen. Die verheiratheten Indierinnen tragen das Bildniß dieses Gottes, welches Taly genannt wird, an einer Schnur um den Hals. Es vertritt die Stelle des Mahlschatzes, und dient zu einem Zeichen ehelicher Keuschheit und Treue. Die Gelehrten verehren diesen Gott als ihren Beschützer, und begrüßen ihn allemal zu Anfange

ihrer Schriften mit den Worten: Namà Guru, Anbetung dem Herrn; oder: Sal Gurve Namà, Anbetung dem wahren Herrn; oder: Gannabadàye Namà, Anbetung dem Gannabadi, dem Herrn. Auch pflegen sie den Elephantenrüssel des Gannesha, als ein Symbol der Weisheit und Klugheit, vor die erste Zeile ihrer Briefe zu mahlen.

Von Puduceri reisete ich über Calapada, Congimaram, und Carpuncolam, wo ich die Nacht in einem von den schon beschriebenen Madams zubrachte. Gegen Abend kamen einige Indierinnen dahin, deren jede ein Körbchen mit weißen Blumenkränzen bei sich hatte, welche sie dem Gannesha um den Hals hängten. Am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang brachten einige Brahmanen ein kupfernes Gefäß mit Kokosöl, gossen es über die Statüe des Gannesha aus, und murmelten dazu einige in der Samscredam-Sprache abgefaßte Gebete. Einer von ihnen sprach etwas Portugiesisch, und mit diesem ließ ich mich in ein Gespräch ein. In der Nähe eines solchen Madam, oder Gasthauses, ist gewöhnlich ein Teich, auf Tamulisch Colam, und in korrumpirtem Portugiesisch Tanque genannt. Zu diesem Colam eilen alle in der ganzen Gegend wohnende Indier, so bald sie von ihrem Nachtlager aufstehen. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, stellen sich dicht neben einander, waschen sich mit außerordentlicher Behendigkeit die Schamtheile, und sagen gewisse Gebetsformeln dazu. Diese Lustration, welche alle Morgen wiederholt wird, ist seit undenklichen Zeiten in Indien eingeführt, und bei den Bewohnern dieses Landes allgemein üblich. Sie sind nehmlich der Meinung, daß die Reinheit der Seele schlechterdings nicht ohne die Reinlichkeit des Körpers bestehen könne *). Die brennende Sonnen-

*) Die Indier theilen die guten Werke in Gnana und Karma ein. Unter der erstern Benennung verstehen sie Weisheit, Meditation und innere geistige Beschäftigungen. Karma hingegen ist so viel wie Praxis, äußere Uebung. Mit Meditiren und

hitze, und die dadurch verursachte immerwährende Transpiration, mögen wohl die erste Veranlassung zu diesem Gebrauche gegeben haben; so wie zur Verehrung des Lingam, welcher bei den Indiern, auf eben die Art wie bei den Römern der Priap, die Stelle eines Gottes vertritt. Damit die Schamtheile in ihrem gesunden Zustande bleiben möchten, verordneten die Indischen Philosophen die Reinigung vermittelst des Wassers; und damit dieser Gebrauch nicht wieder abkommen sollte, trafen sie die Veranstaltung, eben diesen Theilen, welche die zeugende Kraft der Sonne, des Mondes und der Elemente vorstellen, göttliche Ehre erweisen zu lassen. Von diesem Götzendienste handelt ein Indisches Buch, das den Titel Lingapurànam führt, und sich zu Paris in der königlichen Bibliothek befindet. Die Indischen Philosophen, welche denselben zuerst einführten, gaben einem ihrer Götter, Nahmens Mahadeva oder Shiva, das Symbol der alles erzeugenden Sonne, für dessen Urheber aus.

Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise wieder fort, und nachdem ich durch Vepur, Tengacetti, und einige andere unbedeutende Oerter gekommen war, langte ich Abends zu Sadras an. Dieser schöne Flecken, worin zugleich ein Kastell ist, gehört den Holländern, welche daselbst ganz vortreffliche Baumwollenwaaren verfertigen lassen, und sie nach Europa versenden. Ihre sogenannten Gingans sind von besonderer Güte. Dieser stark bevölkerte Ort hatte größten Theils solche Leute zu Einwohnern, welche die Baumwolle krämpeln, verarbeiten und färben. In dem einen Viertel desselben wohnen Brahmanen, die sich bloß mit dem Handel beschäftigen. Unter diesen ist selten ein Mann zu finden, welcher Kenntnisse besitzt, und zugleich

innern geistigen Werken beschäftigen sich die Philosophen, besonders die Budhisten; zur Karma aber, oder zu äußern guten Werken, als zum Gebet, zu Lustrationen, Oblationen, Opfern und dergleichen, wird bloß das Volk von den brahmanischen Priestern angehalten. A. d. V.

aufrichtig genug ist, sie mitzutheilen. Es nützt also zu gar nichts, wenn man sich mit diesen Leuten einläßt und Aufschlüsse über die Religion der Indier von ihnen zu erhalten sucht. Gleichwohl pflegen es die Engländer zu thun: denn diese rühmen sich ja immer, ihre Kenntnisse unmittelbar von Brahmanen, die im Dienst eines oder des andern Tempels angestellt sind, erlangt zu haben; als ob man nicht wüßte, daß diese Leute nur selten mit Europäern zu reden pflegen. Zu Sadras ist eine christliche Gemeinde, die aus zwei tausend Seelen besteht. Die meisten ihrer Mitglieder sind uneheliche Kinder der Holländer und anderer Europäer. Ich taufte daselbst einige neugeborne Kinder, und als ich ihre Nahmen in das Kirchenbuch eintragen wollte, stand überall Filho de fulano, Filho de fulano. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß ein Vater so viele Kinder haben könnte; ich fragte also den Küster, wer denn dieser Fulano sey. Er antwortete mir: dies Wort bezeichne eine Person, die man nicht zu nennen wisse; wenn man daher den Vater eines Kindes nicht mit Gewißheit angeben könne, so setze man gewöhnlich in das Kirchenbuch Filho de fulano. Nun wußte ich denn doch, wer dieser vermeintliche Herr Fulano wäre. Da der Pfarrer, ein Priester von Goa, eben abwesend war, so las ich Messe zu Sadras, und zog alsdann meines Weges. Den dritten Tag nachher, als ich Canatur, Tirupatur und Tirupalur gesehen hatte, kam ich Mittags nach Covalam, wo wenige Christen, aber desto mehr Mahomedaner, wohnen. Die Handelsgesellschaft zu Ostende hatte hier ehemals eine starke Festung am Gestade des Meeres, die aber den Engländern zu nahe lag und eben darum von ihnen geschleift wurde. Kaiser Karl der Sechste, der jene Handelsgesellschaft zu Ostende errichtet hatte, sah sich genöthigt, sie wieder aufzuheben, um nicht mit den Engländern und Franzosen, welche sich damals um den Besitz von Carnada stritten, in Krieg zu gerathen. Covalam bringt nichts weiter hervor,

als Hirse und Salz, welches letztere sowohl Christen als Heiden holen dürfen. Das Meer wirft daselbst eine Menge der schönsten Konchylien ans Land. In den Trümmern der Festung, welche ehemals der Ostindischen Handelsgesellschaft gehörte, halten sich viele Schlangen auf. Hier sah ich zum erstenmal die Operation eines Indischen Schlangenbeschwörers mit an, der durch seine Musik und Proceduren eine Klapperschlange herbeizog: etwas, das ich bis dahin für erdichtet und ganz unmöglich gehalten hatte. In der Folge werde ich ausführlicher davon reden.

Nach Verlauf einiger Tage begab ich mich von dort nach Maïlapuri und Madraspatnam. Ersteres wird von den Christen „die Stadt des heiligen Thomas" genannt. Es liegt am Gestade des Meeres, das daselbst eine Art von Bucht, oder einen kleinen Hafen, bildet. Die Stadt liegt in einer reitzenden Ebene, wo es viele Kokosbäume giebt, die das ganze Jahr hindurch grünen. Die bischöfliche Kirche, die Kirche der heiligen Rita, und der Madre de Deos, die Wohnung des Bischofs, und der Pallast des Portugiesischen Gouverneurs, welches damals Dom Caravalho war, zogen durch ihre regelmäßige Bauart meine Aufmerksamkeit an sich. Uebrigens hat diese Stadt viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren. Die Portugiesen haben nichts mehr darin zu befehlen, wohl aber die Engländer und der Nabob von Arrucate, der daselbst seinen Marstall hat. Die Einwohner bestehen aus Heiden, Mahomedanern und Christen. Letztere sind eine Bastardart von Menschen, welche aus Portugiesischem und Indischem Geblüt abstammen. Sie sehen schwarz aus, doch so daß ein wenig Weiß hindurch schimmert. Man nennt sie Mestizen, und denkt sich unter dieser Benennung Leute, die einen Europäer zum Vater und eine Indierin zur Mutter haben. Sie werden auch Topazi, d. i. Duibhashi oder Dolmetscher genannt, weil sie zwei verschiedene Sprachen, nehmlich Indisch und korrumpirtes Por-

tugiesisch sprechen. Sie machen den kleinsten Theil der Einwohner von Maïlapuri aus, wo die Mahomedaner die Oberhand haben. Der vorletzte Bischof von Maïlapuri war Dom Bernardo da San Gaetano, Augustiner-Ordens, auf welchen 1787 Dom Emanuel di Gesu, ein aus Goa gebürtiger Augustiner, folgte. Jener, ein geborner Europäer, betrug sich als ein kluger, billig denkender Mann; dieser hingegen, in welchem das hitzige Blut eines Indiers brauset, hat einen unruhigen, heftigen und zänkischen Charakter. Er geht darauf aus, alle Missionarien aus seiner Diöcese zu verdrängen, wenn sie nicht entweder Portugiesen sind, oder seine Gerichtsbarkeit anerkennen. Ich logirte zu Sanct Rita bei dem General-Vikar Pater Luiz, einem Augustiner, welcher mich stattlich bewirthete, und mir sowohl über die Geschichte des Landes, als auch über den Zustand des dortigen Christenthums viele Aufschlüsse gab. Der Bischof Dom Bernardo war damals nach Bengalen verreist, wo er die Kirchen seiner Diöcese visitirte. Des Abends schrieb ich mir allemal in mein Reisejournal, was ich den Tag über gesehen hatte; und wenn mir die Einwohner sagten, daß nun weiter nichts zu sehen sey, reiste ich weiter.

Dem zufolge machte ich mich auf den Weg nach Madraspatnam. Diese Stadt liegt nur eine Stunde von Maïlapuri. Die Straße, welche dahin führt, gehört zu den schönsten in ganz Indien. Sie ist eben, breit, gut gebahnt, und an beiden Seiten derselben sieht man eine große Anzahl Häuser, Gärten, Zelte, Garküchen, Pferde, Wagen, Palanquins und Dulis von allerlei Art, wie auch Elephanten und Zugochsen, welche letzteren vor die Kutschen gespannt werden. Ungefähr auf der Hälfte des Weges liegt ein Garten, worin der Nabob von Arrucate, Mohamed Aly Chan, seine Residenz hat. Er wohnt in einem nach Europäischer Art gebaueten Pallaste. Die äußeren Zugänge sind mit Indischer Miliz besetzt; im In-

nern aber haben Englische Soldaten die Wache, an deren Spitze ein Kapitän steht, welcher Tag für Tag von allem, was sich am Hofe dieses Regenten ereignet, den genauesten Bericht erstatten muß. Dies nennt man eine Ehrenbezeigung; eigentlich aber ist es nichts anderes, als eine glänzende Gefangenschaft. Der Nabob genießt Sicherheit für sein Leben; und dieser Sicherheit wegen muß er tanzen, wie die Engländer geigen. — Zu Madraspatnam sprach ich bei der Gemeinde des Apostels Sankt Andreas zu, und kehrte in das dortige Kapuziner-Kloster ein, wo ich den Pater Bonaventura von Fuligno, den Pater Medardus aus dem Elsaß, und den Pater Marcellus von Aleppo antraf. Ich besah die Stadt. Sie ist zwar groß, aber die Häuser liegen einzeln und zerstreuet; neben den herrlichsten Pallästen stehen die elendesten Hütten; breite Straßen und enge winkelige Gäßchen wechseln mit einander ab, und anstatt Reinlichkeit sieht man überall Schmutz und Koth. Das Kästell Sankt Georg, worin sich nur Engländer aufhalten dürfen, wird die weiße Stadt genannt; der äußere Bezirk aber, wo Europäer, Armenier, Bengaler, Sineser, Peguaner, Araber, auch sowohl weiße als schwarze Indier von allen Klassen, Casten und Religionssekten wohnen, heißt die schwarze Stadt. Das Kastell Sankt Georg, eins der festesten in ganz Indien, liegt am Gestade des Meeres, welches dort sehr ungestüm ist. Das Thor nach der Seeseite zu, ist, so wie das Thor der schwarzen Stadt, stark mit Wache besetzt. Das Kastell hat Bollwerke, doppelte Gräben, doppelte Brücken, und die Besatzung besteht aus den schönsten Europäischen Truppen, die es in ganz Indien giebt. Es ward im Jahre 1746 von den Franzosen erobert, und 1758 von Herrn de Lally zum zweitenmal blokirt; er mußte aber die Belagerung aufheben, und die geflüchteten Schätze wurden wieder dahin zurückgebracht. Diese Stadt liegt unter 13° 15′, gerade an der Stelle, wo

vor Zeiten das Städtchen Cinnapatnam stand, welches dem Könige von Bisnagari oder Narsinha gehörte, von dem es die Engländer 1645 bekamen.

Fünftes Kapitel.

Indische Gewichte, Maße, Münzen und Waaren. — Fortgesetzte Nachrichten von Madraspatnam und Maïlapuri.

I. Das Aratel, ein Indisches Wort, bedeutet ein Pfund Kaufmannsgewicht von sechzehn Unzen. Vier und zwanzig dergleichen Aratel, oder Pfund, geben ein Manna, welches die Kaufleute Mao nennen. Vier Manna und acht Aratel, machen in einigen Provinzen einen Centner aus; in andern aber besteht er aus fünf Manna und acht Aratel. Von dieser Art ist der Centner zu Cochin. In Calcutta oder Calicut, ist der Centner noch schwerer, als zu Cochin. Am letzteren Orte und zu Travancor hält er heutiges Tages nur hundert und acht und zwanzig Aratel. Das Tulam, oder Tulao, ist ein Gewicht von hundert Palam. Das Palam besteht an einigen Orten aus hundert und funfzig Cochinschen Panam, oder Fanam; an andern aber aus zweihundert und zehn, und wieder an andern aus dreihundert. Die Rupie wiegt zu Madras und Puduceri zwei und dreißig Cochinsche Panam, so wie der silberne Panam, welcher zu Cochin circulirt, den dreißigsten Theil einer silbernen Rupie ausmacht. Achtzehn Cochinsche Panam wiegen eine Unze. Calangia ist ein Gewicht von eilf und einem Viertel Cochinsche Panam. — Mangiadi ist ein Gewicht von einem halben Cochinschen Panam. — Kaicia ist ein Gewicht von vier Calangias. — Der große Panam von Madras ist der sechste Theil einer Rupie. — Der kleine Panam ist der zwölfte Theil einer silbernen Rupie. — Zu einem großen Panam von Madras, gehören beinahe fünf und ein Viertel Cochinsche Panam. Allein die Rupie,

pie, welche zwei und dreißig Cochinsche Panam wiegt, gilt nie mehr als 20, höchstens 24 Cochinsche Panam, je nachdem der Cours und Werth des Geldes steht, dessen Bestimmung einzig und allein von der Regierung und den Banquiers abhängt. Ich habe aus einigen Reisebeschreibungen gesehen, daß diese Gewichte und ihre Benennungen aus Indien auch nach Ormus, Bassora und Maskate in Arabien und Persien, ingleichen auch nach Malacca und der Insel Ceilan gebracht worden sind. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß man die Schwere dieser Gewichte abgeändert und ihre Benennungen verfälscht hat. So schreiben einige Rotoli, Ratoli, Rutoli, anstatt Aratel; Tulao, statt Tulam; Paláo statt Palam. — Das schwerste Gewicht in Indien ist der Candil, welcher fünfhundert Aratel oder Pfund wiegt. Es giebt auch eine Art von Candil, welche sechzehn Manna, und noch eine andere, welche zwanzig Manna hat. Es ist daher sehr nöthig, daß man sich genau nach der Beschaffenheit des Gewichts erkundige, das in Indien eben so verschieden ist, wie in Europa das Pfund, welches bald aus sechzehn, bald aus zehn, bald aus zwölf Unzen besteht. — Die Waaren werden in Indien mit zwei verschiedenen Instrumenten gewogen. Das eine und älteste ist die Tulàsa, oder die Römische Wage, von den Franzosen Crochet oder Péson genannt. Auf Malabarisch heißt sie Vellicòl oder Niracòl, oder auch, wenn sie sehr groß ist, Taranacòl. Die andere Wage, welche zwei Schalen hat, wird Tulam genannt. Die erstere ist die gewöhnlichste, und kommt schon auf den alten Denkmählern vor.

II. Die Maße für flüssige Sachen sind folgende: 1) Dangàgi; hält vier Nàgi oder Nali. 2) Nàgi oder Nàli; ein Seidel, ein Nößel. 3) Ciòdana; hält zwei und dreißig Nagi. 4) Araciòdana von sechzehn Nàgi, oder Nößeln. 5) Codam; hält fünf Ciòdanas. 6) Uszakada; ein Viertelnößel. 7) Aszaca; ein halbes

Viertelnößel. 8) Uri; ein halbes Nößel. 9) Muszaca; drei Viertelnößel.

III. Die Indischen Längenmaße sind: 1) Cora; der achte Theil eines Zolls. 2) Virel; ein Zoll. 3) Col; ein Fuß in die Länge, vier und zwanzig Virel haltend. 4) Mulam; eine Elle, eines Arms Länge, von den Portugiesen Covodo, von den Franzosen Coudée genannt. 5) Ciana, ein Palm. 6) Tumà, ein Quadratfuß. 7) Candi, ein Kubikfuß. Alle diese Gewichte und Maße, sind zu Madraspatnam, Puduceri, Paliacate, Nagapatnam, und auf der Küste Malabar, zu Cochin und Calcutta, wie auch zu Collam und Angiutenga auf dem Kap Comari, eingeführt. Ein Candil Tekaholz, welches in ganz Asien das beste Holz zu Fabrikwaaren ist, kostete zu meiner Zeit in Cochin acht Rupien; sobald man es aber nach Madraspatnam brachte, wo es an dergleichen Holze fehlt, galt es daselbst sechzehn bis achtzehn Rupien. Das weiße Baumwollenzeug wird nach der Mulam, oder Elle, verkauft. Einige Stücke dieses Zeuges halten zwei und dreißig, andre hingegen vier und sechzig Mulam. Ein Stück von der erstern Art, gilt zehn bis funfzehn Rupien; ein Stück von der zweiten Art doppelt so viel. Daher geschieht es bisweilen, daß man sich für zehn Rupien (Kaisergulden) acht bis zehn baumwollne Hemden anschaffen kann, die man in Europa kaum für zwanzig Römische Scudi bekommen würde. — Ein Dangàgi roher weißer Reiß, Ari genannt, galt zu meiner Zeit in Cochin vier dorfige Panam oder Fanon. Reducirt man dies Geld auf Römische Münze, so kostet das Nagi, oder Nößel, ungefähr dritthalb Römische Bajocchi (siebenthalb Pfennig). Ein Ciòdana Kokosöl ward zu Cochin für 32 oder 33, höchstens für 36 Panam verkauft; zu Madraspatnam aber und auf der Küste von Ciòlamandala, wo es wenige Kokosbäume giebt, war dieses Oel viel theurer. — Ein Centner trockner und gerei-

nigter Pfeffer galt in Alapushe, Porrocàda und Collam, auf der Küste Malabar, zwischen sechzig und siebzig Rupien; ward er aber nach der Küste von Ciòlamandala geschafft, so kostete er neunzig bis hundert Rupien. — Der Vediuppu, oder Salpeter, welcher aus Bengalen kommt, steht zu Madraspatnam in niedrigem Preise; wird er aber nach Cochin auf der Küste Malabar transportirt, so ist er, eben dieses Transports wegen, ziemlich theuer. Wenn daher der Leser nicht sehr genau auf die Entfernung der Oerter Acht giebt, so wird er sich nie recht in die Preise der Waaren zu finden wissen, weil oft eben derselbe Waarenartikel von dem einen Reisenden zu funfzig, von andern hingegen zu hundert Rupien angeschlagen wird. Es verhält sich damit eben so, als wenn der eine sagt: im Julius sey es in Indien Winter; der andere hingegen behauptet: um eben diese Zeit sey es dort Sommer. Im Grunde haben Beide Recht; denn jener meint die Küste Coromandel, dieser hingegen die Küste von Malabar, wo es im Julius zu regnen anfängt, und folglich der Winter eintritt. Diese scheinbaren Widersprüche verschwinden, wenn man nur auf Zeit, Ort, Klima, und andere Umstände gehörige Rücksicht nimmt, unter welchen ein solcher Reisebeschreiber und Schriftsteller lebte.

In Pegu ist ein Gewicht eingeführt, welches Tical genannt wird. Es wiegt vierzehn Römische Danari, deren vier und zwanzig eine Unze ausmachen. In Siam wiegt der Tical ebenfalls vierzehn Römische Danari. Ferner hält der Tical in Pegu vier Tomat, oder vier Magnon, welches ein Stück Silber ist, das ungefähr vier Römische Julier (vier bis fünf Kaisergroschen) gilt. Ein halber Tomat wird Tebe genannt, und soll von Rechtswegen so schwer seyn wie acht Reißkörner. Sechzehn solche Körner machen also einen ganzen Tomat. Hundert Tical betragen einen Bisa, der Bisa aber hat vier und dreißig Unzen, nach unserm (Italiänischen) Gewichte. Zwei Ru-

pien von Madras wiegen in Pegu sieben Tomat. So viel erhellet aus den Anmerkungen, welche der Missionar Pater Joseph von Amato zu der Handschrift des Peguanischen Philosophen Maha Tabassi Dharma Rajah Guru verfertigte, welche im Borgianischen Museum zu Velletri existirt. In eben diesem Museum befindet sich auch ein Originalexemplar vom Peguanischen Tical, nebst allen dazu gehörigen Gewichten. Sie sind von Messing, und haben die Gestalt eines Cylinders, worauf ein vierfüßiger Drache abgebildet ist, der einen aufrechtstehenden Kamm hat, und dessen zusammengeschlungener Schwanz auf dem Rücken liegt. Die Peguanischen Münzen sind unförmliche ungestalte Stücke reinen Silbers, das gar keine Legirung hat. Sie werden, eben so wie andere Waaren, nach dem Tical, Tomat, Tebe und Bisa, gewogen.

Waarenartikel, mit denen in Indien Handel getrieben wird, sind: Paradiesholz von Malacca; Copra, d. i. Mark von Kokosnüssen, woraus Oel gemacht wird; Bergalaun; vortreffliches Kupfer aus Japan; Oel von Kokosnüssen; Palma Christi; Gallmey; Storax; Cassiarinde von Malabar; gelbes Wachs von Malabar und Madura; Asa fötida; Armenischer Bolus; Borax; süße Kostwurzel; Myrrhen von Mascate; Salmiak aus Arabien und Persien; Arabische und Persische Datteln; Kümmel aus Madura und Bengalen; Cuncuma (nicht Curcuma) oder gelber Saffran, auch Terra merita Malabarica genannt; pulverisirter weißer und gelber Candelzucker aus Sina, Batavia und Bengalen; Sinesische Rhabarber; Turbit; Arabischer Weihrauch von Mascate; blutreinigende Aloe; Mirabellen von Malabar; Ingwer von Malabar und Madura; Gummilak von Bengalen und Malabar; Lak, Gold und Edelsteine von Pegu; Elfenbein von Ceilan und Pegu; Affen von Malabar und Ceilan; Bensoe aus den Maldivischen Inseln; schwar-

zer Ambra, eben daher; Moschus von Tibet und Bengalen; Opium von Bengalen; Kalmus, Spiegel, Porzellan, Schildkröten, und Thee aus China; Spikenarden von Tibet und Bengalen; Sandrach; länglicher Pfeffer von Bengalen; schwarzer körnichter Pfeffer eben daher; rothes und weißes Sandelholz, und gedörrte Fische von Malabar; Sinesischer Firniß; Sinesische Tusche; Perlen vom Kap Comari und aus der Insel Ceilan; Zimmet von Ceilan; Muskatnüsse und Gewürznelken; Indische Röhre von Malaca; abführende Cassia von Malabar; Tamarinden von Malabar und aus ganz Indien; Seide aus China und Bengalen; Salpeter von Bengalen; Reiß eben daher und aus Mangalor; verschiedene Holzarten von Malabar, als Teka- Biti- Ayani- Benga- und Kokos-Holz; Sklaven und Sklavinnen von den Küsten Ciòlamandala und Malabar; Kaffersklaven von der Afrikanischen Küste; Pferde aus Arabien; Edelsteine aus Ceilan und Pegu; weiße und gefärbte Baumwollenzeuge, Tapissendis und Tücher, von Bengalen, Paliacate, Madras, Sadras, Puduceri, Naur, Nagapatnam, Tutuçuri, Manapar, Coleci, und andern Oertern auf den Küsten Malabar und Ciòlamandala; grobe Zeuge und grobe wollene Tücher aus Arabien; Gold und Silber von Bengalen; Rhinoceroshörner, woraus Ringe verfertigt werden, welche man an den Fingern trägt; Indische Tigerfelle, Kruzifixe, kleine Figuren, und andere feine Waaren von Elfenbein, aus Goa; Rosenwasser aus Persien; Wein vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Unter diesen Waaren sind die nicht einmal mit begriffen, welche aus Europa und Amerika gebracht und in Indien ebenfalls verkauft werden. Ich müßte eine eigene Abhandlung schreiben, wenn ich die Preise aller dieser Waarenartikel bestimmen, und zugleich die Art und Weise, wie dieselben verkauft und umgesetzt werden, angeben wollte. Die Sklaven verhandelt man

gerade so wie das Lastvieh. Ein junger Bursche, der völlig gesund ist und keinen Fehler an sich hat, kostet, nach Verhältniß seines Alters und seiner körperlichen Beschaffenheit, zwanzig, dreißig, bis vierzig Rupien. Die Weibspersonen sind wohlfeiler. — Ein Esel von Mascate wird für zwei bis drei Scudi, und ein Arabisches Pferd für dreißig bis funfzig verkauft.

Eine Persische Meile, Angatsch, hat 16,878 Römische Fuß. Die Indische Meile, Casam oder Cas (nicht Cosse), ist nicht überall von gleicher Länge. Gewöhnlich besteht sie aus 2,400 geometrischen Schritten. Die große Malabarische Meile hat zwei bis drei Stunden Weges, die kleinere aber nur Eine Stunde. Auf eben die Art ist auch das Meilenmaß in andern Provinzen Indiens verschieden. Die kleinere Indische Meile hat drei Abtheilungen; nehmlich: Cásaravagi, anderthalb Stunden; Aracàsam, eine halbe Stunde; und Cùvida, oder Vilipàda, ein Stück Weges, so weit, als man die Stimme eines stark schreienden Menschen vernehmen kann. Man schätzt diese Entfernung gewöhnlich auf eine Viertelstunde.

Die Münzen der Indier bestehen in folgenden Sorten:

I. Die Rupie von Bengalen, Arrucate, Puduceri, Madras, Bombay, von Tipu Sultan, oder Hayder Aly Chan, und von Surate. Rupya ist eigentlich ein Samscredanisches Wort, und bedeutet überhaupt Silber, ohne daß dadurch eine besondere Art von Silbermünze bezeichnet wird. Dies bringt mich auf die Vermuthung, daß die in Indien circulirende Rupie, deren Werth fünf Römische Paoli, oder einen Kaisergulden beträgt, wohl keine ursprünglich Indische Münze seyn mag. Auf dieser Silbermünze ist in Persischer Schrift der Ort angezeigt, wo sie geschlagen wurde, und der Nahme des Fürsten, der sie prägen ließ. Dies bestärkt mich in der Meinung, daß sie eigentlich zu den Erfindungen der Perser gehöre. Auf den ältesten Indischen Münzen steht gar keine Schrift, son-

dern bloß die Abbildung einer Kuh, eines Elephanten, des Lingam, oder eines Indischen Götzen. Anquetil du Perron will zwar einige mit Schrift gesehen haben, die, seinem Vorgeben nach, vor dem Zeitalter des Königs Vikramàditya*) geprägt seyn sollen; mir ist aber nie eine dergleichen zu Gesichte gekommen. Uebrigens gilt die Rupie in Europa nicht mehr als zwei Livres acht Sous, oder vier Paoli und acht Bajocchi nach Römischem Cours.

II. Der silberne Fanon, welcher von den Indiern Panam genannt wird, ist eine kleine runde Münze, gleich der Rupie. — Die Rupie von Arrucate hält sechs große, oder zwölf kleine Panam; die von Puduceri hingegen acht Panam. Wenn man die Rupien von Surate, Puduceri und Arrucate zu Cochin verwechselt, so bekommt man, je nachdem der Wechselcours steht, nur zwanzig, höchstens vier und zwanzig Panam dafür, ob sie gleich zwei und dreißig Cochinsche Panam an Werth haben. In Bengalen gilt die Rupie von Madras 3040 Kauris. — Der Dudu von Madras oder Bombay, eine kleine Münze von Kupfer, Zinn, oder anderem Metall, je nachdem es das Land vermag, gilt einen Römischen Bajocco. — Der Cochinsche Panam, eine sehr kleine runde Münze, die aus Zinn oder Blei besteht, und auf der einen Seite ein Horn hat, wird Ciangupanam, Horn-Fanon, genannt. Dies Horn stellt das Wapen des Königs von Cochin vor. Sechs Cochinsche Cembu Casha, eine Kupfermünze mit dem Gepräge der Holländischen Kompagnie, betragen an Werth einen Cochinschen Panam. Es giebt auch kleine Münzen von Zinn, welche man Iyacàsha nennt. Der silberne Ciacram, eine kleine Münze des Königs von Travancor, beträgt den sechs und zwanzigsten Theil einer Rupie. Der Spanische Piaster, oder Römische Scudi, gilt in Indien

*) Dieser König starb 56 Jahre vor Christi Geburt. A. d. V.

zwei Rupien. Die Holländische Rupie, welche auf der Insel Ceilan cursirt, besteht aus Silber, das mit Zinn legirt ist. In Bengalen circulirt eine Art kleiner Muscheln, welche aus den Maldivischen Inseln dahin gebracht, und von den Franzosen Pucellage genannt werden. Die Indier nennen sie Cori oder Cauri, und 350 derselben machen eine Rupie. Ein Cauri ist der sechzigste Theil eines Pesha, einer Bengalischen Münze, welche so viel wie sechs Französische Deniers gilt. In Aethiopien bedient man sich anstatt der Münze schmaler Täfelchen von Salz, deren Länge einen Fuß beträgt. Zehn solche Salztäfelchen gelten ein Drachma in Gold. Der König von Candy auf der Insel Ceilan läßt eine Münze verfertigen, die aus einem Stück Silberdrat besteht, das wie ein Wachsstock zusammengerollt ist. Will man etwas kaufen, so schneidet man so viel von diesem Silberdrat ab, als der Preis der Waare beträgt. Der Werth des Goldes und Silbers verhält sich in Indien zu einander, wie zehn oder eilf zu eins. Dies Verhältniß bleibt aber nicht immer dasselbe. Wenn aus Aegypten oder Arabien über das rothe Meer viele Venetianische Zechinen herbeigeführt werden, so vermindert sich auf der Küste von Malabar der Werth, oder vielmehr der Cours der Zechinen, und sie gilt nicht mehr als 3¾ oder höchstens 4 Rupien. Fehlt es aber an Zechinen, so steigen sie im Werth, und gelten 4½ Rupien. Eben so verhält es sich mit den Spanischen Piastern, die bald 2 Rupien, bald 2¼ gelten. Dies geschieht dazu, daß auf den Handelsplätzen ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Gold und Silber erhalten werden soll. Mitunter ist auch wohl Zwang daran Schuld, weil es an Gold- und Silber-Sorten fehlt. Nicht selten geschieht es auch auf Anstiften eines Gouvernörs, der mit den Geldwechslern unter einer Decke steckt. Da das Gold und Silber, welches die Indier und Sineser umsetzen, sehr rein ist, so haben sie bei dessen Verwechseln einen ansehnlichen Gewinn,

denn sie können dessen Cours nach Belieben erhöhen, welches bei geringhaltigen Münzsorten nicht angeht. Uebrigens findet in Ansehung des Geldzu- und Abflusses gar kein Verhältniß zwischen den Indiern und Ausländern Statt. Die Indier verhandeln viel, und kaufen wenig ein; folglich steht die Bilanz immer zu ihrem Vortheil. Wenig Luxus und wenige Bedürfnisse, machen die Einwohner eines Landes reich.

III. Die Bhagavadi, eine Goldmünze mit dem Bildnisse der Göttin Bhagavadi, von den Europäern ganz irrig Pagodi oder Pagode genannt, ist rund, und auf der einen Seite etwas erhoben. Die sogenannte Sternpagode von Madraspatnam, auf deren Rückseite ein Indisches Götzenbild geprägt ist, gilt sechzehn Paoli und achtzehn Bajocchi, nach Römischem Münzfuß. Die Goldpagode des Hayder Aly Chan, Aydernaik, gilt, eben so wie die von Mangalor, vier silberne Rupien, oder neun Livres zwölf Sous. Letztere hat auf der einen Seite einen halben Mond, und auf der andern zwei Götzenbilder, die einen Dreizack halten. Sie stellen den Shiva nebst seinem Weibe Parvadi vor. Die Goldpagode von Portonovo gilt drei silberne Rupien. Der Goldpanam von Paliacate hält neun Französische Sous; der von Calcutta und Tanjaur gilt eine Viertelrupie in Silber, oder zwölf und einen halben Bajocco. Der Goldpanam von Madura gilt sieben Sous oder sieben Römische Bajocchi und sechs Französische Deniers. Die goldne Rupie von Bengalen, Surate und Bombay, gilt sechzehn Rupien in Silber, oder acht Römische Scudi. Der Golmor von Bengalen, eine Goldmünze, die auf der einen Seite mit Blumen und Indostanischer Schrift verziert ist, auf der andern aber ein Schwert nebst einigen Buchstaben zeigt, gilt acht Römische Scudi. Diese Münze rührt ursprünglich aus Nepal in Indien her; denn sie führt das Wapen des dortigen Königs. Der Kalien aus Travancor gilt

eine Viertelrupie in Silber. Der Uilkäsha, oder die Venetianische Zechine, beträgt gewöhnlich vier silberne Rupien. Alle diese Münzen werden mit dem Hammer geprägt. An solchen Münzsorten, welche Legirung, d. i. einen Zusatz von anderem Metall, bekommen, gewinnt die Regierung beinahe hundert Prozent. Nimmt man an, es würden tausend Rupien eingeschmolzen, um andere legirte Münze, z. B. Panams, daraus zu verfertigen: so kommen dem innern Gehalte nach nur fünfhundert Rupien ins Publicum; von den andern fünfhundert bestreitet die Regierung die Prägekosten, und was nach Abzug derselben übrig bleibt, ist reiner Gewinn. Diese Methode, das Gold und Silber zu verfälschen, ist zuerst von den Europäern in den dortigen Gegenden eingeführt worden. Die gebornen Indier ließen ihr Gold und Silber von jeher ganz rein, thaten nicht die geringste Legirung hinzu, und halten es noch so bis auf den heutigen Tag. Dies ist die rechte Art und Weise, den Wohlstand in einem Lande zu vermehren, was auch kurzsichtige Staatsklügler dagegen einwenden mögen. Wechselbriefe sind in Indien gar nicht bekannt. Wenn die Geldwechsler einen Handel mit einander schließen, so bekräftigen sie ihn vor der Thür eines Tempels, im Angesichte des Götzen, mit einem Eide, und ziehen alsdann selten oder nie etwas von der Zahlung ab *).

Nachdem ich meine Angelegenheiten zu Madraspatnam in Ordnung gebracht hatte, setzte ich meine Reise so geschwind als möglich fort; denn diese ganze Kolonie war damals in Aufruhr. Mohamed Aly Chan hatte sich nehmlich, wie bereits oben gesagt worden ist, der Stadt

*) Unsers Verfassers Belehrungen über die Münzen, Maße und Gewichte in den verschiedenen Ländern von Indien sind unstreitig nützlich, und denen, welche Kenntnisse vom Indischen Handel brauchen, sehr wichtig; indeß findet man noch ausführlichere Nachrichten über diese Gegenstände in Stephen's Guide to the trade of India, und, wenn ich nicht irre, auch in einem Bande der Schriften van het Bataavsche Genootschap. F.

und des Königreichs Tanjaur am 17ten September 1773 unter allerlei Vorwänden bemächtigt. Lord Pigot setzte zwar den rechtmäßigen König, Tullasuragia, im April 1776 auf ausdrücklichen Befehl des Londoner Hofes, unter dem Donner der Kanonen und dem Freudengeschrei einer unzähligen Menge Volks, wieder auf den Thron, ward aber nebst ihm das Opfer dieser eben so weisen als gerechten That, und Mohamed Aly Chan riß jenes Reich wieder an sich. Die Festung Arrucate, von welcher er den Titel eines Nabob führt, liegt gegen Westen von Madraspatnam, am Flusse Paler oder Palarru, unter 13° N. Breite. Sie hat die Gestalt eines länglichen Vierecks, wird durch Gräben und Bollwerke vertheidigt, ist hinlänglich mit schwerem Geschütze versehen, und hat Soldaten zur Besatzung, welche nach Europäischer Art exercirt sind.

Auf meiner Rückreise nach Maïlapuri nahm ich mir vor, den kleinen Berg (Monte piccolo) zu besehen, der in der dortigen Gegend liegt, und auf welchem der Apostel Sankt Thomas getödtet worden ist. Ich setzte mich daher in meinen Duli, und kam nach Verlauf von zwei Stunden am Fuße dieses steilen Berges an. Er besteht aus mehreren Felsen, die aber zusammen nur eine einzige Gruppe bilden. Nachdem ich ihn, nicht ohne große Beschwerlichkeit, erstiegen hatte, kam ich an eine kleine Kirche, die zwar nach moderner Art eingerichtet, aber, so wie verschiedene alte Indische Tempel, von denen ich in der Folge reden werde, mit dem Meißel in den Felsen gehauen war. In dem daran stoßenden Zimmer, traf ich einen katholischen Engländer an, welcher sich aus Andacht dort aufhielt. In der umliegenden Gegend standen viele Kokosbäume und eine Menge schöner Häuser, deren Eigenthümer Engländer sind, die hier des Landlebens genießen. Unter den Bäumen hatten mehrere Baumwollenspinner und Weber ihre niedrigen, aus Palmzweigen und Palmblättern geflochtenen Hütten aufge-

schlagen, und ich sah hier alles beisammen, was zu einer Baumwollenmanufaktur gehört. Alle Indier, sowohl Christen als Heiden, versicherten mir einstimmig: dies sey wirklich der Berg, wo der Apostel Sankt Thomas, (nicht jener Thomas, welcher ein Schüler des Manes, und ihnen ganz unbekannt war) getödtet wurde. Die Christen, welche auf der Küste Malabar wohnen, und selbst die Thomas-Christen, ob sie gleich Nestorianer sind, stellen häufige Wallfahrten zu dem Grabe dieses Apostels an, und nehmen aus Andachtseifer von dort kleine Stückchen Erde mit nach Hause, deren sie sich nachher bei Verfertigung des Weihwassers bedienen, womit sie sich zu besprengen pflegen. Dies geschieht seit undenklichen Zeiten, nicht etwa nur von Einigen, sondern von mehr als hundert tausend Menschen, so daß die Frage, ob der Apostel Sankt Thomas auf jenem Berge wirklich um sein Leben gekommen sey, nicht im geringsten mehr bezweifelt werden kann. Dies geschah unter der Regierung des Indischen Königs Salivahan, oder Salbahan, welcher, zu Folge der Indischen Tradition, im acht und sechzigsten Jahre der christlichen Zeitrechnung starb. Auf dem Mont grand ist ebenfalls eine Kirche, welche großen Zulauf von Pilgrimmen hat. Alle Indische Christen, sowohl die Katholiken aus Bengalen, Pegu, Siam, Ceilan, Malabar und ganz Indostan, als auch die Nestorianer und Armenischen Jakobiten, verrichten ihre Andacht daselbst. Es finden sich sogar Heiden und Mohamedaner dort ein, und bringen Butter, Milch, Obst, Kerzen, Oel, Ziegen und Kühe zum Opfer. Kurz, in ganz Indien ist jedermann überzeugt, daß hier der Sterbeort des heiligen Thomas sey *).

*) Es ist höchst seltsam, Leute, die im achtzehnten Jahrhunderte leben, als Zeugen für die Behauptung aufzustellen, daß der Apostel Thomas vor siebzehnhundert Jahren in Mailapuri oder St. Thome gesteinigt und begraben worden sey. Der Mar Thomas, von dem man in Indien so viel zu erzählen weiß, ist wahrscheinlich Thomas Cana, ein Armenier, der

Im Innern der beiden Provinzen Carnate und Madura, wo die Indier unter dem Schutze ihrer Könige uneingeschränkter Religionsfreiheit genießen, herrscht noch heutiges Tages, obgleich nicht mehr so häufig wie sonst, der Gebrauch, daß die Wittwen sich drei Tage nach dem Tode ihrer Ehegatten verbrennen. Ich habe zwar diese schreckliche Scene nie selbst mit angesehen, finde mich aber dennoch in Stand gesetzt, den Berichten, welche andere Reisebeschreiber davon erstatten, noch einige Erläuterungen beizufügen. Gleich nach dem Tode ihres Mannes bestreicht die Wittwe ihren Leib bis auf den Gürtel mit einer Art von Indischem Saffran, welcher Magnel genannt wird. Dieser Saffran ist ein Symbol des Feuers, welches die Indier als einen Gott verehren. Nach der Salbung geht die Wittwe auf den Straßen umher, und nimmt von Allen, die ihr begegnen, mit der größten Höflichkeit Abschied. Drei Tage nachher wird auf freiem Felde eine runde oder viereckige Grube gegraben, worin eine große Quantität dürres Holz und trockner Kuhmist über einander gelegt wird. Letzterer ist der Göttin Lakshmi gewidmet, welche die

wohl noch vor dem sechsten Jahrhundert nach Indien gekommen seyn und das Christenthum unter seinen eignen Nachkommen ausgebreitet haben muß. Im Jahre 822 kamen hierauf zwei Nestorianische Syrische Geistliche, Nahmens Mar Sapor und Mar Parges, aus Babel nach Indien, und landeten zu Coulan. Die Indischen Könige ertheilten den Christen des Mar Thomas und den beiden Geistlichen aus Babylon große Privilegien, wodurch sie sogar über die Naïren, oder den Malabarischen Adel, gesetzt wurden. Diese Privilegien waren auf kupferne Tafeln gegraben, und, wie man glaubt, noch vor Kurzem irgendwo in Indien vorhanden. Der Erzbischof von Goa Alexis de Menezes, ein despotischer Schwärmer, suchte 1599 auf einer Synode zu Diamper die nestorianischen Christen mit der Römischen Kirche zu vereinigen, und verbrannte alle ihre Bücher und Archiv-Schriften; sie bestehen aber noch jetzt für sich. — M. s. La Croze'ns Abbildung des Indischen Kirchenstaates. (Die Deutsche Uebersetzung ist nehmlich vollständiger, als das Französische Original, weil der Verfasser dem Uebersetzer, Mag. Bohnstedt, viele beträchtliche Verbesserungen und Zusätze mitgetheilt hat.) F.

Erde, unter dem Symbol einer Kuh, vorstellt. Einige begießen diesen Scheiterhaufen noch überdies mit Kokosöl, damit die Flamme ihn desto schneller verzehre. Wenn alles gehörig in Bereitschaft ist, macht sich die Wittwe aus ihrer Wohnung auf den Weg. Sie ist ganz weiß gekleidet, mit Blumen bekränzt und mit ihrem sämmtlichen Geschmeide geschmückt. Sie hat ein großes Gefolge von Weibern und ihren nächsten Anverwandten bei sich, die ihr, wie man mir für gewiß versicherte, Opium und gewisse Acida eingeben, wodurch sie betäubt und zur Verachtung des Todes gestimmt wird. Wenn sie sich dem brennenden Holzstoße nähert, vor welchen ein Teppich gespannt ist, wirft sie etwas Butter und Magnel, oder Indischen Saffran, ins Feuer, und zwar über den Vorhang hinweg, den sie nicht anrühren darf. Dies ist eine Libation, oder ein Opfer, welches sie dem Feuer als einer Gottheit darbringt. Hierauf entfernt sie sich wieder vom Scheiterhaufen, geht ungefähr vierzig Schritte rückwärts, und theilt ihr Geschmeide unter ihre Verwandten und Freundinnen aus. Nun lassen sich Trommeln, Pfeifen und Klapperbecken hören; der Vorhang wird aufgehoben; die Wittwe läuft muthig und ungeheißen auf den brennenden Holzstoß zu, stürzt sich in die Flammen, und ist binnen wenigen Minuten in Asche verwandelt. Ihre Seele geht, nach der Lehre der Brahmanen, unmittelbar in Vishnu's und Shiva's Herrlichkeit ein, und ihr Nahme wird auf immerwährende Zeiten in den Jahrbüchern ihres Vaterlandes aufbewahrt.

Diodor von Sicilien erzählt im neunzehnten Buche seiner Geschichte, es sey einst eine Zeit gewesen, wo die Indierinnen ihre Männer auf die leichtsinnigste Art verlassen, und sich nicht einmal ein Gewissen daraus gemacht hätten, sie mit Gift aus der Welt zu schaffen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wurde, um diesem Unwesen zu steuern, das Gesetz eingeführt, daß die Wittwen sich mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen sollten. Plutarch ist

hingegen der Meinung, es geschähe, um dadurch einen Beweis ihrer ehelichen Treue und ihres unbefleckten Wandels zu geben. Dem sey wie ihm wolle, so viel bleibt immer gewiß, daß der Ursprung dieses sonderbaren Gebrauches in Staats= und Religions=Gründen zu suchen ist. Wenn eine Frau mit Gewißheit vorhersieht, daß der Tod ihres Mannes zugleich auch den ihrigen nach sich ziehen muß, so wird sie um so mehr für dessen Erhaltung besorgt seyn. Einer Frau, welche Kinder hat, oder sich in andern Umständen befindet, wird nicht erlaubt, sich zu verbrennen; denn dies ist ein Zeichen, daß sie nicht nur ihren Mann liebte, sondern auch der menschlichen Gesellschaft noch nützen kann. Wittwen, welche sich weigern, mit ihren Männern zu sterben, werden für ehrlos gehalten, und müssen sich als öffentliche H — n dem Dienst einer oder der andern Gottheit widmen, welche die Hurerei begünstigt. Dergleichen ist unter andern die Göttin Bhavani, die Venus der Indier. Es verbrennen sich auch nicht alle Indische Wittwen mit den Leichnamen ihrer Männer; sondern nur solche, die zu der Caste der Kshetria und Rajahputra gehören. Dies sind die Casten der königlichen Personen und der Krieger, welche die Untreue ihrer Weiber am meisten zu fürchten haben. Wenn daher in Indien ein König stirbt, so müssen alle seine Weiber und Kebsweiber den Scheiterhaufen besteigen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie unschuldig an seinem Tode sind. Es giebt indeß auch Wittwen, die zu der Caste der Vaishya oder Ackerleute, gehören, und sich gleichwohl mit ihren Männern verbrennen.

Von Pondamala, d. i. von Mont grand, begab ich mich nach Covàlam, wo ich mit dem Pater Johann Maria a Santo Thoma über allerlei philologische Gegenstände sprach. Diesem gelehrten Manne, der bereits seit fünf und zwanzig Jahren in Indien wohnte, verdanke ich die Berichtigung mancher Stelle in meinem Reisejour=

nale, dessen ich mich bei dem gegenwärtigen Werke als eines Leitfadens bediene. Gern wäre ich noch eine Zeitlang bei diesem wackern Manne geblieben; aber zu meinem grossen Leidwesen mußte ich ihn schon nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen verlassen. Nun setzte ich meine Rückreise nach Puduceri fort, nahm aber absichtlich einen andern Weg, um die Sieben Pagoden zu besehen, welche zwischen Covalam und Sadras am Seeufer liegen. Wie soll ich dies Meisterwerk der alten Indischen Baukunst beschreiben? Es besteht aus sieben Tempeln, welche man unter einem mit Erde bedeckten und mit Bäumen bewachsenen Berge, durch Beihülfe der Kunst, in einem Felsen von dem härtesten Gestein ausgehauen hat. In meinem ganzen Leben habe ich nie ein ähnliches Werk gesehen. Der Eingang liegt nach der nicht weit von dort entfernten See zu. Zuerst kommt man durch einen Gang, der in massives Gestein gearbeitet ist, welches einen Theil des oberhalb befindlichen Berges ausmacht. An den Felsenwänden dieses Ganges, der ungefähr zwanzig Römische Palmen breit, und funfzehn Palmen tief ist, sind die Gestalten verschiedener heiligen Thiere in ihrer natürlichen Grösse ausgehauen. Hier sah ich z. B. den Elephanten des Rama und Gannesha, die Schildkröte des Vishnu, den Affen des Rama, das wilde Schwein in welches sich Vishnu verwandelte, die Kuh der Göttinnen Parvadi und Lakshmi, den Fisch als Symbol des Wassers, die Klapperschlange als Symbol des Lebens und Todes, und noch andere Thiere, deren Nahmen mir jetzt nicht einfallen. Die Außenseite dieser Wände, welche ganz schwarz waren, zeigte deutlich genug, daß alles dies kein modernes Kunstwerk ist, sondern daß mehrere Jahrhunderte dazu gehörten, ehe dieser Gang, und alle diese Tempel und Thiere mit dem Meißel in den Felsen gehauen, und unter einem so heitern, reinen, trocknen und milden Himmelsstriche, wie der Indische, mit

dieser schwarzen Kruste überzogen werden konnten. Wenn man zu dem vorerwähnten Gange herauskommt, gelangt man in eben demselben Felsen auf einen kleinen runden Platz, wo man linker Hand einige steinerne Treppchen, und rechter Hand zwei in den Felsen gehauene Gänge wahrnimmt, welche mir sieben Palmen breit, und zwölf Palmen hoch schienen. Diese Stufen und Gänge führen zu den Tempeln selbst, welche großen gewölbten Zimmern oder Grotten ähnlich sehen, und dergestalt angelegt sind, daß immer einer vom andern durch eine Felsenwand abgesondert ist, doch so, daß man aus einem in den andern gehen kann. Die geräumigsten Tempel sind unterhalb, die kleinsten aber obenher angebracht. Sie sind, wie gesagt, sämmtlich in Felsen gehauen, und ruhen auf Säulen von eben dem Gestein. An den Wänden umher stehen eine Menge sehr großer Statüen von heidnischen Gottheiten, die aus eben solchen Felsmassen gearbeitet sind. In kolossalischer Größe waren hier die Götter Brahma, Vishnu, Shiva, Rama, Krshna, Dèvendra, Kàrtiguna und Gannèsha vorgestellt; ingleichen die Göttinnen Parvadi, Sarasvadi und Lakshmi; so auch die verschiedenen Gestalten, in welche sich Vishnu verwandelte, als er sich noch in der Welt aufhielt. Ich hatte fünf Brahmanen bei mir, welche Portugiesisch sprachen, und mir alles erklärten. Was ich von ihnen hörte, schrieb ich mir auf, und zahlte ihnen alsdann fünf Rupien für ihre Bemühung. Im siebenten und zehnten Kapitel des zweiten Buches, habe ich mich über diese Tempel ausführlich erklärt*).

*) Die ältesten Pagoden der Indier, und sehr viele recht alte Aegyptische Tempel sind in Felsen eingehauen. Diese Bauart der ältesten Völker schreibt sich wohl von ihren eigenen Wohnungen her. Wahrscheinlich wohnten die Menschen zuerst in gebirgigen Gegenden; und so waren Theils natürliche, Theils künstliche Höhlen ihre Aufenthaltsörter. Die alten Troglodyten, d. i. Höhlenbewohner, hieben daher auch für ihre gottesdienstlichen Oerter Höhlen aus. In späteren Zeiten wagte man es, die Gebirge zu verlassen, niedrigere Hügel und

Am Fuße des Berges, nicht weit von dem obenbeschriebenen Felsenhange, liegt ein heiliger Teich, worin sich vor Zeiten alle diejenigen waschen und reinigen mußten, welche diesen Tempel besuchten. Nahe dabei steht ein dickbelaubter Baum, der mit einer niedrigen steinernen Mauer eingefaßt ist. Den innern Umfang derselben hat man mit Erde ausgefüllt, auf die das Wasser gegossen wird, welches diesem Baume zur Nahrung dient. Er heißt auf Tamulisch Arasu, auf Malabarisch Arayal oder Arashu, und in korrumpirtem Portugiesisch Pimpolu. Wenn man die Rinde dieses Baumes zermalmt, so giebt sie einen Saft von sich, der ein vortreffliches Arzneimittel gegen Leberverhärtungen und Milzbeschwerden ist. Eben dieser Saft, in einer Portion von zwei Unzen genommen, stillt das Blutspeien; und wenn man sich damit schmiert, heilt er die Krätze. Wird die Frucht dieses Baumes gedörrt, pulverisirt und vierzehn Tage lang in Wasser eingenommen, so vertreibt sie die Engbrüstigkeit; auch soll sie, wie man sagt, sehr dienlich seyn, die Fruchtbarkeit der Weiber zu befördern. Dieser Arashubaum wird von den Indiern in großen Ehren gehalten; hauptsächlich auch deswegen, weil er die Götter Brahma, Vishnu und Shiva repräsentirt, welche darin ihren Aufenthalt haben sollen. Eben deswegen wird auch dessen Stamm an gewissen feierlichen Tagen mit einem weißen Tuche behängt. Dies soll nehmlich das Gewand der vorhin erwähnten Götter vorstellen.

Am sechzehnten Oktober 1776 reisete ich von Maïlapuri nach Sadras, wo ich die Nacht über blieb. Sie

Ebenen zu bewohnen, und sich, um nicht durch Ueberschwemmungen zu leiden, auf künstlichen Höhen Wohnungen und Städte zu erbauen, auch Teiche und Kanäle zu graben, um mit der ausgegrabenen Erde Erhöhungen zu machen. Nun wurden in Gegenden, welche arm an natürlichen Steinen waren, Wohnungen aus Ziegeln, die man an der Sonne dörrete, erbauet und ihnen durch Kalkmörtel, Erdpech oder andre Bindemittel Haltung verschafft. Erst in viel spätern Zeiten wendete man gebrannte Ziegel und gehauene Quadersteine zu Tempeln und zu Pallästen für Fürsten an. F.

war so stürmisch, wie ich noch nie eine auf der Küste von Coromandel erlebt hatte. Dies kam daher, daß, wie ich bereits im Vorhergehenden sagte, gegen den zwanzigsten Oktober auf dieser Küste der Winter eintritt. Dann schießt der Regen stromweise vom Himmel, die Gewässer stürzen sich mit dem größten Ungestüm von den Gattes-Bergen herab, überschwemmen die Landstraßen, und schwellen die Flüsse dergestalt an, daß sie über ihre Ufer treten, Häuser und Bäume, Menschen und Vieh mit sich fortreißen, und alles ins Meer führen. Dies war gerade der Fall, als ich den siebzehnten Oktober Morgens an den Fluß Paler oder Palarru kam, welcher sich gegen Süden von Madras in das Meer stürzt. Er war beinahe eine halbe Indische Meile breit, und strömte mit dem größten Ungestüm nach dem Meere. Alle Reisenden, welche von Sadras kamen, mußten an diesem Flusse Halt machen: denn es fehlte an Nachen zum Ueberfahren; und wenn auch dergleichen vorhanden gewesen wären, so hätte man doch immer befürchten müssen, daß die Gewalt des Stroms sie in das Meer treiben würde. Unter andern kam auch ein Englischer Beamter von Madras an, der im Begriff war eine Reise nach Gudelur zu machen. Als dieser die vielen Leute gewahr wurde, welche an diesem Flusse still liegen mußten, und als er die Gefahr sah, die mit der Ueberfahrt verbunden war, rief er einmal über das andere: God! God! God! und ließ sich sogleich wieder in seinem Palanquin nach Sadras tragen. Mich trieb die Neugierde, zu sehen, wie es die Indier anstellen würden, über diesen Fluß zu kommen. Es waren unser wohl hundert Personen, die sämmtlich hinüber wollten. Können andere hinüber, dachte ich, so kannst du es auch. Die Indier warfen alles von sich, knieeten in den Sand nieder, und hoben ihre Augen und Hände gen Himmel. Unter solchen Umständen lernt man einen einigen allerhöchsten Gott verehren; und wo es darauf ankommt, das Leben zu erhalten oder zu ver-

lieren, da möchte wohl schwerlich irgend ein Atheist oder Materialist ganz gleichgültig bleiben. — Nach dem Gebet warfen sich einige tüchtige Schwimmer in den Strom, und wir andern sahen erwartungsvoll zu, ob es ihnen gelingen würde, sich hindurch zu arbeiten. Ehe eine halbe Stunde verging, hatten diese rüstigen Schwimmer alle Gefahr glücklich überstanden, und das trockne Land erreicht. Als meine Kuli dies sahen, legten sie ebenfalls alles von sich, suchten ein paar Stücke Holz, banden sie fest an einander, setzten meinen Duli oben darauf, und ließen ihn in das Wasser. Nun sagten sie, ich sollte mich nur in meinen Duli setzen, die Füße an mich ziehen, und mich mit beiden Händen fest anklammern. Ueber diesen Vorschlag erschrak ich, daß mir das Herz bebte. Sie wiederholten ihn; und da ich wohl sah, daß ich auf keine andere Art hinüber kommen könnte, so versprach ich meinen Kulis eine Rupie, krümmte mich in meinem Duli so viel als möglich zusammen, hielt mich fest an der Stange, und saß nun, mehr todt als lebendig, im Wasser, welches in meinen Duli drang. Die Kuli fingen hierauf an zu schwimmen, und gaben dem Duli von Zeit zu Zeit einen derben Stoß, damit er ebenfalls fortschwömme. Ihrer vier schwammen zur Rechten, und vier zur Linken des Duli, und alle gaben sorgfältig darauf Acht, daß er nicht aus seiner Richtung kam. Als wir die Mitte des Flusses erreichten, wo die Gewalt des Stroms am schnellsten und reißendsten war, fingen sie insgesammt an aus Leibeskräften zu schreien, zu stoßen und zu arbeiten. Jetzt tanzte mein Duli nebst mir auf den Wellen, die uns auf und ab schaukelten. Nach wiederholten Stößen und anhaltender Arbeit, ward ich aber dennoch ohne widrigen Zufall ans Land getrieben. Nun zahlte ich meinen Kulis die versprochene Rupie, zog andere Kleider an, und setzte meine Reise nach Puduceri fort *).

*) Alle Flüsse, welche in hohen, gebirgigen Gegenden entspringen, pflegen nach einem starken Regen schnell anzulaufen, so

Hier fand ich den Kapuziner Pater Medardus, Missionar von Madraspatnam, welcher mit eben dem Portugiesischen Schiffe, auf welchem man auch mir die Ueberfahrt bewilligt hatte, nach Surate zu reisen gedachte. Mein Vergnügen, einen so würdigen Mann zum Reisegefährten zu haben, war außerordentlich groß, ward aber leider nur allzu bald durch einen traurigen Zufall verbittert. Das Schiff Nossa Senhora de Luz sollte den 22sten Oktober unter Segel gehen; denn dies ist die festgesetzte Zeit, wo alle Schiffe die Rhede von Puduceri verlassen, weil sie widrigenfalls befürchten müssen, von schrecklichen Stürmen überfallen zu werden, da nunmehr auf der Küste von Coromandel der Winter eintritt. Um die Abfahrt nicht zu versäumen, trafen wir die Veranstaltung, uns schon am 21sten Oktober einzuschiffen, und zwar zu einer Zeit, wo eben die See außerordentlich hohl ging. Sie pflegt bisweilen in der dortigen Gegend so sehr zu toben, daß sie sogar den Baum im Hafen vor Puduceri mit fortreißt. Wir bedienten uns daher einer Shilinga, die uns an Bord bringen sollte. Außer meinem Reisegeräthe ließ ich auch ein Fäßchen mit zwei tausend Scudi auf dieses Fahrzeug schaffen, die von Rom aus für die Missionsanstalt auf der Küste von Malabar bestimmt und mir anvertrauet waren. Als der Pater Medardus, ein spaßhafter Mann, dies Fäßchen erblickte, sagte er, es sey gar nicht wohl gethan, daß wir es mitnähmen; denn gemeiniglich begegne den Kapuzinern ein Unglück, wenn sie Geld bei sich hätten. Wenn das ist, erwiederte ich, so will ich mich lieber nicht mit Ihnen einschiffen,

daß das Uebersetzen zuweilen gefährlich, wo nicht gar unmöglich, ist. Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika giebt davon mehr als Ein Beispiel. — Man hat hier übrigens ein auffallendes Beispiel von dem Egoismus und der Geldgierde der Engländer. Ungeachtet der großen Reichthümer, die sie in Indien erpressen, haben sie noch keine Anstalten getroffen, das Ueberkommen über Flüsse, wenigstens durch Fähren oder Boote, zu erleichtern. Jeder denkt nur auf seinen Vortheil, und kümmert sich nicht um den allgemeinen Nutzen. F.

sondern allein reisen. Wir machten also beiderseits Scherz aus der Sache, und schifften uns um 22 Uhr Italiänischen Zeigers wirklich ein. Unsere Schiffsleute verstanden ihr Handwerk, und wußten die erste Meereswoge, welche gegen den Baum schlug, auf eine geschickte Art zu vermeiden. Allein die See stürmte mit der äußersten Wuth; und da diese Leute immer in der entgegengesetzten Richtung rudern mußten, so ließen ihre Kräfte bald nach. Dessen ungeachtet kamen wir, obgleicht nicht ohne Mühe und Anstrengung, auch über die zweite glücklich weg. Allein, die dritte und gefährlichste schlug mit solchem Ungestüm gegen unsere Shilinga, daß diese sich in die Höhe richtete, und so gerade wie eine Kerze stand. Wir befanden uns eben auf dem Vordertheile, als dies geschah. Alles Geräth rollte und fiel über uns her; das Wasser drang in die Shilinga, und wir waren so von Kisten, Fässern und Ballen zusammengeengt, daß wir uns weder rühren noch regen konnten. Wie vom Donner getroffen, standen wir todtenbleich da; mit starren Augen sahen wir einander an, und keiner getraute sich ein Wort zu sagen, oder nur einen Laut von sich zu geben. Unsere Ruderknechte waren sammt und sonders ins Meer gefallen, hatten sich aber auf ihre Ruder geschwungen, und suchten durch Schwimmen den Wellen zu entgehen. Wir befanden uns keine Handbreit vom Tode. Endlich ging auch die dritte Woge vorüber. Unsere Shilinga sank wieder; die Ruderknechte setzten sich ein; wir kamen allgemach wieder zur Besinnung, und priesen Gott, daß er uns aus dieser augenscheinlichen Todesgefahr gerettet hatte. Indeß machte dieser schreckliche Vorfall einen solchen Eindruck auf mich, daß ich ein heftiges Fieber bekam, welches vierzehn Tage lang dauerte. So oft nachher in Gesellschaft von einer gefährlichen Einschiffung oder Landung die Rede war, wurde ich jederzeit ohnmächtig. Mit diesem Uebel schleppte ich mich beinahe drei Jahre, und ich konnte es auf keine andere Art wieder los werden, als durch den Gebrauch der China-

rinde und kalter Bäder. Der gute Pater Medardus starb einige Monate nach diesem Vorfalle zu Surate. So theuer kam mir das Missionswesen zu stehen! Ich hatte ganz Italien, Portugal, England und Frankreich durchwandert, und mehr als neun tausend Lieues zu Wasser zurückgelegt, ehe ich auf der Küste von Malabar landete. Den 23sten Oktober in aller Frühe verließen wir die Rhede von Puduceri, fuhren an der Insel Ceilan wie auch am Kap Comari vorüber, und gingen den 14ten November zu Cochin auf der Küste Malabar vor Anker, wo mir die Vorsehung meinen Wirkungskreis als Missionar angewiesen hatte.

Sechstes Kapitel.

Topographische Beschreibung von Malabar.

Wenn die Rede von Malabar ist, so spreche ich aus eigener Erfahrung, und ohne mich auf fremde Autorität zu berufen; denn ich bin in den dortigen Gegenden weit besser bewandert, als in meinem eigenen Vaterlande. Dringende Berufsgeschäfte, geistliche und weltliche Angelegenheiten, Staatsbesuche, die ich des Christenthums wegen bei dem Könige und dessen Ministern abstatten mußte, Kirchenvisitationen, ununterbrochener Umgang mit Heiden und Christen, Reisen in das Innere des Landes, Streitigkeiten deren Schlichtung mir von Amtswegen zukam, Briefwechsel mit den dortigen Einwohnern, und mancherlei widrige Schicksale, die mir daselbst begegneten — alle diese Umstände machen, daß ich von diesem Lande eine bestimmte, deutliche, richtige und vollständige Kenntniß habe.

Der ursprüngliche Indische Nahme von Malabar ist eigentlich Malayalam. Mala heißt ein Berg, Alam eine Wohnung, eine Gegend, ein Strich Landes. Malayalam bedeutet also das Bergland; und dies ist Ma-

labar auch wirklich: denn von allen Seiten, ausgenommen gegen Westen, wo es an das Meer gränzt, umgeben es hohe Gebirge. Malanàda, Malangàra, hat eben die Bedeutung: das Bergland. Aus dem letzteren Worte hat man durch allerlei Verdrehungen Malabar gemacht. Die Meinung des P. Raulin, welcher behaupten will, Malabar sey eigentlich Arabischen Ursprungs und von Mala und Barr zusammengesetzt, hat ganz und gar keinen Grund. Der alte Samscredamische Nahme dieses Landes ist Kerulara, das Reich des Kerula. In der Folge werde ich Gelegenheit haben, über diese Benennung einige Bemerkungen zu machen. Die Einwohner von Malabar nennen sich Malayaler, und nicht Maleaten, wie Sonnerat sagt. Die Bewohner der Gattes-Gebirge, eine eigene Art Menschen, die wenig Umgang mit den Stadtleuten haben, heißen Malayer, d. i. Bergbewohner.

Dies Reich fängt sich in Süden bei Tovàla, einem auf dem Kap Comari gegen Osten liegenden Kastell, unter 8° 6′ an, und gränzt an das Königreich Madura, wie auch an die Küste von Pescaria. Gegen Westen ist es vom Meer, und gegen Osten von den Gattes-Gebirgen umgeben, welche letztern es von Madura und Maissur scheiden. Gegen Norden stößt es an Canara und den Berg Illi, der, nach den Beobachtungen des John Hamilton Moore, unter 12° 5′ Nördlicher Breite, und unter 75° Oestlicher Länge liegt. Eben diesen Beobachtungen zufolge, liegt Cochin unter 10° der Breite und 75° 52′ der Länge; Calcutta unter 11° 21′ der Breite; das Kap Comari aber unter 7° 55′ der Breite, und 77° 20′ Oestlicher Länge. Von den Gattes-Gebirgen bis an das Meer, d. i. von Osten nach Westen, hat dieses Land bald 30, bald 40, bald 35, bald 25 Lieues in der Breite, je nachdem die Gebirge sich hier mehr, dort weniger in das Land hinein erstrecken. Seine ganze Länge, mit allem was dazu gehört,

beträgt hundert und zwanzig Lieues. Es wird von vielen Flüssen durchschnitten, die von den Gebirgen herabkommen, sich bald dahin bald dorthin schlängeln, und endlich ihren Lauf gegen Westen nach dem Meere nehmen. Die vornehmsten dieser Flüsse sind: der Cariapatnam, der Coleci, der Valavaley, der Modelaposha, welcher bei Attinga, Cerenga und Angenga vorbei strömt; ferner der Paru, welcher an Chidàcolam, Paru und Mainàda vorbei fließt, sich mit mehrern Flüssen vereinigt, und von Collam bis Cochin, von Cochin aber bis nach Codungalur gegen Norden, eine Art von stehendem See bildet, so daß man den größten Theil von Malabar zu Wasser durchreisen kann. Die kleineren Flüsse sind: der Vaypur und Porrotta, der Feira d'Alva, welcher in seinem Laufe Maleatur, Cognur, Ciovare, Varapole, Angicaimal und Cochin berührt; ferner der Alangata, der, nachdem er an Alangata, Cenotta, und Codungalur vorbei geflossen ist, sich zu Aycotta in das Meer stürzt; ingleichen der Cettuva, der Paniani, der Calcutta, der Mahe, der Baliapatnam, und mehrere andere, welche sich tief in das Land erstrecken und unzählige kleine Inseln bilden. Da nun dieses Land durchwässert, auch vom Meer und von Gebirgen umgeben ist, so wird hierdurch nicht nur dessen innerer Handel erleichtert, weil man die Waaren aus den entferntesten Gegenden zu Schiffe nach allen Seestädten und Handelsplätzen bringen kann; sondern es ist auch fast gar nicht zu erobern, da die Märsche der Truppen durch die Gebirg-Engen und durch das Uebersetzen über so viele Ströme ganz außerordentlich erschwert und verzögert werden, da die Reiterei auf einem so durchschnittenen Terrain fast nirgends agiren kann, und endlich, da ein feindliches Heer, dessen Anführer von der inneren Beschaffenheit des Landes nicht auf das genaueste unterrichtet sind, jeden Augenblick befürchten muß, von den Einwohnern überfallen zu werden. Dies

ist die wahre Ursache, warum dieses Land noch nie hat unter fremde Herrschaft gebracht werden können. Die Griechen, Tatarn, Mongolen und Araber, welche bis in diese Gegenden kamen, waren bloß Kaufleute, und die ursprünglichen Malabarischen Könige befinden sich seit drei tausend Jahren noch immer im ruhigen Besitze dieses Reiches. Tipu Sultan wagte es zwar einst, sich dessen bemächtigen zu wollen; er ward aber geschlagen und wieder hinausgejagt *). Dies ist das Land, wo man die ursprünglichen Sitten, Gebräuche, Gesetze, die Künste und Wissenschaften der Indier studieren muß; denn hier haben sie sich, wo nicht ganz unverfälscht, doch wenigstens viel reiner erhalten, als in andern Provinzen und Gegenden Indiens. Außerdem ist es auch sehr merkwürdig in Ansehung des Handels, den es vor Zeiten mit den Aegyptern, Griechen, Römern, Persern und Armeniern getrieben; ferner wegen der Verfassung der Thomaschristen, deren es schon in den frühesten Zeiten der christlichen Kirche daselbst gegeben hat. Endlich verdient es auch deswegen genauer gekannt zu werden, weil die Portugiesen mit dem Samuri, einem Könige von Calcutta, welcher in der Persischen Geschichte eine glänzende Rolle spielt, lange Zeit Krieg führten, und weil der heilige Franciscus Xaverius mehrere christliche Gemeinden dort stiftete.

*) Es ist in der That merkwürdig, daß die vielen kleinen Fürsten auf der Malabarischen Küste sich bei allen in Indien vorgegangenen großen Revolutionen unabhängig erhalten haben, obgleich jeder einzelne nicht mächtig genug ist, einem starken Feinde die Spitze zu bieten, und ob sie gleich selten in freundschaftlichen Verhältnissen mit einander stehen, so daß sie sich mit vereinigten Kräften den aus Norden und Osten andringenden Feinden widersetzen sollten. Der Verfasser erklärt das Phänomen ganz richtig. Die Eroberung dieser kleinen Staaten ist aber dennoch möglich: erstlich, wenn man unter den Fürsten Zwistigkeiten erregt, und mit einer Parthei Verständnisse unterhält; zweitens, wenn man in den Gebirgspässen und bei den Furten der Flüsse starke Posten und Festungen anlegt; endlich drittens, wenn man regelmäßige, auf Europäische Art disciplinirte Truppen und Artillerie braucht. Dieser Mittel bediente sich Tipu Saib, um einige Oerter an der Küste in seine Gewalt zu bringen. F.

Das Klima in Malabar ist gesund, warm, etwas feucht, ausgenommen in den heißen Monaten April und May, kurz vor dem Eintritte der Regenzeit, welche gegen den 15ten Junius anfängt, und mit dem 20sten August zu Ende geht. In den beiden zuerst erwähnten Monaten wird die Luft durch die entsetzliche Hitze so sehr verdünnt, daß die Einwohner des Landes umkommen würden, wenn es nicht eine so große Anzahl Flüsse darin gäbe, und wenn nicht täglich, gerade in den Stunden, wo die Hitze den höchsten Grad erreicht hat, ein frisches Lüftchen von der Seeseite wehte, wodurch die Atmosphäre gereinigt und abgekühlt wird. Ein abermaliger Beweis, daß die Vorsehung allen Völkern und Ländern der Erde ein gewisses Maß von Beschwerlichkeiten aber auch von Erquickung zugetheilt hat.

Malabar wird nicht nur von Indischen Heiden, die daselbst einheimisch sind, sondern auch von Mohamedanern, Christen und Juden bewohnt. Die Mohamedaner und Juden stammen sämmtlich aus andern Gegenden her; die Christen aber sind zum Theil ursprüngliche Bewohner des Landes.

Die Völkerschaften, welche sich jetzt in Indien aufhalten, sind folgende: 1) die ursprünglichen heidnischen Indier. Diese leben zwar unter dem Druck der Ausländer, machen aber den größten Theil der dortigen Einwohner aus. 2) Die Mohamedanischen Araber. Diese kamen unter dem Kalifen Valid, im neunzigsten Jahre der Hedschra, oder, nach christlicher Zeitrechnung, im Jahre 710, dahin. Ihre Nachkommen werden Afguaner oder Aghuaner, auf Indisch aber Pataner, genannt. Sie sind tapfere Krieger, die einen Theil von Indien erobert, und schon vor vielen Jahren sich der Stadt Dely bemächtigt haben *).

*) Die Mohamedanischen Araber, welche sich unter dem Kalifen Valid auf der Küste Malabar, und im Norden von Indien festsetzten, pflegt man noch jetzt Muhrs (Moors), oder

3) Die Mappuler. Dies sind Arabische Kaufleute, welche sich im achten Jahrhundert auf den Küsten Malabar und Coromandel niederließen, und sich mit gebornen Indierinnen verheiratheten. 4) Die Tataren oder Tartaren, welche 1398 mit dem Eroberer Timur-Bec in dies Land kamen. Von diesen stammten die Mongolischen Kaiser her, so wie überhaupt alle Mongolen, welche sich noch bis auf den heutigen Tag in Indien aufhalten. 5) Die Christen. Sie sind Theils von jenen ursprünglichen Einwohnern des Landes entsprossen, die der Apostel Thomas zum christlichen Glauben bekehrte, Theils von andern Christen, die aus Mesopotamien und Chaldäa nach Indien kamen, von denen heut zu Tage ganz Malabar angefüllt ist. 6) Die Gauern, Gebern, oder Feueranbeter. Als diese Leute aus Persien vertrieben wurden, wendeten sie sich im Jahre 630 der christlichen Zeitrechnung nach In-

Mohren zu nennen. Die Pataner — oder, wie man sie auch sonst nennt, die Aghuaner, Afghaer, Afguaner — haben mit diesen Arabern weiter nichts gemein, als die Religion. Sie sind Stämme von Albanern aus dem Kaukasus, wie schon der Oberste Gärber und der D. Reineggs, oder Ehlich, angemerkt haben. (Die Armenier können das L in der Mitte eines Wortes nicht aussprechen; daher nennen sie die Albaner oder Alwaner: Aghwaner). Dieses ursprünglich Kaukasische Volk war, unter dem Nahmen der Alaner, auch den alten Schriftstellern Strabo, Plinius, Ammianus Marcellinus und Dio Cassius bekannt. Dem Dio Cassius zufolge, hatte es sich vom Tanais (Don) bis zum Ganges ausgebreitet. Diese nach Indien gewanderten Völker wurden von den Saracenen unterjocht, und durch das Schwert zur Mohamedanischen Religion bekehrt. In der Folge behaupteten sie ihre Unabhängigkeit. Einige Patanische Oberhäupter stifteten bei Delhi eigne kleine Fürstenthümer; noch andre drangen bis in Dekan ein, und machten sich zu Herren von kleinen Provinzen, welche aber Nizam-Aly, die Maratten und Tippu-Saib ihnen wieder abgenommen haben. Selbst die Rohillas sind ein von den Patanen abgerissener Stamm. — M. s. (Edward's) Memoirs of a Map, comprehending the Countries between the Black-Sea and the Caspian. London, 1788. p. 6. und Matth. Chr. Sprengels allgemeines historisches Taschenbuch. Berlin, 1786. F.

dien, und ließen sich in Surate, Tatta, Bombay und andern Orten in Malabar nieder. 7) Die Siks. Sie verehren den einigen wahren Gott, und erkennen einen Patriarchen ihrer Nation, welcher sich der Stadt Lahur, oder Laor, bemeistert hat, für ihr Oberhaupt. 8) Die Juden. Sie kamen aus Persien hierher, nachdem sie von Cyrus 540 Jahre vor Christi Geburt aus ihrer Knechtschaft befreiet worden waren. So sagt wenigstens die Tradition der Juden, welche zu Cochin auf der Küste von Malabar wohnen. Wahrscheinlicher ist es aber, daß sie zu jenen Ueberbleibseln des jüdischen Volkes gehören, die in Persien zurückblieben, folglich von den übrigen Stämmen getrennt wurden, und nach dem Untergange des Persischen Reichs ungefähr fünfhundert Jahre vor Christus, nach Indien flohen*). 9) Die Portugiesen. Sie kamen unter der

*) Diese Nachrichten von den Juden an der Malabarischen Küste sind Theils unvollständig, Theils sehr unzuverlässig. Wir wissen durch Herrn Adrian Moens, Gouverneur und Direktor der Besitzungen der Holländischen Ostindischen Compagnie an der Malabarischen Küste, (in Büschings Magaz. B. 14. S. 123 — 154), von den Juden zu Codschin, etwas Zuverlässigeres. — Die Juden auf der Malabarischen Küste unterscheiden sich in weiße und schwarze. Die weißen haben in ihrer Synagoge nahe bei Codschin zwei länglich, viereckige, kupferne Tafeln, die der Breite nach mit altmalabarischer Schrift und einer aus Malabarisch, Tamulisch und Tulengisch gemischten Sprache beschrieben sind. Der Inhalt dieser Schrift ist ein Privilegium, das der Kaiser von Malabar Erawi Wanmara im Jahre 3481 von Kalijogam (d. i. 426 nach Chr. Geb.) im 36sten Jahre seiner Regierung an Isup Rabbaan zu Kranganor ertheilt hat, vermöge dessen er dem Isup Rabbaan (Joseph Rabbi) die Vorrechte bestätiget, welche sonst die kleinen Malabarischen Unterkönige genossen. „Er und die 72 (wahrscheinlich verwandten) Familien sollen, so lange die Sonne die Erde beleuchtet, desselben genießen, alle übrigen Juden und ihre Nachkommen aber seinen und seiner Nachkommen Befehlen gehorchen. — In einem zu Amsterdam 1681 gedruckten Portugiesischen Buche: Notisias dos Iudeos de Cochim, wird gesagt: im Jahre der Welt 4130, nach jüdischer Zeitrechnung (d. i. 369 nach Chr. Geb.), wären auf der Malabarischen Küste 70-, oder 80,000 Israelitische Seelen, aus dem Reiche Majorca, gelandet. Da nun gerade

Regierung des Mongolischen Kaisers Akbar, im Jahr 1498, nach Indien, und sind noch jetzt im Besitze von Goa, und einigen kleinen dazu gehörigen Oertern. 10) Die Holländer. Diese setzten sich 1603 auf der Insel Ceilan fest, und fingen um das Jahr 1658 an, sich nach und nach der Besitzungen der Portugiesen zu bemächtigen. 11) Die Engländer. Sie waren anfänglich Kaufleute, wurden aber Krieger, und bemeisterten sich des Königreichs Bengalen *).

im Jahre 425 nach Chr. Geb. die balearischen Inseln, von den Vandalen verheeret worden sind, so ist es wahrscheinlich, daß die daselbst wohnenden Juden sich nach Jerusalem und Aegypten gezogen, und von da durch Unterstützung ihrer Glaubensgenossen, im Jahre 426 nach Chr. Geb. nach Indien übergeschifft worden sind. Freilich mögen es wohl nicht 70, bis 80,000 Seelen gewesen seyn. In Kranganor also, und in einigen nahe gelegenen Distrikten, ließen diese Juden sich nieder, und stifteten ein kleines Königreich. Sie kauften sich Sklaven, besonders schwarze, und bekehrten sie, wie auch mehrere Eingeborne, zu ihrer Religion. Von diesen Neubekehrten entstanden die schwarzen Juden. Diese wollten mit den weißen gleiche Vorrechte haben, und sich durch wechselseitige Ehen mit ihnen verbinden. Da ihre vermeintlichen Anmaßungen nicht zugestanden wurden, so entzogen sie sich der Herrschaft der weißen Juden und ihres Königes. Nun kam es zu einem Kriege, in welchem die weißen beinahe aufgerieben wurden. Der Landesfürst unterstützte diese aber, und brachte die schwarzen wieder zu ihrer Pflicht. Seit der Zeit haben die weißen und schwarzen Juden abgesonderte Synagogen, und wohnen auch abgesondert. Zwei Brüder von dem Königlichen Stamme regierten gemeinschaftlich; sie entzweiten sich, und die Landesfürsten richteten unter den Juden eine große Verwüstung an. Die Portugiesen bedrückten die zu Kranganor so sehr, daß sie sich 1565 nach Codschin unter den Schutz des dortigen Königes retteten, wo sie noch nahe bei der Stadt wohnen. Der alte königliche Stamm, und die vor 1371 Jahren eingewanderten Juden, sind ganz ausgestorben. Die jetzigen weißen Juden bei Codschin ꝛc. sind später aus Palästina, Persien, Constantinopel, Bagdad und Aegypten, ja sogar aus England, Pohlen, Deutschland, Spanien und Holland gekommen. Die schwarzen aber sind Abkömmlinge der ehemaligen, oben erwähnten. Ihre Bücher kommen von Amsterdam, und sind nach dem Spanischen Ritual. Sie haben 9 Synagogen, und bestehen ungefähr aus 460 Familien, die vielleicht 3, bis 4,000 Personen ausmachen. F.

*) Umständliche Nachrichten von den Auswanderungen, feindlichen Einfällen, Kriegen, Revolutionen, Gesetzen und Sitten

Der Götzendienst ist in Indien die älteste und herrschende Religion; doch tolerirt man auch Juden, Christen und Mohamedaner, welche sämmtlich ihren öffentlichen Gottesdienst halten, und nicht im geringsten darin gestört werden, wenn sie nicht der herrschenden Religion, oder der Landesregierung zu nahe treten, welche durchgehends aus Heiden besteht, und uneingeschränkt monarchisch ist. Die Thomaschristen werden mit zum Adel gerechnet, machen einen Theil des Staates aus, gelangen zu öffentlichen Aemtern und Würden, und bilden unter sich eine Art von christlicher Republik. Der jetztregierende König ist ein Heide von Geburt, und nennt sich Rama Varmer. Der König von Cochin stammt aus der Familie Perumpadapil, die eine der ältesten in ganz Malabar ist. Die Engländer besitzen den Flecken Angenga, nebst der Stadt und Festung Talicera; den Holländern gehört Cochin und die Festung Collam; und die Dänen haben eine Faktorei in Coleci. In Calcutta regierte der König Samuri, und die Stadt Canaur nebst dem dazu gehörigen Bezirk, stand unter der Herrschaft der Königin Colatiri.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht wenden wir uns nunmehr zur Beschreibung der einzelnen Theile von Malabar. Wir machen den Anfang mit dem Kap Comari, welches nach John Hamilton Moore's Angabe unter 7° 55' der Breite, und nach den astronomischen Beobachtungen auf der Fregatte Calypso, an deren Bord ich nach Europa zurückreisete, unter 80° der Länge liegt.

der fremden Nationen, welche sich in Indien festsetzten, findet man in den Schriften eines Thomas Hyde, Tereira, Renaudot, Barros, Abbé Guyon, Raynal, Saint-Lubin, Anquetil du Perron, und in den Lebensbeschreibungen des Tamerlan, und Thamas Kuli Chan; wie auch in den Persischen Büchern Vakiat-Babri, Monte Keb-el-Tarik, Akbar Nama, und Magir-Gehan Guiri, welche man Theils in der Bibliothek zu Paris, Theils in der Bibliothek des Herrn Samuel Guise antrifft.

A. d. V.

Im westlichen Theile des Kap Comari liegt Covàlam, das Colis oder Colias der Alten; jetzt ein unbedeutender Flecken. Tiefer hinein kommt man nach Arampalli, dem Arguropolis der Griechen, welche deswegen den Meerbusen von Manar sinus Argaricus, nach der Stadt Arguropolis, nannten. Es stand damals wegen der Baumwollenwaaren, die dort Theils fabricirt, Theils niedergelegt wurden, in vorzüglichem Rufe. Nun folgt Tovàla, eine Festung, welche dem Könige von Travancor gehört. Sie deckt die Gränze von Malabar, und der König hält eine zahlreiche Besatzung darin, daß der Feind nicht etwa auf der Seite von Madùra hereinbrechen soll, welches dort anfängt, und sich gegen Nordosten zieht. Die Malabarischen Frauenzimmer von Adel dürfen nicht nach Tovàla kommen; denn die Malabaren glauben von vornehmerem Adel zu seyn, und gestatten durchaus nicht, daß ihre Weiber und Töchter mit den Einwohnerinnen von Madura und andern Städten auf der Küste Coromandel Umgang haben. Uebelthäter, welche die Regierung des Landes verweisen läßt, werden über die Gränze von Tovàla gebracht; und solche Fälle kommen auf der Küste Malabar nicht selten vor. — Nun kommen wir an das Vorgebirge Canyamuri, oder Comari, welches gegen Westen liegt. Es hat einen kleinen Hafen; auch ist daselbst eine christliche Kirche, die von dem heiligen Franciscus Xaverius gestiftet worden ist, und auf einem Berge steht. Auf einem andern Berge, drei Stunden tiefer in das Land hinein, trifft man ein Kloster an, das von heidnischen Philosophen bewohnt wird, welche unter dem Nahmen der Gymnosophisten oder Yoqui bekannt sind *).

Nun

*) Diese Philosophen heißen eigentlich Joqui, von Joga, Gemeinschaft. Man versteht darunter Leute, die in Gemeinschaft leben. Auf Samscredamisch werden sie Gòsuàmi genannt; von Gò, eine Kuh, und Suami, ein Herr: folg-

Nun kommen wir an der Seeküste zu den Städten Mannacudi und Rajahcollamangalam, wo man noch jetzt die Trümmer von dem berühmten Pallaste der Familie des jetztregierenden Königs von Travancor sieht, welcher aus Rajahcollamangalam gebürtig ist. Landeinwärts liegt Sushindram, ein Flecken, nebst einem berühmten Tempel des Gottes Kàmadèva. Weiter gegen Norden steht die berühmte Stadt Còttate, oder Cottàram, das Cottona oder Cottiara der alten Griechen und Römer. Dieser ansehnliche Handelsplatz ist bereits über zweitausend Jahre alt, und wird von den Kaufleuten der Insel Ceilan, der Provinzen Madura, Marava, Tanjaur und der Küste Coromandel, sehr stark besucht. Ein Fluß, der seinen Lauf mitten durch die Stadt nimmt, scheidet dieselbe in zwei Theile. Es giebt viele Waarenlager darin; auch wohnt daselbst eine große

lich Herrn der Kühe; denn sie haben die Gewohnheit, sich über und über mit gedörrtem Kuhmist zu bestreuen und zu bemahlen. Sie führen auch noch einen ältern Samscredamischen Nahmen, nehmlich Samanà oder Shamanà, d. i. die Sanftmüthigen; denn sie tödten kein Thier, schneiden kein Kraut ab, essen nicht einmal Fische, sondern nähren sich bloß von Reiß, wilden Pflanzen, Wurzeln und Früchten. Sie leben zusammen in Gesellschaft, unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte oder Lehrer, der auf Samscredamisch Guru genannt wird. Als wahre Gymnosophisten, gehen sie ganz nackt, schlafen auf dem Erdboden, und haben weiter nichts unter sich als Matten, welche von Palmblättern geflochten sind. Sie vermeiden allen Umgang mit der Welt, studieren Philosophie, Theogenie, Botanik, Astronomie, und haben über alle diese Wissenschaften sehr viel in Indischer Sprache geschrieben. Sie sind wahre Stoiker, und legen sich oft die härtesten Bußübungen auf. Cicero, Plutarch, Clemens von Alexandrien, und Arrian, haben dieser Leute bereits in ihren Schriften erwähnt. Letzterer erzählt unter andern, daß sie vom Kap Comari in das Meer herabzusteigen und sich darin zu reinigen pflegten: eine Gewohnheit, welche sie bis auf den heutigen Tag beibehalten haben. A. d. V. — Diese Dschoqui oder Jogui sind also die Nachfolger der alten Indischen Weisen, die man Samanäer nannte. Weil sie nackt gingen, hießen sie bei den Griechen: Gymnosophisten, nackte Weisen. F.

Anzahl von Webern, Geldwechslern, Silberarbeitern, Taschenspielern, Komödianten, Marktschreiern, Tänzerinnen, Magiern und Schwarzkünstlern. Noch weiter nordwärts an der Seeküste, und zwar unter 8° der Breite, liegt Pullatopo, Cariapatnam, Coleci, Curumpana, Patnam und Valavaley. Die Stadt Coleci hat einen kleinen Hafen, worin die größten Schiffe unter dem Schutz einiger großen Felsen gegen die Sturmwinde gedeckt sind. Dieser Hafen ist der allgemeine Zufluchtsort aller kleinen Fahrzeuge auf der ganzen Küste Malabar, und war schon den Aegyptern, Römern, Griechen und Persern bekannt. Weiterhin folgt Tiruvancòda, oder Tiruvancor, eine Stadt, von welcher der König von Travancor den Nahmen führt. Dies rührt davon her, daß diese Könige vor Zeiten ihr Hoflager daselbst hatten, und von den Portugiesen, welche sich wenig um die Bedeutung Indischer Titulaturen bekümmerten, Könige von Travancor genannt wurden. Nach ihrem wahren Nahmen heißen sie eigentlich Tripapu oder Bennàti Sorùbam, d. i. Könige der weißen Erde; denn rings um diese Stadt ist das Erdreich auf eine beträchtliche Strecke ganz weiß, sandig und dürr. Padmanàburam ist ein ansehnliches Kastell unweit Tiruvancoda, wo der König sich aufhält und seine Schätze verwahrt. Odeaquiri, ebenfalls ein fester Ort, und der eigentliche Waffenplatz des Königs. Es liegen Europäische Soldaten zur Besatzung darin; auch ist daselbst ein Arsenal und eine Stückgießerei.

An eben dem Gestade, und zwar unter 8° nördlicher Breite, liegt Pulluvalley Vingiam, ein Flecken, Vorgebirge und kleiner Seehafen, der die Gestalt eines halben Mondes hat; Valiotora, ein Flecken; Puntora, ein Flecken und ganz neuer Hafen, welchen der jetztregierende König von Travancor hat anlegen lassen, und wo sich die Schiffe der Europäer und Sineser vor Anker legen, um Pfeffer einzuladen; Veli und Canantora, zwei Flecken,

die von christlichen und mohamedanischen Fischern bewohnt sind. Nun folgt Tiruvandaram, oder Tiruvandaburam, die Residenz und der Sommeraufenthalt des Königs von Travancor. Die Besatzung dieses Ortes besteht aus vierhundert Patanischen Reitern, ungefähr tausend Nayris, oder adeligen Malabarischen Kriegern, und beinahe zehntausend Sipoys, einem Korps, welches zwar aus allerlei Leuten zusammengesetzt, aber nach Englischer Art exercirt ist. Die übrigen Truppen sind hier und da im Lande vertheilt. Das Kastell zu Tiruwandaram ist sehr elend gebauet. Der Königliche Pallast hat eine Menge von Gemählden, Uhren und Europäischen Galanteriewaaren. Er ist groß und nach Europäischer Art ungemein schön gebauet; der König bewohnt ihn aber nicht, sondern hält sich lieber in einem ziemlich schlechten Hause auf, das in einem Palmgarten steht. Hier hat er mehrere brahmanische Priester bei sich, in deren Gesellschaft er täglich seine Lustrationen, Gebete und Opfer verrichtet. Im Jahre 1787 machte Herr Donaudi, ein geborner Turiner, der als Hauptmann in des Königs Diensten stand, Anstalt, das dortige Kastell mit Thoren und Batterieen zu versehen. Diese Stadt ist stark bevölkert; auch giebt es daselbst eine große Anzahl Palmgärten, von denen jeder eine eigene, nur zwölf Palmen hohe, Einfassung hat. Diese Einfassungen bestehen entweder aus Backsteinen, welche an der Sonne gedörrt worden sind, oder aus gelbem und rothem Lehm, welcher fest an einander klebt.

Hiernächst liegen auch noch folgende Oerter an der Seeküste: Puttentopo, Caniarata, Puducurici, Perimatorà, Angiutenga, eine Englische Kolonie, die von den Europäern Angenga genannt wird, und Mampulli, ein Flecken. Weiterhin folgt Attinga, die Residenzstadt der Königin. (Diese Würde bekommt jederzeit die älteste Schwester des Königs; denn seine Gemahlin kann und darf nie Königin werden.) Ferner Ciranga

oder Cirangapatnam, ebenfalls eine volkreiche Stadt. Hier müssen alle Waaren, welche außerhalb Landes gehen, niedergelegt und gewogen werden. Wenn dies geschehen ist, werden sie den Engländern in Angenga zugeschickt, welche sie nach Bombay und von dort nach Europa senden. Im Innern des Landes wohnen allenthalben Heiden; an der Seeküste hingegen halten sich weit mehr Christen und Mohamedaner, als Heiden auf. Dies rührt daher, daß die heidnischen Indier, gleich den alten Aegyptern und Persern, einen gewissen Abscheu vor dem Meere haben, und sich demselben nur an solchen Tagen nähern, wo es ihre Reinigungen, welche im Meere geschehen müssen, unumgänglich erfordern. Die Christengemeinde in Mampulli wurde von dem heiligen Franciscus Xaverius gestiftet, hat aber gegenwärtig eine ganz andre Form. — Der nächste Ort an der Seeküste ist Barcale, ein Flecken, Berg, und sehr berühmter brahmanischer Tempel, in dessen Nähe ein ungemein schöner Colam, oder heiliger Weiher befindlich ist, worin sich der König alle Jahr einmal zu baden pflegt. Auf jenem Berge entspringt ein sehr helles, sehr gesundes und abführendes Quellwasser. Niemand konnte mir erklären, wodurch es diese Eigenschaft erhält, bis ich endlich in Gesellschaft des Herrn Hutchinson die Entdeckung machte, daß sowohl der Berg Barcale, als auch der Kidàcolam, sehr viel Eisen enthält, welches ich mit eignen Augen gesehen habe. Wenn man über den Barcale hinaus ist, gelangt man gleich darauf an einen Fluß, der aus dem Distrikte Cottàracake herabkommt, welcher gegen Osten liegt. Dieser Fluß strömt bei dem Flecken Paru vorüber, wo er in das Meer fällt. An eben diesem Flusse kampirte einst Vira Martanda, König von Travancor, Vorfahr des jetztregierenden Königs Rama Varmer, zehn ganze Jahre, weil ihm der König von Ciangacèri, oder Collam, den Uebergang streitig machte. Im Jahre 1746 gelang es endlich dem Vira Mar-

tanda, hinüber zu kommen, und sowohl den König von Ciangacèri, als auch den von Ceràva, oder Porracàda, nebst mehrern kleinen Regenten, deren Gebiet sich bis nach Cochin erstreckte, gefangen zu nehmen. — Außer Mainàda haben wir nun an dieser Seeküste nichts mehr zu merken; denn hier ist der achte Grad nördlicher Breite zu Ende.

Collam, das von den Europäern ganz unrichtig Coelan, Coilon oder Coulan geschrieben wird, liegt unter 9° der Breite. In ältern Zeiten war es eine sehr ansehnliche Stadt, die im Jahr 825 nach Christi Geburt erbauet wurde. Von ihrer Erbauung fangen sowohl die christlichen als heidnischen Malabaren ihre Zeitrechnung an. So sagen sie z. B. Collam tollairata arravattaya manda; d. i. 965 Jahre nach der Erbauung vom Collam; und dies entspricht nach unserer Zeitrechnung, dem Jahre 1789. Ich darf indeß nicht unerinnert lassen, daß die Monate der Malabaren zehn Tage später zu Ende gehen, als die unsrigen, so daß sie den zehnten zählen, wenn wir den zwanzigsten haben. Dies nennen sie Palè Cannaca, den alten Styl. Ehedem waren in dieser Stadt viele Webereien, Fayance-Fabriken und Baumwollen-Manufakturen; auch wurde daselbst sehr schönes Hausgeräth aus Ayani-, Benga-, Teka- und Viti-Holz verfertigt, welches letztere ganz schwarz ist, und dem Ebenholze gleich geschätzt wird. Noch heutiges Tages wohnen die geschicktesten Malabarischen Künstler in Collam. Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Cardamomen und alle andere Waaren werden zu Wasser dahin geschafft, und in den dortigen Magazinen niedergelegt. Die Juden und Thomaschristen haben daselbst viele liegende Gründe, als Häuser, Palmgärten, und dergleichen. Die dortige Gemeinde hat den Apostel Sankt Thomas zu ihrem Schutzpatron, und gehört, ob sie gleich an der Seeküste liegt, zum Kirchsprengel des Erzbischofes von Angamali, des wahren Seelenhirten

der Thomaschristen. Der Erzbischof von Goa, Alexius Menezes, eröffnete daselbst die ersten Unterhandlungen mit den Thomaschristen, brachte sie von der Lehre des Nestorius ab, und führte sie der Römisch-Katholischen Kirche zu, mit welcher sie auch, obgleich nicht alle, noch jetzt vereint sind. Eben dieser Bischof ließ am Seeufer zu Collam eine vortreffliche Festung bauen, die aber heut zu Tage schon wieder in Verfall geräth, weil die Holländer sie nicht in Bau und Besserung erhalten. Die Brahmanen besitzen in dieser Stadt einen uralten Tempel, welcher dem Shiva oder Mahadera geheiligt ist; auch haben die Katholiken drei Gemeinden daselbst. Diese standen ehemals unter den Jesuiten, welche sie auch gestiftet hatten; seitdem aber dieser Orden aufgehoben ist, sind sie den Franziskanern aus Goa anvertrauet, welche daselbst die gottesdienstlichen Verrichtungen besorgen. Von Collam bis auf das Kap Comari zählt man in allem fünf und siebzig katholische Gemeinden, die Theils groß, Theils klein, Theils arm, Theils reich sind, Theils am Gestade des Meeres, Theils tiefer im Lande liegen. Das Klima zu Collam ist sehr mild und gesund. Es giebt vortreffliche Fische, Schildkröten, sehr guten Reiß, Bananasfeigen, Ananas, Obst, Gemüse, Milch, Butter, kurz alles was man bedarf, wenn man nach Art der Pythagoräer leben will, wie dies alle heidnische Bewohner der Küste Malabar thun. Landeinwärts, gegen Osten von Collam, liegen Perumnàda und Cirumuttu, zwei herrliche, ungemein fruchtbare Bezirke, die zu dem uralten Königreiche Kòttàracare gehören, und eine große Quantität Pfeffer, Ingwer, Cardamomen, Gummilak, Baumwolle, wie auch verschiedene edle Holzarten hervorbringen. Der Fluß, auf welchem diese Waaren transportirt werden, kommt von dem Gattes-Gebirge, strömt an Callare, Tuyàm und auf der Nordseite an Collam vorüber, und fällt in Süden bei dem Flecken Aybica ins Meer. An

dem zuletzt genannten Orte läßt der König von Travancor von Zeit zu Zeit kleine Schiffe bauen, und überhaupt setzt er eine beträchtliche Anzahl von Kaufleuten in Nahrung. Hier brennt man auch Kalk, aus den Schalen von Austern und Muscheln, deren man in den dortigen stehenden Seen, und zwischen den kleinen Inseln, eine ungeheure Menge findet. — Weiterhin gegen Norden an der Seeküste liegt Coyttòta, nebst der Pfarrkirche Madre de Deos, und gegen Osten Krshnapuram, Puttencàra, Tumbanur, Carimbanàda und Tevelacare. Alle diese ziemlich großen Flecken sind von Heiden und Christen bewohnt, enthalten viele Reichthümer, und treiben einen starken Handel mit Pfeffer, Cardamomen, und Pacca- oder Areka-Nüssen. Die Areka ist eine Indische Frucht, welche die Indier in ein gewürzhaftes Blatt (Betel) wikkeln, dann mit Cinnamba (feinem Kalk) bestreuen und käuen. In dieser Gegend wächst auch vortreffliches Zuckerrohr, und zwar in solcher Menge, daß man sehr leicht eine Zuckersiederei anlegen könnte, wenn anders der König kein Bedenken trüge, die Einrichtung und Verwaltung derselben den Europäern anzuvertrauen. Allerlei Holzarten, Pfeffer, Cassiarohr, Cassiawurzel, Tamarinden, Tiger- und Büffel-Felle, officinelle Kräuter, Affen, Papageien, Jungfernwachs, Baumwolle, und andere dergleichen Naturprodukte, trifft man daselbst in Ueberfluß an. Alle diese Waarenartikel gehen nach den beiden volkreichen Städten Mabalicarè und Cayamcollam, wo sie gewogen und so lange aufbewahrt werden, bis man sie nach Porrocàda oder Pòrca schafft, und sowohl inländische als ausländische Schiffe damit befrachtet. Zu Mabalicarè oder Mavelicarè hält der König jederzeit einen Sarvadhicaryacarer, d. i. einen Oberbeamten, welcher die Streitigkeiten unter den dortigen Einwohnern schlichtet, und zugleich die Aufsicht über die königlichen Einkünfte führt. — An eben der Seeküste folgt nunmehr Porrocàda, oder Por-

cà, eine stark bevölkerte Stadt, wo viele mohamedanische, heidnische und christliche Kaufleute wohnen. Die Holländische Kompagnie hat daselbst eine Faktorei, um den Pfeffer in Empfang nehmen und auf Holländische Schiffe laden zu lassen. Diese bringen ihn nach Ceilan, laden daselbst Zimmet, und fahren dann nach Europa. — Nun folgt Callurcàda, eine sehr wasserreiche Gegend, wo ungemein viel Reiß wächst. Sie ist die Vorrathskammer von Malabar. — Weiterhin gegen Osten liegt Callupare, ein alter ansehnlicher Flecken, worin Schismatiker wohnen, welche vor Zeiten Nestorianer waren, gegenwärtig aber Jakobiten sind; ferner Vaypur, eine katholische Gemeinde, und Cagnarapalli, ein Flecken, der wegen seines Handels nach dem Königreiche Madura berühmt ist, und seine Waaren über die Gattes-Gebirge dahin schafft. Auf diesen Bergen findet man Diamanten, Saphire, Katzenaugen, und Bergkrystalle. Ptolemäus erzählt, zu seiner Zeit habe man bei Pugnatil auch Berille gefunden; dergleichen mag es aber wohl wenige dort geben: denn ich traf in Barcale verschiedene brahmanische Familien an, welche ihr ganzes Vermögen daran gewendet hatten, dergleichen Edelsteine graben zu lassen, und darüber in Armuth gerathen waren. — Nun folgt der berühmte Tempel Ambalapusha, welcher ebenfalls an der Seeküste liegt, und dem Shiva oder Mahadeva gewidmet ist. Dieser außerordentlich reiche Tempel hat seine eigenen Ländereien, und Flecken, wie auch Vorsteher, welche von der Landesregierung ganz unabhängig sind. Diese hält daselbst einen Cariacarer, der auf das Verhalten jener Vorsteher Acht geben muß. Hier wird das berüchtigte Fest Padèni gefeiert, an welchem man bei Nachtzeit die Statüe des Götzen Shiva herumzutragen pflegt, und vor ihr her einen Lingam, oder Phallus. Diesem nächtlichen Satansfeste wohnen nicht etwa nur Indische Heiden bei, sondern man verlangt sogar, daß auch alle Christen sich dabei

einfinden sollen, die in dem, jenem Götzen zum Eigenthum angewiesenen Bezirke wohnen. Die heidnischen Indierinnen veranstalten einen Tanz, laden christliche Weibspersonen dazu ein, und holen sie mit Gewalt, wenn sie nicht freiwillig kommen. Ich wendete mich daher zu wiederholtenmalen sowohl an den Oberbeamten Cumàren Cembaga Ràmapulla, als auch an dessen Nachfolger Padmanàbha Cembaga Ràmapulla, und drang sehr ernstlich darauf, daß er den Vorstehern des Tempels diesen Mißbrauch ihrer Gewalt untersagen, und ihnen nicht mehr gestatten möchte, die Christen zur Theilnahme an diesem abscheulichen Feste zu zwingen. Die Vorsteher wußten zwar tausenderlei Einwendungen zu machen, und beriefen sich immer auf das alte Herkommen; das schreckte mich aber nicht, und da ich von dem Oberbeamten mit hinlänglicher Vollmacht versehen war, so ließ ich einst einigen christlichen Fischern von Cattur und Tumbòli, welche dieses Fest mit gefeiert hatten, vor der Kirchthür eine derbe Tracht Schläge zuzählen, damit andere Christen ein Exempel daran nehmen, und dergleichen Abscheulichkeiten in Zukunft unterlassen sollten *).

Nun kommen wir an der Seeküste zu dem ansehnlichen Flecken Alapushe, wo eine große Anzahl Mohamedaner, Thomaschristen und Heiden wohnen. Hier ließ der König von Travancor einen geräumigen

*) Dieses Verfahren unsres Fra Paolino ist etwas unevangelisch und rauh; es sieht ein wenig nach den Boanerges oder Donnerkindern aus, die sogleich wollten Feuer vom Himmel fallen lassen. Unser eifrige Mönch ließ sich von dem Oberbeamten eine Vollmacht zu seinem Inquisitions-Akt geben. Diese wird denn wohl ein ansehnliches Geldgeschenk gekostet haben und unter dem Artikel: für geheime Dienste, mit in Rechnung gebracht worden seyn. Anstatt Belehrung und Ermahnung, giebt der Mönch eine tüchtige Tracht Schläge! Das heißt denn wohl recht: Compelle illos intrare! So wie diese Kirchenzucht, mögen übrigens zum Theil wohl auch die Mittel beschaffen seyn, durch welche man die Indier zum Römischkatholischen Christenthume bekehrt. F.

Kanal graben, damit die Einwohner ihre Waaren zu Wasser nach den Schiffen der Ausländer senden könnten, die zu deren Empfang auf der See in Bereitschaft lagen. In diesem Flecken war mein Freund Manuel Fernandez, als königlicher Faktor und Aufseher über die Magazine, angestellt. Da sieht man recht, wie sich die Umstände in Rücksicht der Handelsplätze und Seehäfen verändern. Im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, wurde der stärkste Handel zu Covalam, Arampalli und Coleci getrieben. Im neunten Jahrhundert, als die Araber sich an der Seeküste niederließen, war Collam der berühmteste Handelsort. Nach diesem waren die Städte Cochin, Calcutta, Porrocada, und Cudungalur die nächsten im Range; und jetzt kommt, nach den Entwürfen des Königs von Travancor, außer Porrocàda, die Reihe auch noch an Puntora und Alapushe.

Gegen Osten verdienen noch Cianganaceri, Pullingunne und Nerenam bemerkt zu werden: lauter ansehnliche Flecken, wo es viele Reißfelder giebt. Zu Nerenam, welches an einem Flusse liegt, ist die Residenz des schismatischen Bischofs der Jakobiten, Mar Thoma. Unter seiner Aufsicht stehen zwei und dreißig schismatisch-jakobitische Gemeinden, die aber zum Theil noch an den Gebräuchen der Nestorianer hangen, und gleich den Heiden sich mit allerlei abergläubischen Dingen beschäftigen. Der neue Bischof, welchen ich am 22sten December 1785 bei mir bewirthete, nennt sich Mar Dionisio, und stammt von der Familie der Palamattam zu Corolongatta ab. Ich besitze noch jetzt einige seiner Briefe, die er mir zur Antwort auf meine Vorschläge zuschickte, als ich ihn eingeladen hatte, sich wieder mit der Römischen Kirche zu vereinigen. — Ettumanur ist ein berühmter Tempel des Vishnu, und der Aufenthaltsort eines heidnischen Beamten. Die Brahmanen daselbst haben sehr ansehnliche Einkünfte. — Iratushe, ein Flecken, welcher von Christen

und Heiden bewohnt ist, liegt am Fuße des Gattes-Gebirges, und treibt Handel nach Madura. — Nun kommen folgende an der Seeküste liegende Oerter: Tumbòli, Cattur, Artunkel, Tanghi, Mannacodam, Manacèri, Saude, und Cochin, eine den Holländern zugehörige Stadt nebst einer Citadelle. — Weiter landeinwärts liegt Muttam, ein Flecken, der einen starken Handel treibt. Es wohnen darin Christen, schwarze Juden, welche von weißen Juden aus Cochin abstammen, Mohamedaner, und eine große Anzahl heidnischer Canarinen, die auch Banianen oder Cettis genannt werden. Die Letztern verstehen sich sehr gut auf den Handel, und sind thätige, arbeitsame, mäßige, wohlhabende Leute. — Zu Certele, einem ansehnlichen Flecken, welcher von lauter Heiden bewohnt wird, und wo sich ein königlicher Beamter aufhält, steht ein berühmter Tempel, welcher der Bhagavadi, d. i. der glückseligen Frau, der Gattin des Shiva, geheiligt ist. Ich hatte Gelegenheit, dieses Götzenbild im Monat März 1777 zu sehen, als man eben das Fest desselben feierte. Ein Brahman, der auf einem Elephanten saß, und einen Sonnenschirm darüber hielt, zeigte es dem Volke unter dem Getöse vieler musikalischen Instrumente. Indische Tänzerinnen gingen vor ihm her, und hinterdrein kam eine unbeschreibliche Menge Menschen, die vor Freude ganz ausgelassen waren, und allerlei schändliche Lieder sangen, welche sich auf das Zeugungsgeschäft bezogen, das durch den Einfluß dieser Göttin, in Verbindung mit ihrem Manne, dem Shiva, oder der Sonne, bewirkt wird. Man brachte die Statüe dieser Göttin zu einem heiligen Teiche, wo die Brahmanen unter vielen Gebeten sie reinigten und wuschen. Die Heiden verehren sie als die Gebieterin über alles Flüssige, woraus alle irdischen Dinge vermittelst der Wärme hervorgebracht werden. Unter ihrem Schutze stehen die gebärenden Weiber; auch sollen die Pocken eine Folge ihres schädlichen Einflusses seyn. Aus diesen, und andern

Gründen stellte man ihr zu Ehren diese Feierlichkeit an. Vor der Thür ihres Tempels schlachtet man Hähne, und besprengt dann mit ihrem Blute dessen Thürpfosten. Im zweiten Buche dieses Werkes, werde ich von dieser Göttin ausführlichere Nachricht ertheilen. Sie hat vielerlei Nahmen, als: Parvàdi, Kàli, Umà und Ishvari. Im Borgianischen Museum zu Velletri, befindet sich ihr Bildniß von Bronze.

Vaikam, oder Vaikatta, ist ebenfalls ein solcher Gràmam, oder den Brahmanen zugehöriger Distrikt; diese pflegen sich nehmlich immer in einer gewissen Entfernung von andern Casten anzubauen. Auch hier ist ein berühmter Tempel des Shiva, nebst einer brahmanischen Schule oder Akademie. Die Einkünfte dieses Tempels sind ebenfalls sehr beträchtlich, und werden größten Theils von den Reißfeldern erhoben, die ihm eigenthümlich zugehören, und ohne Unterschied an Mohamedaner und Christen verpachtet sind. Es wohnt hier ein königlicher Beamter. Als der Wüthrich Tipu Sultan Bahader, der Sohn des Hayder Aly Chan, in den Jahren 1788 und 1789 die Brahmanen verfolgte, und sie entweder halbtodt prügeln, oder nach Türkischer Art beschneiden ließ, flohen ihrer viele nach Vaikatta, wo ihnen der König von Travancor alle nur mögliche Unterstützung gab. — Udiamper ist der Ort, wo am 26sten Junius 1599 die berühmte Synode gehalten wurde, welche sich damit endigte, daß die Thomaschristen, die bis dahin Nestorianer gewesen waren, wieder in den Schooß der Römisch-Katholischen Kirche zurückkehrten *). Die Einwohner dieses Fleckens, welcher an

*) Unter andern kann man aus des gelehrten und rechtschaffenen La Croze Nachrichten über das Christenthum in Indien sehen, durch welche Gewaltthätigkeiten, und auch, durch welche feine Künste, die Römische Kirche diese Nestorianischen Christen in Indien an sich zu ziehen gesucht hat. Die hier erwähnte Synode zu Diemper oder Udiamper, auf welcher der heftige, schwärmerische und despotische Alexis de Menezes die angebliche Vereinigung der Thomas-Christen bewirkte, ist

einem Flusse liegt, sind jetzt sehr arme Leute. — Weiter gegen Osten liegt Cadaturuti, ein Flecken, worin zwei Kirchen befindlich sind; Badeati, ehedem das Hoflager des Königs von Travancor; Muttiera und Corolongatta, zwei ansehnliche Pfarreien der Thomaschristen, die an dem letzteren Orte eine sehr schöne, der heiligen Maria gewidmete Kirche besitzen, bei welcher einheimische Priester angestellt sind. Die Nestorianer hatten daselbst vor Zeiten ein Kloster, worin die Ordensleute wohnten, die sich aus Persien und Chaldäa dort einfanden, und den Thomaschristen als Seelsorger vorstanden. Zu Edapalli, Angamali, und auf der Küste Coromandel zu Maïlapuri, waren ebenfalls solche Klöster, die aber eingingen, als die Portugiesen sich auf der Küste Malabar niederliessen *). In dieser Gegend wächst viel Pfeffer, und eine ganz

ein wahres und bleibendes Denkmahl der Schande für die Römische Kirche. Man kann die Geschichte davon nicht ohne Rührung lesen, und lernt daraus nebenher, daß der Geist der Schwärmerei immer mit Unwissenheit und einer recht ausgezeichneten Barbarei verbunden ist. Seit der Reformation hat die Römische Kirche nicht oft mehr die vorige Heftigkeit gezeigt; auch haben einzelne Mitglieder den Werth alter Denkmähler, besonders von dem morgenländischen Christenthum, einsehen gelernt. Dies zeigen Assemanni und Renaudot durch ihre Schriften, und die lehrreichen Sammlungen des edlen Kardinals Borgia zu Veletri. F.

*) Das bloße Niederlassen der Portugiesen an der Küste Malabar hat wohl nicht das Eingehen der Nestorianischen Klöster verursacht, sondern der wüthende Verfolgungsgeist und die Gewaltthätigkeiten der Portugiesischen Geistlichen. Man zwang die guten, wohlthätigen Lehrer der Thomas-Christen, zu der Römischen Kirche überzutreten, ließ sie aussterben, und hinderte in Persien und im Persischen Meerbusen, wo die Portugiesen damals mächtig waren, daß keine neuen Geistlichen oder Mönche herüberkommen konnten. Freilich kamen in der Folge, als die Holländer die Oberhand über die Portugiesen erhielten, wieder Syrische und Nestorianische Geistlichen aus Persien und Antiochien nach Indien; aber diese Priester von verschiedenen gottesdienstlichen Bekenntnissen hatten allerlei Streitigkeiten unter sich selbst. M. s. Relatio historica ad Epistolam Syriacam a Malia Thome, i. e. Magno Thoma Indo, antiquorum Syrorum in India Episcopo, ex Chaddenad in Malabaria scriptam ad Ignatium Patriarcham Antiochenum;

besondere Art Kartoffeln, die auswendig schwarz, inwendig aber sehr weiß sind, und ungemein gut schmecken. Man nennt sie Kàtschil. Es giebt auch eine Menge runder Kartoffeln daselbst, wie bei uns zu Lande; sie haben aber einen viel bessern und wirklich aromatischen Geschmack *). In den Waldungen am Fuße des Gattes-Gebirges, zu Corolongatta, Elagnil, Badagare, Aragoshe, Mailacomba und Modelacodata (sämmtlich Pfarrkirchen, die ich zweimal bereiset habe) giebt es viele Elephanten, Büffel, allerlei Gattungen von Papageien, Hirsche, auch schwarze und weiße Affen. Die letztern ziehen in ganzen Heerden, zu zwei- bis dreitausend, umher, klettern auf die Bäume und holen das wilde Obst herunter. Man trifft in diesen Wäldern auch viele Tieger an, besonders den sogenannten Königstieger, welcher beinahe so groß ist, wie eine kleine Kuh **). Râmapurata,

et ipsa illa Episcopi Indi Epistola Syriaca c. versione latina etc. accurante CAROLO SCHAAF. Lugduni Batavorum, 1714. 4. F.

*) Die hier von dem Verfasser angeführten zwei Arten von Kartoffeln sind wahrscheinlich nicht eigentliche Kartoffelarten (Solanum), sondern die knolligen Wurzeln andrer Gewächse, z. B. die Dioscorea alata L., deren äußere Haut schwarz, deren innere, breiartige Theile aber, wenn man sie gekocht oder in Asche gebraten hat, weiß oder purpurfarbig sind. — Die hier erwähnten runden Kartoffeln werden wohl eine Art von Winde (Convolvulus Batatas), oder die auf den Inseln der Südsee wild wachsende und auch kultivirte goldfarbige Wurzel des Convolvulus chrysorrhizus seyn, die mein verewigter Sohn Georg in seinem Traktat de plantis esculentis Insularum maris pacifici beschrieben hat. Den Convolvulus Batatas haben die Spanier aus Amerika nach den Philippinen und den nahe gelegenen Inseln gebracht; die Pflanze heißt daher dort Kastile, weil man sie von den Kastillanern (Spaniern) zuerst bekommen hat. F.

**) Daß es in den großen, undurchdringlichen Wäldern der Gattes-Gebirge wilde Elephanten giebt, ist bekannt; man begnügt sich aber an der Küste mit den Ceilanschen, welche gelehriger und leichter zu zähmen seyn sollen. — An den wilden Büffeln sieht man, daß hier das wahre Vaterland dieser Thiere ist, welche erst unter dem Lombardischen Könige Agilulf (591 — 616) aus Indien nach Italien gebracht wur-

Ciuncam, Codamangalam, und Mohatushe, stehen mit Maïssur, welches jenseits der Gebirge liegt, in Handelsgeschäften, und senden ihre Waaren zu Wasser nach Cochin.

Cochin liegt an der Seeküste, und zwar, nach Hamilton Moore's Angabe unter 10° der Breite, nach den Beobachtungen aber, die auf der Fregatte Kalypso angestellt wurden, unter 9° 57'. Es wird auf Malabarisch Cocci genannt, und hat diesen Nahmen von einem kleinen Flusse, welcher sich daselbst vor Zeiten in das Meer ergoß. Als aber das Meer im Jahre 1341 die kleine Insel Vaypi bildete, die auf der Nordseite von Cochin liegt, durchbrachen die Gewässer, welche während der Regenzeit von den Gattes-Bergen herabschossen, die Dämme am Flusse Cocci, und stürzten auf das Dorf eben dieses Nah-

den. — Die hier erwähnten Hirsche sind wahrscheinlich von mehr als Einer Art. Man findet nehmlich in Indien 1) den Cervus Axis L., oder den gefleckten, welcher etwas größer als unser Dannhirsch ist; 2) den Schweinehirsch, Cervus porcinus L., braun, mit weißen runden Flecken, etwa 2 Fuß 4 Zoll, bis drittehalb Fuß hoch; 3) auch das Elennthier, Cervus Alce L. Zwar erlaubt der Hofrath von Zimmermann in seiner zoologischen Erdbeschreibung dem Elk- oder Elennthiere nur, bis an 50° N. B. zu leben; aber es erdreistet sich, die von Zimmermann auf seiner Karte mit einem Strich angegebne Gränze zu überschreiten, und ist bis nach Indien, in die buschigen, einsamen und morästigen Thäler eingedrungen. M. s. Essais philosophiques sur les moeurs de divers animaux étrangers par Foucher d'Obsonville. p. 115. f. Aus eben diesem Buche kann man auch Manches von den schwarzen und weißen Affenarten lernen, welche die Indischen Wälder in Heerden von Tausenden bewohnen. — Der echte Indische, gestreifte (nicht gefleckte) Tieger, der 9 bis 10 Fuß lang, und 4 bis 4½ Fuß hoch wird, ist selbst in Indien nicht ganz gemein, und nur in den dicksten Waldungen anzutreffen. Er geht keinem andern Thiere als dem Löwen, Elephanten und Nasehorn aus dem Wege. — Die Indischen Papageien sind in buchstäblichem Verstande beinahe unzählig; jeder Reisende bringt neue Arten mit nach Europa. Der alte Griechische Nahme ψιττακη scheint Aegyptischen Ursprunges zu seyn: Π-CITTAKH. Das Π ist ein Artikel; die Deutschen haben es daher weggelassen und Sittich daraus gemacht. F.

mens mit solchem Ungestüme los, daß sie es mit fortschwemmten, und in der dortigen Gegend einen sehr großen Fluß, einen See, und einen Hafen bildeten, welcher so geräumig ist, daß nunmehr die größten Schiffe auf der Nordostseite von Cochin, wo dieser Fluß sich in das Meer ergießt, völlig sicher und bequem vor Anker liegen können. Im August und September schwemmt dieser Fluß gewöhnlich die Sandhügel wieder mit fort, die das Meer im Junius und Julius, wo es am unruhigsten ist, vor seine Mündung führt. Um diese Jahreszeit stellt die Natur allemal ein herrliches Schauspiel dar. Es entsteht nehmlich zwischen dem See- und dem Regenwasser, welches von den Gebirgen herabschießt, ein heftiger Kampf. Ist das letztere mächtig genug, so bricht es durch alle Hindernisse, reinigt sein Bett, und treibt den Sand unaufhaltsam in das Meer; siegt aber das erstere, so werden die Mündungen der Flüsse, die Kanäle, ja sogar die Seehäfen mit Sand angefüllt. Dann treten die Gewässer aus ihren Ufern, überschwemmen das Land, formiren hier eine Insel, dort einen See, setzen die Einwohner in die Nothwendigkeit ihre Wohnörter zu verlassen, und geben dadurch mancher Gegend eine ganz andere Gestalt. Auf diese Art entstehen nach und nach neue Städte, neue Seehäfen, und die alten werden dergestalt verheert, daß man nach Verlauf von fünf bis sechs Jahrhunderten ihre vormalige Lage kaum noch entdecken kann *).

Die

*) Man findet in der ältern und neueren Geschichte Beispiele genug, daß Orkane und Erdbeben, das Meer und die Flüße sehr große Veränderungen auf der Oberfläche der Erde und an der Küste des Oceans veranlaßen. Die unter dem Nahmen der todten See bekannte Waßerfläche entstand durch einen Erdbrand; in Aegypten findet man längs dem nördlichen Ufer des Delta und an beiden Seiten große Seen, besonders den Mareotischen und Serbanischen, welche ihren Ursprung Stürmen, Erdbeben und Ergießungen des Nils verdanken. Im Peloponnes, dem jetzigen Morea, wurden zwei Jahre vor der Schlacht bei Leuktra in der Landschaft Achaja die Städte Helike, Bura und einige andre vom Meere verschlungen. Noch im achtzehnten Jahrhundert versank Callao in Peru

Die vorerwähnte Insel Vaypi ist dreizehn Miglien lang, und Eine breit. Die Einwohner, welche sich auf ihr angesiedelt haben, fangen ihre Zeitrechnung von der Entstehung derselben an, so wie andere Malabaren die ihrige von der Erbauung der Stadt Collam. Diese Zeitrechnung wird Puduvepa genannt; von Pudu neu, und Vepa Lage, oder Einführung einer gewissen Sache. Der geschworne Dolmetscher der Holländischen Handelsgesellschaft zu Cochin, Herr Johann Truyns, versicherte mir: die Entstehungsart dieser neuen Zeitrechnung, und die Epoche, wo sie angefangen habe, sey in der Kanzlei der Handelsgesellschaft registrirt. Gewiß ist es, daß mir mehrere Malabarische Briefe gezeigt wurden, welche von Mitgliedern der christlichen Gemeinde zu Rharakel geschrieben, und nach dieser neuen Zeitrechnung datirt waren. Sowohl auf der Insel Vaypi, als auch in den meisten flachen Gegenden auf Malayala, besteht der Boden aus Seesand und kalkartigem Stoff, mit allerlei Arten von Lehm und Erde vermischt, die während der Regenzeit von dem Gattes-Gebirge herabgeschwemmt werden. Die Indier behaupten, das Meer habe sich vor Zeiten bis an den Fuß des eben genannten Gebirges erstreckt. Diese Tradition hat nun freilich keinen Grund, wie der Augenschein lehrt; so viel ist aber gewiß, daß die Ebenen, welche man in diesem Lande antrifft, durch den Streit zwischen dem Regen- und dem See-Wasser entstanden sind. Die Verheerungen, welche durch solche Ueberschwemmungen angerichtet werden, lassen sich schlechterdings nicht beschreiben. Enkel können bisweilen die Gegend nicht mehr mit Gewißheit angeben, wo ihre Großeltern gewohnt haben, weil dieselbe eine ganz andere

gänzlich, und wurde mit allen Häusern, Schiffen im Hafen, und Menschen ein Raub des Meeres. Die großen Veränderungen, welche das Erdbeben in Calabrien verursacht hat, sind noch in frischem Andenken. Dort stürzten bei der schrecklichen Naturbegebenheit ganze Felsen und Berge in das Meer. F.

Gestalt gewonnen hat *). Als ich nach Malabar kam, floß zu Verapole dicht an unserm Kloster ein Strom vorüber, der bis an die Stufen vor der Thür unsres Gartens ging. Nach acht Jahren hatte er so viele Erde angespühlt, daß wir einen ganz neuen Garten bekamen. Als ich sah, daß dieser Fleck immer größer wurde, und bereits drei hundert Schritte lang war, begab ich mich zum Könige von Travancor, welcher sich damals zu Perur aufhielt, und bat ihn, er möchte doch unserer Kirche zu Sanct Joseph in Verapole ein Geschenk damit machen. Dieser gütige Herr gab ihr das Stück Land auch wirklich, und der Schenkungsbrief, den er darüber ausfertigen ließ, ist noch jetzt im dortigen Archive vorhanden. Unser Subprior machte es sich nachher zum Geschäft, diesen Fleck mit Kokosbäumen und jungen Bananasstämmen zu bepflanzen. Auf eben die Weise sah ich vor unsrer Kirche zu Cettiyatti während eines Zeitraumes von zehn Jahren eine Insel entstehen, die eine Miglie lang, und ebenfalls durch die entgegengesetzte Wirkung des Regen- und See-Wassers hervorgebracht worden war. In allen Welttheilen werden die Veränderungen, welche man an der Seeküste und auf dem platten Lande bemerkt, durch die Gewalt des Wassers bewirkt; in den Gebirgen hingegen durch die Gewalt des unterirdischen Feuers. Ersteres ist besonders der Fall in Indien, wo die Ebbe und die Fluth des Meeres alle sechs Stunden mit einander abwechseln, und die letztere so stark ist, daß sie in manchen Strömen und Flüssen sich bis auf sechs Stunden weit in das Land hinein erstreckt. Die großen,

*) Die am Fuße der Gattischen Gebirge befindlichen aufgeschwemmten Lagen von mergelartiger Erde, oder Lehm- und Kalkschichten, nebst den flözartigen höheren Schichten werden dort, wo die Gebirge nach dem Meere zu steiler sind, von den sich im Gebirge bildenden Strömen und Bächen zur Regenzeit gewaltsam mit fortgerissen, und bilden am Ausflusse in das Meer Flächen und Absätze, welche sich immer stärker erhöhen, und vom Meere gegen das Land zurück getrieben werden. So entstehen Ebnen, Inseln und Dünen, welche sich ganz natürlich erklären lassen. F.

fürchterlich schönen Naturscenen, welche sich bei dieser Gelegenheit ereignen, übertreffen alle Beschreibung. Wer sie nicht selbst mit angesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen. — Die Schiffahrt an der dortigen Küste ist wegen der Seeströme mit großen Gefahren verbunden. Die Alten pflegten daher allemal gegen Abend die Anker fallen zu lassen, und des Nachts still zu liegen, damit ihnen nicht das Unglück widerfahren möchte, von einem solchen Strome mit fortgerissen und in die offene See getrieben zu werden. Diese Gewohnheit beobachten die Portugiesischen Seeleute noch bis auf den heutigen Tag, wenn sie nach der Küste von Malabar segeln. Indeß ereignet sich mitunter dennoch der Fall, daß ein unerfahrner Schiffer, wenn er sich mit Angst und Noth bis über das Kap Comari hinausgearbeitet hat, gerade in dem Augenblicke, da er an der Küste Malabar zu landen gedenkt, nach den Maldivischen Inseln verschlagen wird, die beinahe dreihundert Seemeilen von dort entfernt sind. So ging es unter andern dem apostolischen Vikarius und Bischof von Usula, Pater Ludwig Maria a Jesu, vom Orden der unbeschuheten Karmeliter. Er hatte sich einem unerfahrnen Schiffer anvertrauet, und wollte die Reise von Puduceri nach Malabar in einem kleinen Fahrzeuge machen; dies gerieth aber in eine Seeströmung, die es nach den Maldivischen Inseln, und von da nach Mozambique an der östlichen Küste von Afrika trieb *).

Cochin ist eine sehr schöne Stadt. Die Portugiesen erbaueten sie im zehnten Jahre nach der Abkunft des Vasco de Gama zu Calcutta. Im Jahre 1663 wurde sie von einer Holländischen Flotte unter dem Kommando des Peter van Bitter und E. Valkenburg belagert, welche sie auch wirklich eroberten und daselbst große Reichthümer

*) Zu den Zeiten der Römer hatte der Freigelassene des Annius Plocanus ein ähnliches Schicksal. M. s. Plin. Hist. Nat. L. 6. c. 22. A. d. V.

erbeuteten. Von dieser Zeit an wurde die dortige sehr schöne Kathedralkirche in ein Waarenmagazin der Holländischen Kompagnie verwandelt. Hier verwahrt man den Zucker, den die Kompagnie aus Batavia, und den Zimmet, den sie von Ceilan erhält; ingleichen auch Muskatnüsse, Gewürznelken, Eisen, Kupfer, Tauwerk, Reiß, Pfeffer, und mehrere andere Waarenartikel, die sie aus fernen Gegenden kommen läßt, und Theils an die Indischen Fürsten, Theils an die Araber und andere sowohl inländische als fremde Kaufleute verhandelt. Die Straßen zu Cochin sind schön; das dortige Zeughaus ist mit allen Arten von Kriegesbedürfnissen reichlich versorgt, und die Citadelle sehr gut befestigt. Die letztere bekam im Jahre 1778 auf Veranstaltung des Gouverneurs Adrian Moens ganz neue Gräben, Brücken, Batterieen und Bastionen. Sie liegt am südlichen Ufer des Coci, und ihr Geschütz bestreicht den dortigen Hafen, in welchen zwar Kauffahrer, aber keine Kriegesschiffe einlaufen dürfen *). In Matanceri, einem stark bevölkerten Flecken, welcher eine Viertelstunde weiterhin an eben diesem Flusse, oder vielmehr See, liegt, werden alle ausländische Waaren und einländische Produkte in Empfang genommen. Die Juden, die Banianen oder Cettis, und die Mohamedaner, haben daselbst sehr ansehnliche Waarenlager. Hier legen sich jährlich mehr als hundert Arabische Schiffe vor Anker, die von Maskate und Mocha kommen, und nicht nur mit Aegyptischen und Arabischen Waaren befrachtet sind, sondern

*) Mehrere Nachrichten von Cochin (Kodschin) findet man in Philipp Baldaus Beschreibung der Ostindischen Küsten Malabar und Coromandel, rc. Amsterdam, 1672. Fol. Seite 111 — 136; ferner in François Valentin Beschryving van 't Nederlandsch Comptoir op te Kust van Malabar, Amsterd. 1726. Fol. als dem zweiten Stücke des fünften Theils von dessen Oude en Nieuwe Oost-Indien; — ferner in Alexander Hamilton's New Account of the East-Indies, from 1688 — 1723. London. Vol. I. et II. 1739. 8. S. 321. etc. F.

auch eine große Menge baares Geld mitbringen. Die Venetianischen Zechinen, welche von Groß-Cairo kommen, cursiren hier weit stärker als in Europa. Viele von jenen Arabischen Schiffen machen des Jahrs zwei Reisen hierher. Das einemal finden sie im September sich ein, und fahren im Oktober und November wieder ab; das andremal legen sie im Februar hier an, und kehren im April oder Mai zurück. Die Araber, welche mit diesen Schiffen ankommen, sehen wie die Teufel aus. Es sind große starke Leute, die sich den Bart wachsen lassen, über und über rauch sind, weiter nichts als ein Hemde und ein Paar weite Beinkleider von Baumwolle auf dem Leibe haben, wenig auf Reinlichkeit halten, und ganz schwarzbraun aussehen. Sie sind thätig, gehen nie anders als truppweise und noch dazu bewaffnet aus, schlafen unter Zelten oder aufgespannten Tüchern, kochen auf freier Straße, arbeiten des Nachts bei Mondschein, trinken gern Areca- oder Palmwein, stehen einander treulich bei, wenn sie ihre Waaren an Bord schaffen, und vereinigen sich sogleich zu gemeinschaftlicher Rache, wenn einer von ihnen beleidigt wird. Wie doch eine Nation vor der andern sich auszeichnet! Die Indier, z. B., sind gewandt, behende, schwach, aber höflich und gefällig; sie handeln nach Ueberlegung, lieben die Mäßigkeit, und führen einen sehr ehrbaren Lebenswandel. Die Araber hingegen sind plump, grob, robust, treu, nehmen aber nur selten Rücksicht auf Vernunft und Wohlanständigkeit. Diese verzehren ohne Bedenken ihren Pillow, d. i., ein Gericht, welches aus gesottenem Reiß, und einem Huhn, oder jungem Ziegenfleische, besteht; jene hingegen nähren sich bloß von Reiß, Kräutern oder Wurzeln, und halten es für die größte Sünde, ein Thier zu tödten. Bekommt ein Indier die Blattern, eine Krankheit, welche dort zu Lande viel Unheil anrichtet, so nehmen sich die Andern, aus Furcht vor der Ansteckung, so viel als möglich vor ihm in Acht. Die Araber hingegen breiten auf freier Straße Matten hin, legen

ihre Blatterkranken darauf, geben ihnen Palmwein zu trinken, der, wie sie sagen, das Gift heraustreiben soll, und bestreuen sie, ehe noch die Blattern recht reif sind und zu trocknen anfangen, mit Asche, in der festen Ueberzeugung, daß dadurch das Gift aufgetrocknet und weggeschafft werde. Die Indier pflegen allemal vor und nach der Mahlzeit ihre Lustrationen zu verrichten, und begeben sich in die Tempel, wenn sie beten oder den Göttern ein Opfer darbringen wollen. Die Araber aber knieen allemal des Abends auf offener Straße nieder, sehen starr in den Mond, machen ihm unzählige Reverenze und Verbeugungen, und sagen ihr Gebet laut und öffentlich her. Einen ähnlichen Kontrast bemerkt man auch in den Sitten und Gebräuchen der übrigen Völkerschaften, welche auf der Küste von Malabar wohnen; deswegen werden sie auch sämmtlich von der Regierung geduldet, welche nur diejenigen bestraft, die es sich einfallen lassen, ihre Nebenmenschen in ihrem öffentlichen Gottesdienst oder in ihrer Privat-Andacht stören zu wollen. Außer den Kreolinnen, Mestizinnen und eigentlichen Indierinnen, trifft man in Cochin auch einige Europäische Weiber an. So bald diese nur den Boden von Indien betreten, verwandeln sie sich augenblicklich in lauter vornehme Damen, gnädige Frauen und Excellenzen, wenn sie auch gleich in Paris, London oder Amsterdam nur Obsthökerinnen oder Wäscherinnen gewesen sind. Die Engländer dürfen, einem ausdrücklichen Verbote zufolge, keine Indierin heirathen, damit sich ihre Nation in den Kolonieen ganz rein und unvermischt erhalte. Sie entschädigen sich aber dadurch, daß sie sich mehrere Mätressen zulegen, ohne übrigens darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie Mohamedanerinnen oder Christinnen sind. Die Holländer wissen von keinem solchen Verbote, sondern können sich Weiber nach ihrem Gutdünken wählen. Allein der ehelose Stand ist in den dortigen Gegenden so sehr zur Mode geworden, daß man nur selten von einer Heirath hört. Sollte man wohl glauben, daß Leute,

die nach solchen Grundsätzen handeln, sich dennoch die Freiheit nehmen, den Cölibat der katholischen Priester zu tadeln *)? Allerdings sind mir dergleichen Fälle bekannt. So erinnere ich mich unter andern eines unverehlichten Tabakshändlers zu Cochin, welcher sich ein ganzes Dutzend Beischläferinnen hielt, und dennoch behauptete: es sey nicht recht, daß die katholische Geistlichkeit sich nicht verheirathe. In Cochin giebt es überall Häuser, worin sich eine große Anzahl Sklaven und Sklavinnen aufhalten, welche die schändlichsten Dinge treiben. Diese Ausschweifungen wurden schon damals geduldet, als die Stadt noch unter der Herrschaft der Portugiesen stand. Ein sehr verständiger Mann glaubt hierin die wahre Ursache zu entdecken, warum den Portugiesen sowohl die Stadt Cochin, als auch ihre sämmtlichen Besitzungen in Indien entrissen worden sind **). Geitz, Uebermuth, Treulosigkeit, Unglaube und Ungerechtigkeit richten allerdings ganze Reiche und Städte zu Grunde. Dieser Erfahrung zufolge, möchten einige andere Kolonieen in Indien wohl ebenfalls nicht lange in den Händen der Europäer bleiben. Schon haben dort der Alleinhandel, die Zwietracht, und die Veruntreuung fremder Gelder gar sehr überhand genommen, und die Indier können über die Schlechtheiten, welche sie täglich von den Europäern begehen sehen, nicht genug erstaunen. Die Holländische Kompagnie hat sehr oft Händel mit dem Könige von Cochin, der mit seinem Zunahmen Perumpadapil genannt wird, und zu Terpunatre resi-

*) Daß die Protestanten den Cölibat der Katholischen Geistlichkeit tadeln, ist in so fern recht, als er zu allerlei unmoralischen Ausschweifungen Veranlassung giebt, wovon man so viele Beispiele unter den großen und geringeren Geistlichen der Römischen Kirche findet. Aber die unmoralische Aufführung der Engländer und Holländer ist eben so tadelnswürdig. F.

**) S. L'Istoria della Vita e Fatti illustri del Ven. Monsign. Giuseppe di S. Maria de' Sebastiani. Roma 1719. L. II. p. 254., wo jene Excesse ausführlich beschrieben werden. A. d. V.

birt *). Dieser Ort liegt gegen Osten von Cochin, jenseits des Sees, welcher die Besitzungen dieses Königs von den Holländischen trennt. Unter dem 18ten April 1792 erhielt ich von dem Vikarius zu Verapole, Pater Franciskus a Sancto Elisão, ein Schreiben, worin er mir die letzten Streitigkeiten, welche zwischen den Holländern und dem jetzt regierenden Könige van Cochin, Virólam Tamburàn, obgewaltet haben, umständlich erklärte. Der König Mutta Tamburàn, aus der Familie Perumpadapil, ein stiller friedlicher Mann, mit welchem ich im Jahre 1787 zu Ciovare eine Unterredung hatte, war nehmlich an den Blattern gestorben. Nach ihm trat sein jüngerer Bruder, Virólam Tamburàn, die Regierung an, bei welchem ich ebenfalls verschiedenemal, und zwar in Mattincera, Audienz gehabt hatte, da er mich in seinen Pallast rufen ließ, und verschiedenes in Beziehung auf Europa von mir zu wissen verlangte. Er sprach sehr gut Holländisch, und war auch Willens noch Englisch zu lernen. Da er ein herzhafter, talentvoller, unternehmender und stolzer Mann war, so verdroß es ihn, sich mit den Einkünften, welche seine Vorfahren ihm hinterlassen hatten, begnügen zu müssen. Er erlaubte sich daher allerlei Bedrückungen gegen die Kaufleute, ließ drei von den Vorstehern des Tempels Tirumala Devossam hinrichten, weil sie ihm keinen Antheil an den Schätzen desselben zugestehen wollten, plünderte die Kramläden, nahm den Kaufleuten ihre Waaren weg, und behauptete: er allein habe über die heidnischen Indier zu gebieten; denn diese hätten seit undenklichen Zeiten unter der Herrschaft seiner Vorfahren gestanden. Mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit stimmte diese letzte Forderung allerdings überein. Die Könige des Landes hatten die Gegend am Coci den Portugie-

*) Auf der bei Faden 1788 herausgekommenen Karte: The Southern Countries of India from Madras to Cape Comorin vom Capt. Wensebe, wird dieser Ort Terpunatre, Tripunetare genannt. F.

sen keinesweges verkauft. Sie gaben dem Vasco de Gama und seinen Reisegefährten bloß die Erlaubniß, sich als Kaufleute dort niederzulassen; und die Holländer, von welchen die Portugiesen vertrieben wurden, hatten sich der Stadt Cochin und der dazu gehörigen Oerter mit gewaffneter Hand bemächtigt. Was vermögen aber dergleichen Rechtsgründe gegen die Gewalt der Kanonen? Kurz, die Holländer drangen zu Mattincera in den Pallast des Virólam Tamburàn, nahmen ihm alle Kaufmannswaaren wieder ab, und zwangen ihn, sich nach Terpunatre zu begeben, wo er sich nunmehr weder rühren noch regen darf. Diesem Könige gehören die Oerter: Nhàrica, Candenàda, Perimanùr, Angicaimal, Udiamper, Mullaventurutti, Pallicarè, Cennòtta, Ciovàre, Puccòtta, Arshtamiciare, Puttencèra, und noch einige andere Flecken.

Der König Perumpadapil, welchen die Europäer König von Cochin nennen, stammt von dem berühmten Malabarischen Monarchen Ceramperumal ab, welcher von jeher den Titel Valia Tamburàn, oder Mahàràgia, d. i. der Kaiser, oder der große Kaiser, führte; denn alle kleineren Malabarischen Könige standen ihm zu Gebot, sobald es darauf ankam, das Land gegen den König Samuri, oder einen andern Feind, zu vertheidigen. Als aber jene kleinern Könige vom Obergeneral des Königs von Travancor, dem berühmten Màrtandapulla, und von dessen Nachfolger, dem General Eustachius de Lanoy, einem Flamländer, nach und nach unterjocht und ihrer Länder beraubt wurden, schloß man mit dem Könige Perumpadapil einen Vertrag, welchem zufolge ihm die wenigen Oerter, welche wir bereits genannt haben, aus einem Ueberreste von Achtung gelassen wurden. Dies ereignete sich im Jahre 1761. Seitdem der König von Travancor zu Alapushe und Puntora den Handel mit den Ausländern eröffnet hat, haben sich die Einkünfte

der Holländischen Kompagnie beträchtlich vermindert *). Ehedem trug ihr der Zoll zu Cochin alle Jahr dreißig tausend Rupien ein, und eben so viel zog sie aus der Verpachtung der Palmenhaine, Gärten, und anderer liegenden Gründe. In Friedenszeiten unterhält sie gewöhnlich ein Korps von viertausend Mann; bricht aber ein Krieg aus, so müssen diese Truppen bis auf zehntausend Mann vermehrt werden. Es leuchtet also von selbst in die Augen, daß die Ausgaben der Kompagnie ihre Einnahme weit übersteigen, und daß sie unter diesen Verhältnissen in Rücksicht des Interesse sich nur passiv verhält. Vor Zeiten besaß sie die vortreffliche Festung Cudungalur, oder Cranganor, fünf Stunden gegen Norden von Cochin; da sie aber wohl einsah, daß sie dieselbe gegen die wiederholten Angriffe des Tipu Sultan Bahader in der Folge wohl schwerlich behaupten würde, so verkaufte sie dieselbe an den König von Travancor. Dieser hätte sie gar zu gern behalten; sie wurde aber im Jahre 1790 von dem General des Tipu Sultan, Herrn Laly, erobert und geschleift. Die Engländer jagten zwar die Truppen des Tipu Sultan in den Jahren 1791 und 1792 von da wieder weg; doch weiß ich nicht mit Gewißheit zu sagen, ob die Festungswerke wieder hergestellt worden sind, oder nicht **).

Weiter an der Seeküste oberhalb Cochin, gegen Norden, folgt: Badagare, oder Vaypin, ein volkreicher Flecken, welcher zum Gebiete von Cochin gehört; Rha-

*) Es ist kein Wunder, daß die einheimischen Fürsten den Handel mit anderen Nationen zu eröffnen suchen, wenn die nahegelegenen Europäischen Faktoreien ihre Waaren vertheuern und die Indischen allzu niedrig bezahlen wollen. Diese Monopolien müssen zuletzt die Indischen kleinen Fürsten zu klügeren, das Beste ihres Landes befördernden Maßregeln führen. Selbst die jetzt in Indien so mächtigen Engländer werden die einheimischen Einwohner und Fürsten gegen sich empören, wenn sie nicht ihr Benehmen ändern. F.

**) Ueber den älteren Zustand von Cranganor sind ebenfalls die oben angeführten Nachrichten des Baldäus, Valentyn und Hamilton nachzusehen. Von den letzten Vorgängen weiß auch ich nicht mehr, als unser Verfasser. F.

rica, ein Flecken, nebst einer den Thomaschristen zugehörigen Kirche *); Palipuram, eine christliche Gemeinde; und Aycotta, ein befestigter Flecken, nebst einem uralten Hafen, wo einst, der Tradition zufolge, der heilige Thomas ans Land stieg. Tiefer landeinwärts, gegen Osten zu, liegt Paravur, ehedem ein sehr großer und ansehnlicher Flecken, der aber von den Truppen des Tipu Sultan in die Asche gelegt wurde **); Curiapalli, der Waffenplatz und das Zeughaus des Königs von Travancor; Verapole, ein Flecken, worin ein Seminarium, ein Katechumenenhaus, die Residenz des apostolischen Vikarius, und ein Kloster der barfüßigen Karmeliter ist, welche auf der Küste von Malabar die Missionsgeschäfte besorgen. Letzteres wurde im Jahre 860 nach der Erbauung von Collam, oder 1673 nach Christi Geburt, gestiftet. Der Palmenhain worin es liegt, wird Tattàracèrri Paramba genannt, und ward den Karmelitern vom Könige zu Cochin geschenkt. — Eine Stunde weiterhin, gegen Osten, kommt man nach Edapalli, von den Europäern Rapolim genannt. In diesem Flecken ist eine Kirche, eine Moschee, und der Pallast des Königs der Brahmanen, welcher zugleich ihr Hoherpriester oder Papst ist. Das Gebiet dieses Regenten mag ungefähr drei Stunden im Umkreise haben. Der König von Travancor überließ ihm diesen Flecken, nebst noch einigen andern, aus Achtung für seine vornehme Abkunft und priesterliche Würde. — Gegen Nordwesten liegt die alte Stadt Alangatta, welche von den Portugiesen ganz irrig Mangate genannt wird. Sie hatte ihren eigenen König; auch ist noch jetzt daselbst die größte Kirche, welche die Christen auf der ganzen Küste von Malabar be-

*) Auf der schon angeführten Karte des Kapt. Wersebe heißt dieser Ort: Gnareca. F.

**) Die Wersebesche Karte, nennt den Ort Palipuram: Paliporto; Aycotta heißt daselbst Aicotta oder Chuvocat, (Tschuvocat), und endlich Paravur, wird Parour genannt. F.

sitzen. — Gegen Nordosten kommt man nach Angamàli, einer Stadt, die ebenfalls sehr alt ist, und worin es drei christliche Gemeinden giebt. Hier war ehedem die Residenz des Bischofs der Thomaschristen; sie ist aber von den Truppen des Tipu Sultan Theils verbrannt, Theils geschleift worden. — Ambalacòtta war vor Zeiten ein volkreicher Flecken, wo die Jesuiten ein Kloster und Seminarium hatten; jetzt aber ist es ganz in Verfall. — Maleatur, eine berühmte Kirche der Thomaschristen, wo sich auf den sogenannten weißen Sonntag eine ungeheure Menge Menschen einzufinden pflegt. — Ferner kommt nunmehr an der Seeküste: Palur, Cettuva, Paniani, oder Ponnàni, Ciavaçàda, und Tannur. — Weiter landeinwärts, gegen Osten, folgt Puttencera und Vettiacòtta, eine Festung, die dem Könige von Travancor zugehört, und dazu angelegt wurde, daß der Feind nicht über das Gattes-Gebirge auf der Seite von Maïssur hereindringen könnte, welches Reich jetzt unter der Herrschaft des Tipu Sultan steht. — Noch weiter gegen Norden, zehn Stunden von Cranganor, liegt Triciur, ein Bezirk und Flecken, der den Brahmanen gehört. Sie haben daselbst eine berühmte Akademie, öffentliche und Privat-Schulen, ingleichen eine Universität, auf welcher in den Religionskenntnissen und Wissenschaften der Brahmanen Unterricht ertheilt wird. Dieser Ort wurde zwar von Tipu Sultan zerstört; die Brahmanen baueten ihn aber nach der Niederlage des Tipu wieder auf. Alle diese Städte, Flecken und Kirchen liegen unter 10° Nördlicher Breite.

Unter 11° N. Br., längs der Seeküste, liegt Tannur, vor Zeiten eine ansehnliche Stadt, jetzt aber ein elendes Dorf. Von da kommt man nach Vaypur, Baypur, oder Sultanpatnam, einem herrlichen Hafen, welchen Tipu Sultan Bahader sehr verschönern ließ, weil es ihm darum zu thun war, von hier aus einen ansehnlichen Handel mit den Ausländern zu treiben. In der That fing

man bereits an, eine große Quantität Pfeffer, Cardamomen und Sandelholz aus den östlichen Gegenden des Landes hierher zu schaffen. Als aber im Jahre 1773 die fürchterlichen Kriegesunruhen zum Ausbruch kamen, und die Straßen dadurch unsicher wurden, gerieth jener Entwurf wieder ins Stecken. — Gegen Osten, nach den Gattes-Gebirgen zu, liegt die berühmte Stadt und Festung Pàlacaticeri. Sie ist aus lauter Quadersteinen erbauet, mit starken Bollwerken versehen, und überhaupt in vortrefflichem Vertheidigungsstande. Die dortige Besatzung bestand immer aus den Kerntruppen des Tipu Sultan. Diese Festung liegt an der Gränze von Conoam, und deckt den Zugang nach der Küste Malabar, gegen das Gebirge zu, welches Malayala und Maïssur von einander scheidet. Die bekannte Stadt Calcutta oder Calicut, welche so mancherlei abwechselnde Schicksale erlitten hat, liegt ebenfalls an der Seeküste, und zwar unter 11° 15′ Nördlicher Breite. Sie besteht Theils aus Häusern von Tekaholz, Theils aus Hütten, die aus Palmzweigen geflochten und mit Palmblättern gedeckt sind. Steinerne Gebäude giebt es nur wenige darin. Die Festung von Calcutta ist viel älter als die Stadt, welche ihren Nahmen von ihr entlehnt hat. Die Malabaren sind der Meinung, sie sey vom Könige Ceramperumàl, dem Stammherrn aller kleinen Malabarischen Fürsten, erbauet worden. Tipu Sultan richtete diese Stadt fast gänzlich zu Grunde, zerstörte ihren blühenden Handel, jagte die Kaufleute, wie auch die Faktoren auswärtiger Handelshäuser, aus dem Lande, ließ alle Kokos- und Sandelbäume umhauen, und die Pfefferpflanzen in der ganzen umliegenden Gegend nicht nur aus der Erde reißen, sondern sogar in kleine Stücke hacken, weil dies Gewächs, sagte er, den Europäern ihre Reichthümer verschaffe, und sie dadurch in Stand gesetzt würden, die Indier zu bekriegen. Der König Samuri, ein sehr mächtiger Herr, welcher auch den Nahmen Nediriparàgia,

oder Tamulpada, führte, hatte nicht nur diese Stadt und Gegend, sondern auch das ganze Reich, von welchem sie einen Theil ausmacht, von dem Könige Ceramperumal erobert. Zum Andenken dieser Heldenthat, ließ er allemal, wenn er sich im Publikum zeigte, das Schwert und die Leuchte seines überwundenen Gegners vor sich her tragen. Er konnte hundert tausend Mann ins Feld stellen, und war ein abgesagter Feind der Portugiesen und des Perumpadapil, oder Königs von Cochin, welcher von Ceramperumàl abstammte, und ebenfalls ein Heer von hundert tausend Mann ins Feld stellen konnte. Diese beiden Könige, Samuri und Perumpadapil, waren unter allen Indischen Regenten die einzigen, welche das Recht hatten, zum Zeichen ihrer unbeschränkten Herrschaft, einen Kokoszweig vor sich her tragen zu lassen, welcher am untersten Ende mit einem Bande umwunden, am obersten aber ganz frei war. Die kleineren Malabarischen Könige bedienten sich zwar ebenfalls solcher Zweige; sie mußten aber oben und unten zusammen gebunden seyn, um dadurch anzuzeigen, daß sie unter der Obergewalt jener beiden Kaiser ständen. Samuri, dem die Mohamedanischen Kaufleute zu Calcutta, die mächtigsten unter allen Kolonisten, beistanden, hatte dem Perumpadapil verschiedene Schlachten geliefert, und immer gesiegt; als aber seine Truppen im Jahre 1760 zu Cranganor, Paravur und Verapole vertheilt waren, wurden sie unvermuthet von Martandapulla, dem Obergeneral des Königs von Travancor, überfallen und gänzlich geschlagen. Dreizehn Jahre nachher, nehmlich 1773, kam Hayder Aly Chan, welcher sich bereits das Königreich Maïssur unterwürfig gemacht hatte, von Palacaticeri herab, überrumpelte Calcutta, und brachte ganz Malayala, bis auf die Festung Cranganor, oder Cudungalur, unter seine Gewalt. Der König Samuri, welcher sich Krshna Tamburàn nannte, floh mit fünf tausend Mann seiner Nayri,

oder bewaffneten Edelleute, auf den Berg Koledimalà, in der Gegend des Gattes-Gebirges, von wo sie öfters herabkamen, die Vorposten des Hayder Aly aufhoben, und seine Armee beunruhigten. Endlich ergrimmte Hayder Aly's Sohn, Tipu Sultan Bahader, gegen die Einwohner von Calcutta und der umliegenden Gegend, weil sie den Samuri, ihren ehemaligen Beherrscher, auf alle mögliche Art unterstützten. Er nahm sich vor, sie deswegen zu bestrafen, und machte sich zu dem Ende in eigner Person auf den Weg. Vor ihm her zogen dreißig tausend Menschenwürger, welche alles über die Klinge springen ließen, was sie unterweges antrafen. Ihnen folgte das schwere Geschütz, unter dem Kommando des Generals Laly, welcher an der Spitze eines Artillerieregiments einherzog. Nun kam Tipu Sultan in eigener Person. Er saß auf einem Elephanten, und hinter ihm her marschirte noch ein zweites, ebenfalls dreißig tausend Mann starkes, Korps. Die Art und Weise, wie er die Einwohner von Calcutta behandelte, war gräßlich. Eine große Anzahl derselben, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, wurden gehängt. Erst knüpfte man die Mütter auf; dann hängte man ihnen die Kinder an den Hals. Mehrere Christen und Heiden ließ der Barbar ganz nackt ausziehen, und dann den Elephanten an die Füße binden, welche sie so lange herumschleifen mußten, bis ihnen die Gliedmaßen stückweise vom Leibe fielen. Auf seinen eigenen Befehl wurden viele Brahmanen beschnitten; denn er war ein sehr eifriger Muselmann, und hätte gern alle Christen und Heiden ohne Ausnahme zu seiner Sekte bekehrt. Deswegen ließ er auch alle Kirchen und Tempel verbrennen, niederreißen, oder auf andere Art zu Grunde richten. Christinnen und Heidinnen mußten Mohamedaner heirathen; Mohamedanerinnen hingegen Heiden und Christen. Den Heiden wurde das Zeichen ihres Adels, der Cudumi oder Haarwulst, abgeschnitten, und jeder Christ, der sich nur auf der Straße sehen ließ,

mußte sich entweder beschneiden lassen, oder wurde auf der Stelle gehängt. Es war im Jahre 1789 als dies geschah, und ich hielt mich damals eben zu Verapole auf. Da hatte ich denn Gelegenheit, mehrere Christen und Heiden zu sprechen, welche dem Grimm des Wüthrichs entronnen waren, und ich half jedem dieser Flüchtlinge zu einem Fahrzeuge, damit er über den Strom kommen konnte, der an der genannten Stadt vorbei fließt. Jene Verfolgung dauerte bis zum funfzehnten April 1790. Damals hatte ich die Küste von Malabar wieder verlassen; der dortige Bischof und apostolische Vikarius meldete mir aber: Tipu Sultan habe an dem angegebenen Tage die Linien, oder Verschanzungen, des Königs von Travancor überwältigt, sey hierauf bis nach Verapole vorgedrungen, und habe dort das Blutvergießen fortgesetzt, das er im vorhergehenden Jahre angefangen hatte. „Die Truppen," schrieb mir der Bischof unter dem 23sten Mai 1791, „rückten zwar bis an Verapole vor, und steckten einige Häuser in Brand, kamen aber nicht in die Insel. Nur die Marodeurs stellten sich ein, und machten aus unserer Kirche, unserm Seminarium, und unserm Kloster, so wie aus dem ganzen Flecken, eine wahre Mördergrube. Sie raubten und zertrümmerten alles, was ihnen unter die Hände kam; denn wir hatten fast gar nichts bei Seite schaffen können. Nur Gottes besonderer Vorsehung, und dem heiligen Joseph (dem Schutzpatron der dortigen Gemeinde), haben wir es zu danken, daß weder unsere Kirche, noch unser Kloster, ein Raub der Flammen geworden sind." In der Folge ward die Armee des Tipu Sultan von den Engländern, unter dem Kommando des Lord Cornwallis, geschlagen und gänzlich zersprengt; ihn selbst aber setzte man als einen Staatsgefangenen in die Festung Cirangapatnam, im Königreiche Maïssur. Er mußte die Kriegeskosten bezahlen, seine sämmtlichen Eroberungen ihren vormaligen

Besitzern wieder abtreten, und seine beiden Söhne den Engländern als Geißeln überlassen *).

Der Hafen zu Calcutta ist heut zu Tage bei weitem nicht mehr so geräumig wie sonst, weil das Meer einen großen Theil desselben mit Sand ausgefüllt hat. Dies ist die Ursache, warum der Handel zu Calcutta jetzt fast gänzlich danieder liegt. Da indeß die Mohamedanischen Araber dort die Oberhand haben, und da dieselben mit andern Arabischen Kaufleuten zu Maskate und Mocha in Geschäften stehen; so ist zu hoffen, daß man darauf denken wird, diesem Uebel zu steuern.

Ferner liegt an der dortigen Seeküste Mahè oder Mahi, eine Stadt und Kolonie, die den Franzosen gehört. Als diese den Ausbruch der Französischen Revolution erfuhren, liefen sie in vollem Jubel durch alle Straßen der Stadt, und schrieen in Einem fort: Freiheit und Gleichheit! Die Heiden und Mohamedaner machten es hierauf auch so, und schrieen ebenfalls aus vollem Halse: Freiheit und Gleichheit auch uns! Da wir nun alle frei und gleich sind, sagten sie ferner, so versteht es sich von selbst, daß wir euch nicht länger für unsere Herren erkennen. Wirklich machten sie Ernst, und jagten alle Franzosen zur Stadt hinaus. — Die Karmeliter hatten hier eine Kirche, ein Katechumenenhaus, und eine Missions-Anstalt. — Eine Meile weiter gegen Norden liegt Talacèri, eine Stadt, die den Engländern gehört. Sie haben daselbst eine ansehnliche Niederlassung, ein Conseil, und ein Zeughaus. Sie bedienen sich dieser Stadt zum Waffenplatze,

*) Man weiß schon aus mehreren Nachrichten der Engländer und der Missionarien, wie grausam der Wüthrich Tippu Sultan mit den brahmanischen Glaubensgenossen umgegangen ist, und wie er sie durch Hunger und Foltern zum mohamedanischen Glaubensbekenntnisse zu zwingen gesucht hat. Wie bekannt, nahm man ihm ein gutes Drittheil seines durch Raub vergrößerten Staats, und bewacht ihn jetzt sehr genau, daß er keine Verbindungen mit anderen Mächten schließen oder neue Unruhen anfangen kann. F.

wo sie die Truppen versammeln, welche sie in der Absicht, die Bewohner von Malayala im Zaum zu halten, von Bombay kommen lassen. Die Könige von Travancor und der Samuri stehen heut zu Tage mit den Engländern in Bündniß. Taliceri treibt einen starken Handel, und die Schiffe der Ausländer nehmen dort Pfeffer, Baumwollenwaaren, Biti- und Teka-Holz, Cardamomen, Reiß, Sandelholz, und andere Malabarische Produkte an Bord, welche nach Bombay und von da nach England transportirt werden. Der Pallast, in welchem das dortige Conseil seine Sitzungen hält, ist eins der schönsten Gebäude in ganz Indien. — Der zunächst liegende Ort, ist Baliapatnam, oder Valiapatnam; ehedem ein großer und ansehnlicher Handelsplatz, jetzt ein ganz unbedeutender Flecken. Der dortige Hafen ist über die Hälfte mit Sand verschlemmt. — Von da kommt man an der Seeküste nach Cannanur, einer Stadt mit einem Kastell und Gouvernement der Königin Còllatiri, die von den Europäern Colastri genannt wird. Diese Stadt ist sehr alt, und die Könige von Còllatiri gehören zu der vornehmsten Klasse der Indischen Fürsten. Die Mutter des jetzt regierenden Königs von Travancor, Rama Varmer, war aus dieser Familie entsprossen. Sie starb im Jahr 1780, gerade zu der Zeit, wo ich mich in Angenga befand. Man zeigte mir ein Schreiben, welches der König an den dortigen Befehlshaber der Englischen Truppen erlassen hatte, und worin er ihn bat, er möchte doch die Veranstaltung treffen, daß man zu Angenga den Tod seiner Mutter betrauerte. Dies hatte die Folge, daß alle Kramläden drei Tage lang verschlossen blieben. Auch durfte während dieser Zeit niemand im Meere fischen, weil die Indier an die Seelenwanderung glauben, und folglich befürchteten, daß der Geist des Verstorbenen verhindert werden könnte, in einen oder den andern Fisch zu fahren. Niebuhr und Anquetil du Perron haben also sehr Unrecht, wenn sie

behaupten, der König von Travancor sey von geringer Herkunft. — Die Hauptstadt des Königreiches Cannanur, welches auch Colanàda genannt wird, liegt unter 11° 50′ der Breite, und ist unter eben diesem Nahmen bekannt. Die ganze dortige Gegend, welche sich gegen Norden bis an den Berg Illi erstreckt, wird von den Molandis bewohnt, welche sich bloß von der Seeräuberei nähren. Plinius, Arrian, Ptolemäus, und andere alte Schriftsteller, haben dieser Seeräuber bereits erwähnt. Sie vereinigen sich mit andern Korsaren, die auf den Angedibischen Inseln, in der Gegend von Goa, wohnen, und nehmen alle kleineren Fahrzeuge weg, die von Goa nach Cochin segeln. Die Hütten worin sich ihre Weiber und Kinder aufhalten, sind auf der östlichen Seite des Berges Illi befindlich *). Dieser Berg, welcher ein Vorgebirge ausmacht, liegt unter 12° 5′; und hier hat das eigentliche Malabar, oder Malayala, ein Ende.

Nun kommt man in das Königreich Canara, das Theils von Tipu Sultan beherrscht wird, Theils unter die Maratten und verschiedene kleine Indische Fürsten vertheilt ist, welche letztern sich hier und da in den Gebirgen behauptet haben. Wenn man über den Berg Illi hinaus ist, hört die Sprache, die Lebensart, und gewissermaßen auch die Gesetzgebung der Einwohner von Malabar allgemach auf, und anstatt derselben fangen die Canariner an. Beide Nationen bekennen sich indeß zu einerlei Reli-

*) Daß in der Gegend des Berges Illi, (der im Ptolemäus, ΕΛΑΓΚΩΝ, oder ΕΛΙΓΚΩΝ, als ein Emporium oder Handelshafen angeführt ist) sich schon vor Zeiten Seeräuber aufhielten und noch in diesem Jahrhunderte an derselben Küste Angria sich eingenistet hatte, ist vollkommen bekannt; besonders aus Clement Downing's Beschreibung des Krieges gegen ihn, die in viele Sprachen übersetzt ist. Clement Downing's History of the Indian wars, with an Account of Angria the Pyrate. London, 1737. 8. Die Deutsche Uebersetzung ist aus der Holländischen gemacht, und in Nürnberg 1738. 8. gedruckt. Die Benennung dieser Seeräuber Molandis ist mir neu. F.

gions=System, verehren dieselben Götter, und bedienen sich zu ihrer Liturgie der Samscredam=Sprache. Anquetil du Perron irrt, wenn er glaubt, die Tamulische Sprache sey auf der Küste von Malabar allgemein üblich. Man merkt es ihm an, daß er nicht weiter gekommen ist, als nur in einige Seestädte, wo die Kaufleute freilich nicht nur Malabarisch, sondern auch Tamulisch sprechen. Im Innern des Landes bedienen sich aber die Einwohner bloß der Malabarischen Sprache, die von der Tamulischen ganz verschieden ist, obgleich diese beiden Mundarten ursprünglich aus der Samscredam=Sprache entstanden sind. Im zweiten Buche werde ich mich hierüber ausführlich erklären *).

Nachdem wir nun die topographische Beschreibung der merkwürdigsten Städte, Flecken und Oerter in Malayala vollendet haben, wollen wir nur noch die Entfernung angeben, in welcher sich verschiedene derselben von der Stadt Cochin befinden, die, wie bereits weiter oben gesagt worden, unter 10° N. Breite, und unter 75° 52′ der Länge liegt.

Oerter.

Oerter	Stunden
Calcutta, oder Calicut, gegen Norden, ist zur See von Cochin entfernt	30
Cudungalur, oder Cranganor, gegen Norden, auf dem Strom	5
Palacaticeri, zu Lande	30
Vettiacotta, gegen Nordosten	12
Maleatur, gegen Nordosten, auf dem Strome . .	10
Verapole, gegen Nordosten, auf dem Strome . .	3
Codamangalam, gegen Osten, zu Lande und auf dem Strome	15

*) Alle Indische Sprachen und Schriftzeichen, diesseits des Ganges, scheinen von der Samscredamischen Sprache abgeleitet zu seyn. Die Religions=Begriffe sind dieselben, nur hier und da anders modificirt. Mit dem Gottesdienste wurde auch die Litteratur eingeführt, die nur, wegen des großen Umfangs des Landes, in so viele Sprachen ausgeartet ist. F.

	Stunden
Aragoshe, gegen Osten, zu Lande	20
Modelacodam, gegen Osten, zu Lande . . .	30
Ciuncam und Nediala, gegen Osten, zu Lande . .	32
Mòhatushè, gegen Osten, auf dem Strome . .	19
Cagnarapalli, gegen Südwesten, zu Lande und auf dem Strome	32
Vaypur, gegen Südwesten, auf dem Strome . .	28
Corolongatta, gegen Südwesten, auf dem Strome .	14
Cadalurutti, gegen Südwesteu, auf dem Strome .	12
Caturcàda, gegen Süden, auf dem Strome . .	14
Alapushe, gegen Süden, zur See und auf dem Stome	12
Muttam, gegen Süden, auf dem Strome . .	6
Porrocàda, oder Porca, gegen Süden, zur See und auf dem Strome	14
Cayamcollam, oder Calicoulon, gegen Süden, auf dem Strome	18
Collam, zur See und auf dem Strome	24
Angutenga, oder Angenga, gegen Süden, zur See und auf dem Strome	34
Tiruvandaburam, gegen Süden, zu Lande, zur See und auf dem Strome	40
Coleci, gegen Süden, zur See	52
Padmanaburam, gegen Süden, auf der innern Landstraße	52
Cottaram, oder Cottate, gegen Süden, auf der innern Landstraße	64
Kap Comari, zur See	72
Tovala, gegen Süden, zu Lande	74

Bei dieser Berechnung sind zugleich die Windungen und Krümmen mit in Anschlag gebracht, welche die Landstraßen machen; denn keine einzige läuft ganz gerade zu. Die Post, auf Malabarisch Angelà genannt *), bedient sich

*) Daß auch in Indien die Post eingeführt ist, und Angela heißt, war bisher unbekannt. Es gab in Persien eine Art von Post. Gewisse Personen, die der König zum Verschicken mit Briefen, Sachen, oder Botschaften brauchte, und die ἄγγαροι (Angari) heißen, hatten nehmlich das Recht, von jedem, der ih-

freilich der Straße im Innern des Landes, welche unter allen die geradeste und kürzeste ist; diese dürfen aber die Europäer nicht betreten, damit die Brahmanen nicht von ihnen verunreinigt werden. Deswegen müssen die Europäer längs der Seeküste reisen, wo bloß Fischer und andere dergleichen Leute aus den niedrigsten Casten wohnen. Daher kommt es, daß die meisten Europäer gar keine Kenntniß vom Innern des Landes haben, ob sie gleich sehr viel mit ihren Reisen nach Indien prahlen. Die Europäischen Missionarien hingegen haben, unter andern Privilegien und Vorzügen, das Recht, sich eben so großer Sonnenschirme zu bedienen, wie die Indischen Fürsten und Herren. Vermöge dieses Privilegiums dürfen sie überall im Innern des Landes herumreisen; nur müssen sie sich hüten, daß sie nicht etwa einem Tempel zu nahe kommen, wo eben das Fest eines Götzen gefeiert wird.

Siebentes Kapitel.

Volksmenge, Gebräuche, Industrie und Verfassung in Malayala.

Die Einwohner von Malayala, welches mit Inbegriff seiner sämmtlichen Provinzen, vom Kap Illi bis nach Tovala, hundert und zwanzig Indische Meilen lang, und

nen begegnete, zu verlangen: daß er ihnen aus dem Wege gehen sollte, ihm Pferde, Wagen, Schiffe rc. wegzunehmen, oder ihn selbst zum Lasttragen zu nöthigen. Diesen Zwangsdienst nannten die Griechen mit einem aus dem Persischen hergenommenen Worte αγγαρειοι, welches man auch im Neuen Testamente (Matth. XXVII.) findet. Dies Altpersische Wort Angaros scheint mit dem Indischen Angela verwandt zu seyn; und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Perser ihre Posten von den Indiern, oder diese die ihrigen von jenen entlehnt haben können. Ich möchte beinahe muthmaßen, daß die Indier diese Einrichtung zuerst hatten. Jetzt heißen in Persien die oben erwähnten Kuriere: Tschaptar, d. i. die in vollem Galopp reiten. F.

vom Gattes-Gebirge bis an das Meer fünf und zwanzig bis dreißig Meilen breit ist, bestehen, außer den dort einheimischen Indiern, welche sich Theils zum Heidenthum, Theils zur christlichen Religion bekennen, aus Arabern, schwarzen und weißen Juden, Canarinen, und allerlei Europäern, welche sich daselbst niedergelassen haben. Im Jahre 1771 zählte der Bischof und apostolische Vikarius auf der Küste Malabar, Herr Florentius a Jesu, 94,600 katholische Thomaschristen. Sie selbst schätzten ihre Anzahl im Jahr 1787, bei Gelegenheit einer Kopfsteuer, die sie dem Könige von Travançor entrichten sollten, auf 100,000 Personen. Ich will annehmen, daß ihrer zehntausend während des Krieges gegen den Tipu Sultan ums Leben kamen, oder an der darauf folgenden Epidemie starben; so bleiben dennoch 90,000 katholische Christen vom Syrisch-chaldäischen Ritus. Diese besitzen vier und sechzig Kirchen, von denen aber einige durch Tipu Sultan zerstört worden sind. Hiernächst haben auch die Jakobiten zwei und dreißig Kirchen, zu welchen 50,000 Schismatiker gehören. Dies wären also schon hundert und vierzig tausend Christen, die sich zum Syrisch-chaldäischen Ritus halten. Ferner zählt man fünf und siebzig Kirchen der Mucoas und Parravas auf der Küste von Travancor; ingleichen zwanzig, ebenfalls zum lateinischen Ritus gehörige Kirchen, die auf dem Landstriche zwischen Porracada und dem Kap Illi liegen. Alle diese Kirchen zusammen genommen, haben mehr als hunderttausend neubekehrte Christen vom lateinischen Ritus aufzuzeigen. Die Anzahl der Juden, die zu Mattincera, Muttam, und Cayamcollan wohnen, mag ungefähr funfzehn- bis zwanzigtausend Köpfe stark seyn. Hierzu kommen nun noch hunderttausend Araber, die sich schon seit dem neunten Jahrhunderte dort niedergelassen haben; wie auch die Canarinen, Banianen, Cettis und Cumuttis, die zusammen an dreißigtausend Seelen aus-

machen; und endlich funfzehn tausend Europäer, Creolen, Mestizen und Topazis, die Theils Katholisch, Theils Calvinisch und Lutherisch sind. Welt stärker als die Totalsumme dieser Ausländer, ist aber die Anzahl der ursprünglichen Bewohner dieses Landes. Jene kann man zu viermal hunderttausend, diese hingegen zu einer Million und sechsmal hunderttausend Seelen anschlagen, so daß Malayala in Allem über zwei Millionen Einwohner hat. Diese Berechnung fällt noch überdies in eine Zeit, wo die Bevölkerung von Malayala durch die Kriege mit dem Hayder Aly Chan und Tipu Sultan außerordentlich gelitten hatte. Erwägt man, daß dieses Land eben nicht sehr groß ist, daß es von vielen Gewässern durchschnitten wird, und gegen Osten an hohe Gebirge und undurchdringliche Wälder gränzt; so erhellet von selbst, daß es, im Verhältniß seines angebauten Flächeninhalts, eine sehr große Volksmenge hat *). Dies ist hauptsächlich der einfachen und mäßigen Lebensart der Indier zuzuschreiben; sie genießen nehmlich nichts als Reiß, Milch, Obst, Kräuter, Butter, Kokosöl, Fische und andere solche Speisen, welche leicht zu verdauen sind, und das Zeugungsvermögen befördern **).

*) Unstreitig ist die Volksmenge in einem so kleinen Lande, wie die Küste Malabar oder Malayala, nach dieser Angabe, ziemlich groß. Es gehen nehmlich etwa 40 Kossen, oder Malabarische Meilen, auf einen Grad. Diese Küste enthält also höchstens 540 geographische Quadratmeilen, und es kämen folglich auf jede ungefähr 3703 Menschen. In andern Gegenden von Indien leben noch weit mehr Menschen auf einer Quadratmeile; man muß aber die Gebirge, Wälder, Seen und Flüsse in Malabar abrechnen, und auch die Verheerung des Landes durch den Wüthrich Tippu Saib mit in Anschlag bringen. F.

**) Der Verfasser sollte Milch, Butter und Kokosöl nicht als leicht verdauliche Speisen nennen. Der beständige Genuß von Milch ist für den Magen der meisten Menschen auf die Länge beschwerlich. Die fetten Theile von Butter und Kokosöl sind unverdaulich; und da die sauren Theile des Fettes sich von demselben trennen, so greift diese Säure den Magen und die Gedärme an. Die Indier genießen nun kein Fleisch, worin sich viele alkalische Theile befinden; und so kann die Säure nicht einmal durch dieses Alkali neutralisirt werden. — Im Gan-

Die Monogamie, welche unter den dortigen Christen und Heiden, obgleich unter letztern nicht allgemein, eingeführt ist, trägt auch zur Vermehrung der Volksmenge bei; denn hierdurch wird nicht nur die Liebe zwischen Eltern und Kindern, sondern auch zwischen Mann und Weib erhalten. Noch ein anderer Umstand, welcher der Bevölkerung sehr zu Statten kommt, ist der, daß sich alle Mädchen ohne Ausnahme verheirathen müssen. Jeder Hausvater, er sey Christ oder Heide, ist darauf bedacht, seinen Töchtern Männer zu verschaffen; und wenn es ihnen an der Ausstattung fehlt, so erhalten sie dieselbe entweder von der Caste, zu welcher sie gehören, oder von der christlichen Gemeinde, deren Mitglieder sie sind. Hier giebt es weder Stifter noch Klöster, worin die Mädchen untergebracht werden können; sondern sie müssen sich, wie gesagt, verehelichen, und alsdann durch ihrer Hände Arbeit ernähren. Vom ehelosen Leben pflegen die Indier nicht viel zu halten, und gegen den Wittwenstand hegen sie die tiefste Verachtung. Freilich bringen die Weiber in Malabar nur wenige Kinder zur Welt; aber die große Anzahl der Ehen ersetzt dasjenige reichlich, was der Bevölkerung durch diesen Naturfehler entgeht. Letztere wird noch überdies dadurch erleichtert, daß die Eltern fast gar nicht nöthig haben, für das Fortkommen ihrer Kinder zu sorgen, indem sie sehr wenig zu ihrer Nahrung und Kleidung bedürfen *). Im zweiten Buche wer-

zen ist es übrigens wahr, daß die große — freilich oft durch Mangel verursachte — Mäßigkeit der Indier zu ihrer Gesundheit beiträgt. Ob aber eine solche Mäßigkeit das Zeugungsvermögen befördert, ist sehr zweifelhaft. F.

*) Monogamie, Sorgfalt für die Verheirathung der Töchter, Unbekanntschaft mit Klöstern, der große Werth, in welchem in Indien die Ehe gehalten wird, und die geringen Kosten, welche die Ernährung und Bekleidung der Kinder erfordert: dies sind die wahren Ursachen von der Vermehrung der Volksmenge in Indien. Auch bei uns würde der Mittel- und der ärmere Stand mehr Kinder zeugen, wenn er nicht die Kosten der Erziehung scheuete. F.

be ich diese und andere Hülfsmittel, welche der Bevölkerung zu Statten kommen, ausführlich erörtern. Indeß kann ich vorläufig nicht unangezeigt lassen, daß ihr auch sehr große Hindernisse im Wege stehen. Dahin gehören 1) die Pocken, welche in Indien sehr bösartig sind, und wodurch jährlich viele tausend Menschen weggerafft werden *); 2) die Vielweiberei und der ehelose Stand einer großen Anzahl von Leuten, welche sich nicht entschließen können, ihre Zuneiguung auf eine einzige Person zu beschränken **); 3) die immerwährenden Kriege und Revolutionen, wodurch eine große Menge Menschen ums Leben kommen; 4) die Bedrückungen von Seiten der Regenten, welche ihren Unterthanen übertriebene Arbeiten aufbürden und dadurch eine Menge, so wohl verheiratheter als unverheiratheter Personen zu Grunde richten; 5) der Sklavenhandel, durch den man jährlich mehrere Tausend Menschen wie das Vieh verkauft und aus dem Lande schickt.

Die Gesichtsfarbe der Malabaren ist braun, aber viel heller als die Farbe der Tamuler, welche auf der Küste von Ciolamandala wohnen. Die Mucoas, oder Fischer,

*) Ich habe allgemein die Bemerkung gemacht, daß die Pocken oder Kinderblattern bösartig sind, wo man den Körper, um die Ausdünstung desselben zu hindern, oft mit Fett oder öhlichten Theilen salbet. Unreinlichkeit, Unmäßigkeit und Luxus in Speisen und Getränken, besonders hitzigen, vermehren die Bösartigkeit dieser Krankheit. In Amerika, am Kap, in Afrika unter den Negern, und bei den Khalmykken in Rußland findet man überall die Bestätigung meiner Behauptung. Bei Völkern, welche sich warm baden, z. B. Russen, Türken, Persern u. s. w., sind die Blattern weniger bösartig.
F.

**) Daß die Vielweiberei der Mohamedaner und vornehmen Indier für die Bevölkerung nicht zuträglich sey, ist ausgemacht: denn 1) diese Vielweiberei entzieht manchem Manne eine Frau; 2) sie verursacht, daß mehr weibliche Kinder geboren werden, und folglich das richtige, so nützliche Verhältniß zur Monogamie aufgehoben wird. — Vielleicht macht aber die Polyandrie, worin die Weiber der Nayren leben, daß mehr Knaben zur Welt kommen, und daß folglich der Ersatz sich von selbst findet.
F.

die Paravas, oder Leute welche die Baumwollenwaaren, mit denen sie Handel treiben, selbst verfertigen und färben, ingleichen alle Einwohner, welche an der Seeküste zu thun haben, sind durchgehends schwarz, weil sie durch ihre Beschäftigungen der Sonnenhitze und Seeluft immer ausgesetzt sind. Die edleren Casten hingegen, so wie andere Familien, die in Palmgärten oder Palmhainen wohnen, sehen sehr weiß aus, weil sie den größten Theil ihres Lebens im Schatten der Bäume zubringen, und von einer mildern Atmosphäre umgeben sind, wodurch die Sonnenhitze gemäßigt wird. Es kamen mir mitunter brahmanische Weiber und Mädchen zu Gesicht, die ungemein schön waren. Die meisten Indierinnen haben langes schönes Haar, schwarze Augen, langgedehnte durchlöcherte Ohren, und einen schlanken schnurgeraden Wuchs *). Sie pflegen sich zweimal des Tages zu waschen, alle Woche ihren Körper mit Kokosöl oder Eiweis zu bestreichen, und die Haut mit einer Pflanze abzureiben, welche Incia genannt wird, und deren Schale die Eigenschaft hat, daß sie den Schmutz wegnimmt. Dies Waschen und Salben stärkt den Körper, und verhindert zugleich, daß er nicht allzustark ausdünstet. Bis in das dreißigste Jahr sind sie ganz gut bei Leibeskräften; dann aber altern sie weit schneller, als die Weibspersonen bei irgend einer Europäischen Nation **).

*) Es ist bekannt, daß schon die alten Griechen von den Indischen Gelehrten und Vornehmen bemerkt haben, sie wohnten in Wäldern und Palmhainen. — Dem unterrichteteren Leser wird hier Taheiti einfallen, wo die Personen, welche sich der Sonne und der Seeluft nicht auszusetzen brauchen, eine angenehme blaßbraune, ins Gelbliche fallende Farbe haben, und wo die schönsten Frauenzimmer der Farbe der Europäer noch näher kommen, als die Männer, so daß wir bei einigen, wenn sie animirt waren, sogar ein angenehmes Roth auf den Wangen vorschimmern sahen. Die Tautaus, oder die arbeitende Klasse, war viel brauner, so daß man hätte glauben sollen, sie gehörten zu einem ganz andern Menschenstamme. F.

**) Auch Bruce bemerkte auf seiner Reise in Arabien das schnelle Altern der Weiber und das frühe Aufhören ihrer Frucht-

Der Ehestand, Arbeiten, und Krankheiten, schwächen ihre Konstitution vor der Zeit. Von den Casten und Stämmen der Indier, werde ich im zweiten Buche weitere Nachricht ertheilen. Sie sind flink, gewandt und gelehrig, besitzen einen durchdringenden Verstand, sprechen gern viel, bedienen sich zierlicher Ausdrücke und bilderreicher Phrasen, gehen in ihren Entschlüssen sehr bedächtlich zu Werke, wollen gern alles wissen, lauschen auf alles, sind zwar bescheiden in ihren Reden, aber sehr wankelmüthig, versprechen viel, halten aber selten Wort, sind zudringlich in ihren Forderungen, aber undankbar wenn sie ihren Zweck erreicht haben, kriechend und folgsam wenn sie jemanden fürchten, aber stolz und herrschsüchtig wenn sie die Oberhand gewinnen, still und schleichend wenn sie keine Genugthuung erhalten können, aber boshaft und unversöhnlich wenn sich Gelegenheit zur Rache darbietet. Ich lernte manche Familie kennen, welche sich durch Prozesse zu Grunde gerichtet hatte, weil sie mit aller Gewalt ihre Rachgier befriedigen wollte. Die Mannspersonen, sowohl vornehmen als geringen Standes, binden bloß ein Baumwollen-Tuch um den Leib, und pflegen den obern Theil des Körpers nur selten zu bedecken. Auf gleiche Art gehen die Weibsleute von den niedrigern Casten einher. Die Weiber und Töchter der Brahmanen hingegen, verhüllen auch den Oberleib mit einem Stück von feinem Baumwollenzeuge, dessen Zipfel sie über die Schultern zurückschlagen. Sie gehen zwar barfuß, tragen aber viel Schmuck, welcher gewöhnlich in drei bis vier messingenen Armringen, einem Halsgeschmeide von Gold oder Edelsteinen, und goldnen oder diamantnen Ohrgehängen besteht. Ihre Haare binden sie auf dem Wirbel in einen Wulst zusammen, und die Stirn ist mit einem heiligen Zeichen bemahlt. In der Hand tragen sie einen Sonnenschirm von Palmblättern, welchen sie

barkeit. Wahrscheinlich ist dadurch die Vielweiberei in Arabien veranlaßt worden. F.

allemal vor das Gesicht halten, wenn ihnen eine Mannsperson begegnet. Gemeiniglich drehen sie sich aber schnell wieder um, wenn diese ihnen den Rücken zugekehrt hat, und sehen ihr desto sehnlicher nach. Ein deutlicher Beweis, daß Evens Töchter unter allen Himmelsstrichen gleiche Schwachheiten haben *).

Die Häuser der Adeligen und Reichen bestehen aus zwei Stockwerken. Vor dem untersten ist gewöhnlich ein kleiner Vorsaal angebracht, der auf dünnen Pfeilern von Tekaholz ruhet, welches gelb aussieht und sehr hart ist. Dieser Vorsaal wird Varanda genannt und vertritt die Stelle des Gesellschaftszimmers. Das obere Stockwerk heißt Malaga; und in diesem pflegen die Indier zu schlafen, zu studieren, oder andere Geschäfte zu besorgen, wobei niemand zugegen seyn soll. Ein Gebäude, das aus sieben Stockwerken besteht, wird Elàmmaliga, d. i. ein Thurm, genannt, und als eine Wohnung betrachtet, deren sich nur ein König oder sonst ein regierender Heer bedienen darf. Die Hütten armer Leute sind aus Zweigen des Kokosbaums geflochten, und mit dessen Blättern, oder auch wohl mit Stroh oder Schilf gedeckt. Der Eingang zu diesen Wohnungen ist niedrig, und das Innere finster. Das darin befindliche Geräth besteht aus einer Kattila, oder Bettstelle, worauf eine Matte liegt; aus einigen flachen Schüsseln von Kupfer oder Messing; einem Kindi, oder messingenem Trinkgeschirr mit einer Schneppe; einem Topf oder Kessel, worin der Reiß gekocht wird; einer Vi-

*) Auch in einigen Gegenden von Deutschland ist es noch Sitte, daß die Landmädchen ihre Haare oben auf dem Wirbel zusammenbinden. Arm- und Fußspangen, Hals- und Kopfgeschmeide sind in Asien und Afrika von jeher unter den Frauenzimmern üblich gewesen, und also den Indierinnen nicht vorzüglich eigen. — Daß die Weiber einem Europäer, als einer in jenen Gegenden, besonders im Innern des Landes, nicht gewöhnlichen Erscheinung, nachsahen, war sehr natürlich; die Aeußerung unseres Verfassers, „es sey desto sehnlicher geschehen," rührt aber wohl von einem zu argwöhnischen Herzen her. F.

laca, oder runden Lampe von Eisen oder Messing, woran eine Kette befestigt ist, daß man sie mitten im Zimmer aufhängen kann; und endlich in einem großen hölzernen Mörsel, worin man den Nella, oder ungeschälten Reiß, stößt. Ungeachtet die Indier das Hausgeräth und Küchengeschirr der Europäer täglich vor Augen sehen, ist es ihnen doch bis auf den heutigen Tag noch nie in den Sinn gekommen, sich dessen ebenfalls zu bedienen. Ihre Gebräuche sind noch immer eben dieselben, welche schon vor mehr als drei tausend Jahren unter ihnen üblich waren *). Uebrigens muß man den Indiern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich sehr gut auf den Ackerbau, die Botanik, Gartenkunst, Jagd, Fischerei, und das Bauwesen verstehen **). Ihr landüblicher Styl und Geschmack ist freilich höchst elend; doch besitzen sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, die Künste und Erfindungen der Europäer nachzuahmen, so-

*) Daß die Indier die Hausgeräthe, die Küchengeschirre der Europäer u. s. w. nicht nachahmen, hat wohl mehrere Ursachen. Die Aermeren können es nicht, wegen ihrer äußerst großen Dürftigkeit; die Reichen wollen es nicht, weil sie ihre weißen Unterdrücker hassen und verabscheuen. Ueberdies sind viele Europäische Sitten, Geräthe u. s. w. dem Indischen Klima nicht angemessen. Auch rührt die Anhänglichkeit an das Hergebrachte mit von dem Stolze aller wenig kultivirten Völker her, die, wie z. B. die Chineser, das, was sie selbst haben, für das Beste in der Welt halten. F.

**) Der Ackerbau hat in Indien beinahe ausschließend nur den Reiß zum Gegenstande, und zwar die Art desselben, deren Wachsthum und Gedeihen eigentlich durch Ueberschwemmung befördert wird. Hierbei kommt es also hauptsächlich auf gute Anstalten zum Bewässern an; man hat daher die größern Flüsse durch Ableitungen und Gräben in die ihnen nahen Ebenen vertheilt. Wenn nicht häufiger Regen den Fluß anschwellte und eine Ueberschwemmung desselben bewirkte, so hob man das Wasser durch Maschinen, die durch Menschen oder Ochsen in Bewegung gesetzt werden; oder man grub sehr große Behälter, welche die Europäer in Indien Tangs oder Tanks nennen. In diesen sammelte man das zur Zeit der Monsuhns in starken Regengüssen herabgefallne Wasser, und vertheilte es nachher auf die mit Reiß bepflanzten Aecker. — Zum Oel säet man häufig Sesam, und zum Opium, besonders in Bengalen, Mohn. Mohrhirse, Maiz und die trockne Reißart werden nicht so allgemein gepflanzt. Der ungeschälte Reiß wird Nella genannt.

bald man ihnen nur die Handgriffe zeigt. Die meisten Häuser in Malabar sind von Tekaholz gebauet, welches viel härter und schwerer als Eichenholz ist. Es widersteht der Fäulniß außerordentlich lange; ich habe mehrere Häuser gesehen, die über vier hundert Jahr alt waren, und während dieser Zeit wenig oder gar nicht gelitten hatten. Die Palmblätter, mit denen sie gedeckt sind, und die schon erwähnte Holzart, haben die Eigenschaft, daß sie die Feuch-

Jeder Indier hat einen Mörsel oder eine Stampfe von Holz, worin die Hülse abgestoßen wird. — Die Gartenkunst besteht in Indien nur darin, daß man einen Platz mit allerlei Arten von Frucht- und Palmbäumen besetzt. Die Früchte sind Feigen, Pomeranzen, Apfelsinen, Citronen, Granaten, Eugeniaäpfel, Mangustahns (Garcinia), und dergleichen. Die Kokospalme, die Arekka- und die Butterpalme sind in den Gärten die gewöhnlichsten Bäume; und außerdem zieht man zum Wohlgeruche Rosen, Jasmin, Lilienarten, und so weiter. — Die Botanik ist nur in den vor langen Zeiten in der Samscred-Sprache geschriebenen Upaveda-Büchern verfaßt. In einem besondern Abschnitte dieser heiligen, wissenschaftlichen Schriften, den Adschurveda, sind die Benutzungen und der Anbau der Indischen Pflanzen gesammelt. Nur wenige von den gelehrten Brahmanen studieren diesen Theil ihrer heiligen Bücher. Vielleicht enthält er eine Menge von Erfahrungen, die das Alterthum sorgfältig beobachtet und gesammelt hat; doch kann man sicher glauben, daß auch viel Unnützes und Abergläubisches mit eingemischt seyn muß. Jede Pflanze und Blume ist nehmlich einer von den vielen Indischen Gottheiten gewidmet. Auch haben die Liebenden eine Kunst, durch Blumen, und die Art, dieselben neben einander zu legen und in Kränze zu flechten, ganze Sätze anzudeuten, wie man aus dem Schauspiele Sakontala sieht; und diese Kunst wird in den erwähnten Büchern vermuthlich mit gelehrt werden. — Die Jagd ist eine Beschäftigung großer und vornehmer Herren, welche dazu gezähmte Jagd-Leoparden (Tschittahs), Falken, Hunde, Netze und viele Menschen brauchen. Mit der Fischerei beschäftigen sich nur die Mukoas, oder Menschen aus der schlechtesten, geringsten Klasse des Volkes. — Die Baukunst der Indier ist bei großen öffentlichen Gebäuden, besonders gottesdienstlichen und wissenschaftlichen, z. B. Observatorien, nicht zu verachten. Ihr Mörtel, zu dem sie auch Oele mischen, ist sehr fest und beinahe unzerstörbar. Ihr Styl hat in den ältesten ihrer Gebäude, z. B. in dem unterirdischen Tempel zu Elefanta bei Bombay, Aehnlichkeit mit dem Aegyptischen. Ob die Indier von den Aegyptern bauen gelernt haben, oder diese von jenen, wird immer zweifelhaft bleiben, so lange man nicht bessere und entscheidende Gründe anführen kann. F.

tigkeit an sich ziehen, und sie, sobald sich ein Lüftchen erhebt, oder die Sonne nur ein wenig scheint, wieder von sich geben. Daher kommt es, daß diese Häuser viel gesünder sind als andere, die aus Kalk und Steinen bestehen, und, wenn man sie nicht gehörig austrocknen läßt, noch lange nach ihrer Erbauung eine Menge kalkartiger und höchst schädlicher Partikeln ausdünsten *).

Die Indier essen, nach der Sitte aller morgenländischen Völker, nie zu Mittage. Ehe sie des Morgens ausgehen und zu arbeiten anfangen, nehmen sie gewöhnlich ihren Cagni erst zu sich. Dies ist ein Getränk, das aus Wasser besteht, worin man eine gewisse Quantität Reiß so lange kochen läßt, bis dessen mehlartige, nahrhafte ablösende und kühlende Theile sämmtlich darin zurückbleiben. Nach dem Genusse dieses Frühstücks gehen sie an ihre Arbeit, und setzen dieselbe bis gegen 23 Uhr Italiänischen Zeigers, ununterbrochen fort. Eine Stunde nachher, bisweilen auch wohl etwas später, verzehren sie ihre Abendmahlzeit, legen sich alsdann mit Sonnenuntergang schlafen, und stehen mit Tagesanbruch wieder auf. Diese Lebensart ist der Natur des Menschen, für den ja die Gestirne und Elemente geschaffen wurden, vollkommen gemäß. Sie erspart den Indiern nicht nur viel Oel, sondern gewährt ihnen auch eine sanfte Ruhe, und erhält ihren Körper gesund. Tag und Nacht sind einander unter dem Aequator fast immer gleich; daher weichen sie selten oder nie von dieser Einrichtung ab. Die Weiber müssen die Speisen zubereiten, und ihren Ehemännern auftischen. Mann und Weib essen nie zusammen;

denn

*) Das zu den Indischen Gebäuden und Schiffen gebrauchte Tecca-Holz (Tectona grandis Linn. Gmel.) ist freilich fest und dauerhaft; allein auch das trockne Klima von Indien trägt mit dazu bei, daß die aus solchem Holze aufgeführten Gebäude länger stehen. Der gemeine Mann in Indien bauet sich aus Lehm und Gartenerde Wohnungen, in deren Wänden sich dann bald Tausendfüße (Scolopendrae), Skorpionen und Schlangen einfinden, so daß der Aufenthalt darin sehr unangenehm und gefährlich ist. F.

denn die Indier halten dies für unanständig, und glauben, es sey der Achtung zuwider, die dem Manne gebührt. Die Folge davon ist, daß die Mahlzeiten nicht lange dauern, und daß vor den Augen der übrigen Familie nichts vorfallen kann, was etwa der Wohlanständigkeit und den guten Sitten zuwider seyn möchte. Sie bedienen sich bei Tische bloß der rechten Hand; denn die linke, mit der sie den Unterleib u. s. w. abwaschen, halten sie für unrein. Der Reiß wird auf einem breiten Bananasblatte angerichtet, das die Stelle der Schüssel vertritt. Dicht daneben wird der Karil, d. i. die Brühe, hingestellt, welche aus Pfeffer, Cardamomen, Obst und Kräutern besteht. Sie ist sehr gut zubereitet, giebt einen lieblichen Geruch von sich, und hat einen pikanten Geschmack. Diese Brühe thun sie nach und nach auf den Reiß, welchen sie in ganz kleinen Bissen mit der rechten Hand zum Munde führen. Fehlt es ihnen an einem Kail, oder Löffel, so bedienen sie sich anstatt dessen eines zusammengerollten Mavablattes. Wenn sie abgegessen haben, werfen sie Schüssel und Löffel weg, weil es dergleichen Blätter überall giebt. Leute von Stande bedienen sich indeß bei ihren Mahlzeiten kupferner und messingener Gefäße, welche sehr sauber gehalten, und nach jedesmaligem Gebrauche wieder abgewaschen werden. Zum Reiß essen sie mitunter auch saure Milch, Butter, oder Kräuter, die in Butter oder Oel gebacken sind. Der König von Travancor hat gewöhnlich funfzehn verschiedene Arten von Brühen auf seiner Tafel, mit denen er von Zeit zu Zeit abwechselt. Auch ißt er eingemachte Muskatnüsse zu seinem Reiß, der schon an und für sich einen ganz vortrefflichen, gewürzhaften Geschmack hat. Wenn die Indier ihre Mahlzeit verzehren, setzen sie sich auf Matten, die auf den Fußboden gebreitet werden, und schlagen nach morgenländischer Art die Beine unter sich. Sie trinken nichts als Wasser, und wenn sie ihren Durst löschen wollen, lassen sie es aus ihrem Kindi, oder Trinkgeschirr gerade in den Hals hinab-

laufen, ohne daß es die Lippen berührt. Wenn die Männer abgegessen haben, kommt die Reihe an die Weiber; und sind auch diese gesättigt, so begeben sie sich alle zusammen nach einem Fluß oder Teiche, wo sie sich waschen, und allerlei Gebetsformeln dazu murmeln *). Diese Lustration wird Sandhivanana, d. i. die Abendandacht, genannt. Sie ist entweder an den Shiva oder Vishnu, an die Bhagavadi oder Bhavani, kurz an die Göttin der Natur und ihre Kinder, die Gestirne und Elemente, gerichtet. Sie sind überzeugt, daß das Weltall, nebst allem was darin ist, aus Anfang, Mittel und Ende bestehe; und dieser Glaube führt sie auf erhabene Begriffe von ihrer gegenwärtigen und künftigen Bestimmung. Nie wird man ein unsittliches Wort von ihnen hören, ausgenommen an den Festtagen des Shiva und der Bhagavadi, welchen Gottheiten zu Ehren sie allerlei obscöne Lieder singen. Was Liebesbriefe sind, ist ihnen ganz und gar nicht bekannt. Kein Jüngling darf es wagen, zu seiner Geliebten ins Haus zu gehen; denn dies würden die Eltern, von deren Willkühr die Verheirathung des Mädchens abhängt, als einen Eingriff in ihre Rechte betrachten. Hier ist indeß nur von adeligen und andern angesehenen Familien die Rede; denn Leute, die zu den geringern Casten gehören, haben ihre ganz eigenen Sitten und Gebräuche. Wenn sie z. B. mit einem Fürsten, Brahmanen, Vorgesetzten, oder Beamten reden, so begrüßen sie ihn auf folgende Art: Sie falten die Hände, heben sie über den Kopf empor, lassen sie wieder sinken, drehen die Finger an beiden Händen dreimal auswärts, und heben die gefaltenen Hände nochmals in die Höhe. Dann legen sie die Linke auf die Brust, die Rechte auf den Mund, und erwarten in dieser Stellung Erlaubniß zum Sprechen. Diese Ceremonie wird Tolunu genannt. Wenn ein Schüler mit seinem Lehrer reden will, muß er sich vorher die

*) Dem unterrichteten Leser wird hier Aehnlichkeit zwischen den Indischen und Taheitischen Sitten auffallen. F.

Länge lang vor ihm niederwerfen. Diese Art von Ehrenbezeigung heißt Shashtanga. Nie darf ein Schüler in Gegenwart seines Guru, oder Lehrmeisters, sich setzen *).

Die Industrie der Indier beruhet nicht sowohl auf ihrer Geschicklichkeit, als vielmehr auf der Fruchtbarkeit des Bodens, welchen sie bearbeiten. Sie bauen Reiß, Pfeffer, Areca, Hirsen, Ingwer, Zuckerrohr, Magnel oder Saffran, Bohnen, Erbsen, und Mudira, eine Art von Getreide, womit sie die Pferde füttern. Aus dem Sesam, wovon sie ebenfalls eine große Quantität gewinnen, verfertigen sie ein Oel, welches sie Theils in die Lampen füllen, Theils dazu anwenden, bei ihren Lustrationen den Körper damit zu salben. Mirabellen, Tamarinden, Cardamomen, wilde Zimmetrinde, oder Cassia lignea, Cassia fistula, länglicher Pfeffer, Ciaca-Teka-Biti-Ayani-Mava- und Sandel-Holz, wachsen dort ohne alle Wartung und Pflege. Vom sogenannten Nella, oder Reiß in der Schale, giebt es dreierlei Gattungen; nehmlich Virippa, Mundaven und Puncia. Die erstere Gattung wird im September, die zweite im December oder Januar, und die dritte im März oder April, eingeerntet. Diese drei Ernten hält man indeß nicht auf einer und derselben Flur, und die letztere wird während des Sommers durch starkes und oft wiederholtes Wässern erzwungen, indem man das Wasser mit Eimern aus dem Flusse schöpft, und es in Kanälen zwischen die Reißfelder leitet. Der Nella wird auf eine solche Art abgeschnitten, daß das Stroh auf dem Felde stehen bleibt. Man drischt ihn aus, brühet ihn in kupfernen Gefäßen ab, schüttet ihn dann auf Matten, läßt ihn an der Sonne trocknen, und verwahrt ihn hierauf in den Patajas, oder Vorrathshäusern, die von Tekaholz erbauet sind. Diejenigen Einwohner, welche das Jahr hindurch nur wenig

*) Die große Hochachtung, in welcher Vorgesetzte, und auch Lehrer, bei den Indischen Völkern stehen, zeigt schon einen gewissen Grad von Kultur, und ein feines Gefühl von Moralität und Dankbarkeit an. F.

Nella verbrauchen, speichern denselben auf, ohne ihn abzubrühen, und thun dies erst dann, wenn sie davon essen wollen. Das Abbrühen und Stoßen, so wie die übrigen Zubereitungen des Nella, bleiben ausschließend dem weiblichen Geschlecht überlassen. Wenn der Nella getrocknet, gestoßen, und ganz weiß, obgleich noch roh ist, so wird er Ciorra, und auf Samscredamisch Annam, oder Odanam, genannt. Das Stroh läßt man, wie gesagt, auf dem Felde stehen, damit es darauf verfaule, und anstatt des Düngers diene. Ist dies nicht hinlänglich, so macht man hier und da kleine Gruben, füllt sie mit Laub und jungen Baumzweigen an, deckt sie mit Erde zu, und bereitet auf diese Art den Dünger, den man in der Folge nöthig hat. Da die Indier, wie schon oben gesagt worden ist, den Kuhmist für heilig halten, und ihre Häuser damit bewerfen, so läßt sich leicht denken, daß dergleichen nie auf ihre Felder geschafft wird. Alle Ländereien ohne Ausnahme gehören dem Könige, welcher sie nach Belieben verkauft, oder in Pacht giebt. Die Olà, oder das Instrument, kraft dessen der König jemanden ein Grundstück käuflich überläßt, und ihm zugleich dessen uneingeschränkten Besitz überträgt, wird Attipèra, oder Attiperòla Caranam, genannt. Betrifft aber die Olà bloß die Verpachtung eines solchen Grundstücks, so heißt sie Pàttòla. Gleiche Bewandniß hat es mit der Verpachtung oder dem Verkaufe der Palmgärten. Im zweiten Buche werde ich das widerlegen, was Herr Anquetil du Perron hierüber gesagt hat.

Die Kokosfrucht, auf Malabarisch Tenga, und auf Samscredamisch Sasyaga genannt, ist eine große Nuß, die der Tengamaram, oder ächte Palmbaum, hervorbringt. Wenn man dergleichen junge Bäume fleißig begießt, so tragen sie nach Verlauf von fünf Jahren, eine Menge solcher Nüsse. Diese Baumart und ihre Frucht, gewähren fast alles, was man zum menschlichen Leben bedarf. Aus dem Stamme werden kleine Schiffe, Häuser und Dächer

gezimmert. Aus der äußern Rinde der Kokosnuß macht man Seile; aus der innern, Löffel und Tassen. Ist die Frucht noch nicht reif, so dient die darin befindliche Milch zu einem vortrefflichen, erquickenden und sehr gesunden Getränke. Verwandelt sich diese Milch in Mark, so preßt man Oel daraus. Der Saft, welcher aus den Zweigen tröpfelt, giebt die liebliche wohlschmeckende Sura. Destillirt man diesen Saft, so wird Branntwein daraus. Stellt man ihn an die Sonne, und thut ein wenig Nella hinein, so giebt er einen scharfen Essig. Aus der zarten Rinde des Baums verfertigt man grobe Leinwand. Wird das Mark der Kokosnuß, wenn es noch jung ist, zerquetscht, so bekommt man eine süße Milch. Nimmt man das Mark aus den obersten Sprößlingen des Baums, so dient es zur Verfertigung der sogenannten Arciara, einer Art von Konfekt, die man zum Reiß ißt. Mit dem Caput mortuum, welches nach dem Auspressen des Kokosöls übrig bleibt, und Pinàca genannt wird, werden die Schweine, Enten und Hühner gefüttert. Kurz, ich habe acht und vierzig verschiedene Eigenschaften gezählt, welche der Kokosbaum an sich hat, und die sämmtlich dem Menschen nützlich sind.

Der Ingwer wächst zu Cadaturutti, Adirampushe, Codamalur, und überhaupt in solchen Gegenden, wo das Seewasser nicht hin dringen kann. Der schwarze kleine Pfeffer ist eine Art von Epheu, den man gewöhnlich an hochstämmige Bäume pflanzt. Zu Aragoshe, Porròta, Valaya, Vaypur, und überall am Fuße des Gattes-Gebirges, wo das Erdreich schwarz, fett, thonicht und hitzig ist, trifft man große Pfefferwälder an. Der wilde Zimmet wächst in Wäldern und Gärten. Wahrscheinlich würde er jenem, welchen die Insel Ceilan hervorbringt, an Güte nicht nachstehen, wenn man ihn nur mit gehöriger Sorgfalt behandelte. Die Kaffeepflanze siedelt sich gern in Gärten und Gebüschen an, und ist nicht leicht wieder auszurotten, wenn sie sich einmal wo festgesetzt hat.

Die Malabaren kultiviren sie nicht, sondern beschäftigen sich vielmehr mit andern Produkten, die ihnen größeren Nutzen bringen. Die Holzarten, welche unter dem Namen Teka, Biti, Ayani, und Ciaca, oder Plava, bekannt sind, wachsen sämmtlich auf den Gebirgen. Des Tekaholzes bedient man sich hauptsächlich, um Häuser und Schiffe daraus zu bauen. Aus dem Biti werden Kommoden, kleine Tafeln, Kredenztische und Sekretaire verfertigt. Die Waldungen giebt der König in Pacht. Der vornehmste Pachter dieser Holzarten war zu meiner Zeit Mattu Taraguen, ein christlicher Indier, von großem Vermögen. Die Cardamome ist ein aromatisches Gewächs, welches fast wie ein Dreieck aussieht, und einen scharfen brandichten Geschmack hat. Diese Pflanze wird ungefähr drei bis vier Fuß hoch, und hat ganz oben einige breite, grüne, zackige Blätter. Ihr Stengel ist glatt, und hat weder Blätter noch Zweige. Aus ihrer Wurzel, die in der Erde steckt, sprossen einige Fasern hervor, die sich in parabolischer Richtung zurückkrümmen, und einige kleine Schoten tragen, worin der Same, und zwar in vier verschiedenen kleinen Kapseln, enthalten ist. Dieses Gewächs übertrifft den Pfeffer an Kraft und Werth. Man findet es am Fuße des Gattes-Gebirges, zu Maleatur, Codamangalam, Vaypur, und an mehreren andern Orten. Es wächst gern im Schatten großer dickbelaubter Bäume, wo die Sonne nicht hinscheinen kann und das Erdreich von abgefallenem und in der Näße vermodertem Laube gedüngt wird. Der Pfeffer und die Cardamome gehören zur Bhandàraga, d. i. zur königlichen Kasse, und es ist keinem Privatmann erlaubt, mit diesen Waarenartikeln zu handeln. Der König treibt ein wahres Monopol damit. Vor Alters schnitt man den Kontrebandirern, die dergleichen heimlich aus dem Lande schafften, Nasen und Ohren ab; aber heut zu Tage werden sie bloß mit Gefängnißstrafe belegt. Mit allen andern Waaren wird in Indien freier Handel getrieben; denn die Könige

älterer Zeit waren der Meinung, es sey wider ihre Würde, wenn sie dergleichen für ihre eigene Rechnung verkaufen ließen. Die neuern Könige schämen sich freilich nicht, die Rolle der Kaufleute zu spielen; ihre Länder aber befinden sich hierbei eben nicht gar zu wohl.

Aus dem bisher Gesagten erhellet: 1) daß die Einwohner von Malayala mit allen Nothwendigkeiten versehen sind, deren sie bei ihrem Klima und ihrer Lebensweise bedürfen; 2) daß es daselbst mehr Landesprodukte giebt, als jährlich konsumirt werden; 3) daß folglich die Einwohner sehr viel an Ausländer verkaufen, und alle Jahre sehr ansehnliche Summen Geldes dafür bekommen. Außer dem, was sie selbst konsumiren, verkaufen sie jährlich zehn tausend Säcke Reiß, und tausend Candil Pfeffer, nur allein an die Engländer, die zu meiner Zeit den Candil von fünf hundert Pfund mit neunzig Rupien bezahlten. Eben diese Engländer gaben dem Könige von Travancor für jeden Candil Malabarischen Zimmet (von den Alten Cassia lignea genannt) achtzig Rupien *), und Malabar versendete hiervon wenigstens fünf hundert Candil. Hierzu rechne man noch tausend Candil Pfeffer, die jährlich an die Holländer

*) Seitdem die Engländer den Holländern die Insel Ceylan oder Sinhala (Singhala) abgenommen, und den echten Zimmetbaum (Laurus Cinnamomum Linn.) in Besitz haben, werden sie den Malabarischen Zimmet (Laurus Cassia Linn.), der vielleicht nur eine Abart des Ceilanischen ist, gar nicht, oder doch nur wenig, brauchen. Ueberhaupt wird die Malabarische Zimmtart mit der Zeit gänzlich vergessen werden und nie mehr in den Handel kommen, da man den echten Zimmtbaum, so wie den echten Muskatnuß- und Gewürznelken-Baum, schon vor mehreren Jahren in den Inseln Reunion (Bourbon) und de France (Mauritius), ferner in den Seschelle-Inseln, in Guadeloupe, in Jamaika und den nördlichen Circars angepflanzt und ihn auch schon aus dem Samen gezogen hat. So viel ist gewiß, daß die Malabarische Zimmtrinde bei weitem nicht so wohlriechend und auch nicht mit so vielen ätherischen Oeltheilen angefüllt ist, wie die Ceilanische. Die erstere wurde in England bisher nur als ein Nothbehelf, um den Verkauf der letztern zu hindern, eingeführt. F.

verkauft wurden, und außerdem noch tausend andere Candil von eben dieser Waare, welche der König den Sinesern, Arabern, und andern Kaufleuten überließ, die denselben wieder für ihre eigene Rechnung verhandelten.

Den Verkauf des Tekaholzes, woraus die Perser und Araber ihre Schiffe bauen, übergehe ich; auch sage ich nichts von dem Handel, welcher mit Cardamomen, wie auch mit Copra, getrieben wird, wovon man alle Jahr eine große Quantität nach Persien, Arabien und andern Gegenden des Morgenlandes verschickt. Der Kaufmann Anandacetti zu Mattincera, hatte Jahr aus Jahr ein für fünf Lak Rupien *) Tekaholz zum Verkauf liegen. Außerdem betrug allein der Werth der Tücher und Baumwollenwaaren, welche immer bei ihm vorräthig lagen, vier Lak Rupien; seiner übrigen Waarenartikel nicht zu gedenken. Dieser Mann kaufte und verkaufte bisweilen in Zeit von einer Viertelstunde eine ganze Schiffsladung von fünf Millionen Rupien (oder Kaisergulden). Dergleichen Vorfälle sind dort zu Lande nicht selten. Die Kaufleute theilen einander ihre Waarenverzeichnisse mit, durchsehen die vornehmsten Artikel der Schiffsladung, wobei sie etwas verdienen zu können glauben, notiren, streichen aus, kaufen, tauschen, und verkaufen, je nachdem sie ihre Rechnung dabei finden, und verdienen auf diese Art oft in einer einzigen Stunde ganz unglaubliche Summen. Der König von Travancor bezieht jährlich von den Europäern Eisen, Kanonen, und Zeuge zu Montirungen für seine Soldaten; da indeß die Waaren, welche er dagegen verhandelt, weit mehr als alle diese Artikel an Werth betragen, so bleiben die Engländer und Holländer immer seine Schuldner. Dies wäre demnach das Resultat der Malabarischen Handelsbilanz. Da sieht man, wo die Französischen Thaler, die Holländischen Dukaten, die Venetianischen Zechinen, die

*) Ein Lak beträgt 12500 Pfund Sterling.

Spanischen Piaster und die Portugiesischen Lisabonінen zuletzt bleiben.

Der König giebt die Ländereien in Pacht: 1) Als Kulicīam, d. i. als Sold, welchen er für geleistete Kriegesdienste zu entrichten hat, so daß jedem Soldaten in Friedenszeiten sein eignes Stück Feld angewiesen ist, welches er bearbeiten, und von dessen Ertrag er leben muß. 2) Als Canam, oder gegen ein gewisses Kapital, das jemand an ein solches Grundstück legt, und dem Könige, als dessen Eigenthümer, auf eine gewisse im Pachtkontrakte festgesetzte Zeit überläßt. Das Kapital, welches auf diese Art angelegt wird, wirft jährlich sechs Procent an Nella, oder Reiß, ab. 3) Als Panam, d. i. gegen Hypothek oder Unterpfand, vermöge dessen man ein solches Stück Land bearbeiten und benützen darf. 4) Als Pattam, d. i. gegen einen gewissen Zins, den man dem Besitzer oder Pachter eines solchen Grundstücks entrichtet, im Falle daß er es wieder in Afterpacht giebt. Im Kontrakt, welcher jederzeit auf ein Ola, oder Palmblatt, geschrieben wird, heißt es: Ich verpachte ein Parra von Candam, welches da und da liegt, unter der und der Bedingung, auf so und so lange. Ein Parra hält acht Dangaszi, ein Dangaszi sind vier Nali, ein Nali ist so viel als ein Scheffel Reiß. Candam ist das Feld. Ein Parra von Candam ist demnach ein Stück Feld, welches so groß ist, daß man ein Parra Reiß darauf säen kann. Alle Ländereien, sie mögen verpachtet seyn oder nicht, müssen dem Könige den Muppara, d. i. drei Parra, vom Hundert einbringen. Auch haftet noch eine andere Abgabe darauf, welche Nilavari genannt wird, und alle zehn Jahre für die erste Schätzung und Ausmessung derselben erlegt werden muß. Der Grund und Boden, welchen der Unterthan bearbeitet, gehört überall dem Könige; nur die Pagoden, oder heidnischen Tempel, haben ihre eigenen Grundstücke, die ihnen schon seit jenem Zeitalter, da dieses

Staats- und Feudal-System eingeführt wurde, eigenthümlich zugehören. Nur die Adeligen dürfen Reißfelder und Palmgärten besitzen; doch ist hier bloß von den Heiden die Rede. Der Pachtzins muß in natura entrichtet werden, und besteht im vierten Theile des reinen Ertrages, welcher nach Abzug der Steuern und Auflagen übrig bleibt.

Es giebt leider Minister, welche sich die härtesten und grausamsten Bedrückungen erlauben, hierdurch den Landesherrn bei seinem Volke verhaßt, oder doch verächtlich machen, und auf diese Art ganze Länder und Reiche zu Grunde richten. Daß dieses bisweilen auch auf der Küste Malabar der Fall ist, erhellet aus Folgendem:

Ceramperumal, welcher im zehnten Jahrhundert regierte, hatte eine große Anzahl Söhne und Enkel, unter die er seine Staaten bei seinem Ableben vertheilte. Zwei von seinen Erben waren vom ersten Range, vierzehn vom zweiten, und zwölf vom dritten. Jeder von ihnen bekam ein eigenthümliches Stück Land, oder wenigstens ein Lehn *). Dies war schon ein großer Fehler gegen die Staatsklugheit. Man weiß ja, wie schnell die Eroberungen Alexanders des Großen wieder verloren gingen, als die Befehlshaber seiner Truppen sich darein theilten. Eine so große Anzahl von Fürsten konnte sich unmöglich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen, weil jeder sein eigenes Interesse hätte, und keiner dem andern trauete.

*) Könige vom ersten Range, waren der Samuri und der Perumpadapil, oder König von Cochin. Zum zweiten Range gehörten die Könige von Tannur, Codungalur, Parpurangàri, Airur, Cannanur, Edapalli, oder Rapolim, Cajamcollam, Temàli, Parur, Punettur, Alangatta, Angamàli, und Ayanicurra. Die vom dritten Range wurden Karttàva, d. i. Fürsten oder Herren, genannt. Dergleichen waren: der Karttàva von Panamucatta, Nandielette, Ciangracòtta, Puducòtta, Mapranam, Muriata, Cunateri, Codaceri, Cettatur, Pyttenpidia, Curumbilaga und Cettuà. Mehrere dieser kleinen Fürsten und Herren existirten noch damals, als ich nach Malabar kam. A. d. V.

Ihre Schwäche hatte die Folge, daß sie den Unterthanen verächtlich wurden, und selten oder nie etwas durchsetzen konnten. Der Samuri, welcher von den Europäern ganz irrig Samorin genannt wird, suchte sich dadurch das Uebergewicht über die benachbarten Fürsten zu verschaffen, daß er mit den Arabern zu Calcutta, welche sich in seinem Reiche als Unterthanen niedergelassen hatten, ein Bündniß schloß. Er hätte vorhersehen können, daß eben diese Araber über kurz oder lang seine grimmigsten Feinde seyn würden. Es glückte ihm, den König von Cochin in verschiedenen Schlachten zu besiegen, und dieser sah sich endlich genöthigt, erst die Portugiesen, dann auch die Holländer um Beistand zu bitten. Jene wie diese konnten es natürlicher Weise mit dem Könige nicht aufrichtig meinen, da sie, als Ausländer, bloß auf ihr eigenes Interesse bedacht waren. Durch ihre Beihülfe gelang es ihm zwar, seinen Nebenbuhler, den Samuri, unter seine Botmäßigkeit zu bringen; zur Entschädigung aber mußte er den Portugiesen einen Theil seiner Einkünfte überlassen.

Schon geraume Zeit vorher hatten die Thomaschristen zu ihrem nicht geringen Leidwesen bemerkt, daß ihre geschwornen Feinde, die Araber, immer mächtiger wurden, und nach und nach die Obergewalt an sich zu reißen suchten. Sie machten sich daher aus Canara und verschiedenen andern Provinzen des Samuri fort, und ließen sich im Gebiete des Königs von Cochin nieder. Dies geschah mehrere Jahre vor der Ankunft der Portugiesen zu Calcutta. Sie wählten sich auch einen eigenen König aus ihrer Mitte, welcher Belarte hieß, und sich verpflichten mußte, daß er sie sowohl gegen die Mohamedaner als auch gegen die Heiden schützen wolle. Er residirte zu Udiampera, einer Stadt, die dem Könige von Cochin gehört. Man denke sich die Freude der Thomaschristen, als die Portugiesen am achtzehnten Mai 1498 zum erstenmal nach Calcutta kamen. Jetzt hofften sie nicht nur Beistand in Betreff ihrer

Religionsangelegenheiten zu erhalten, sondern auch wieder zum Besitz jener Privilegien und Rechte zu gelangen, welche sie zu den Zeiten des Perumpadapil genossen hatten. Auch schmeichelten sie sich, die Portugiesen würden ihrem ganz in Verfall gerathenen Könige wieder aufhelfen.

So mannichfaltige, einander schnurgerade entgegenstehende Entwürfe, waren ihrer Natur nach schlechterdings mit einander unvereinbar. Die Kriege zwischen dem Samuri und dem Könige von Cochin dauerten fort. Die Faktion des erstern wurde Pannircurra genannt, und mit dieser hielten es alle Fürsten und Völkerschaften, die in den nördlichen Gegenden von Malayala wohnten. Die Gegenparthei, an deren Spitze der König von Cochin stand, hieß Ciovarecurra; und zu dieser gehörten alle kleinen Fürsten in Süden. Samuri bekam von den Arabern Geld, Waffen, kurz, alles was er bedurfte, und seine Rettung beruhete ganz auf der Fortsetzung des Krieges. Machte er Frieden, so mußte er befürchten, daß sich die Araber gegen ihn empörten; denn sie warteten nur noch auf eine schickliche Gelegenheit, ihn vom Throne zu stoßen. Die Veranlassung hierzu fand sich im Jahre 1773, als Hayder Aly Chan dem Könige von Maïssur seine Staaten entriß. Die Mohamedaner nannten ihn nunmehr öffentlich ihren Beschützer, und glaubten, da er sich zu eben dem Religionssystem bekenne wie sie, so werde er sie auch auf eine weit bessere Art behandeln als der Samuri, der nicht nur wegen der Religionsverschiedenheit, sondern auch wegen seines Geitzes, wegen der Bedrückungen, die er sich gegen mehrere Kaufleute erlaubt hatte, und wegen der Ueppigkeit und Schwelgerei, die an seinem Hofe herrschten, ganz außerordentlich verhaßt war. Hayder Aly Chan eroberte Calcutta im Jahre 1773, und nahm dem Samuri fast alle seine Länder weg. So endigte sich die Alleinherrschaft eines der mächtigsten Könige in ganz Indien, der über hundert tausend Mann ins Feld stellen

konnte, und fast den ganzen Malabarischen Handel in Händen hatte.

Der König von Cochin hatte seinem Gegner bis zum Jahre 1760 die Spitze geboten, und würde vielleicht die Oberhand behalten haben, wenn er im Stande gewesen wäre, die kleinen Fürsten, welche zu seinem Anhange gehörten, im Zaum zu halten. Diese Leute waren unter sich selbst nicht einig, fielen einander ins Land, schleppten die Unterthanen mit fort, hetzten die Oberherren gegen einander auf, nahmen verschiedenen Familien ihre Güter weg, und ließen, da sie viel zu schwach waren ein reiches und übermüthiges Volk zu bändigen, einzelnen Privatleuten völlige Freiheit, die Beleidigungen, welche sie einander zufügten, zu rächen. Nun ging fast keine Woche vorüber, wo nicht eine oder die andere Mordthat verübt wurde. Kinder brachten ihre Eltern um, und selbst der Regent war in seinem Pallaste nicht mehr sicher. Gott konnte nicht länger zusehen. Er beschloß, die Einwohner dieses Landes für ihre Gräuelthaten zu strafen; und dies geschah im Jahre 1764. Die Könige von Travancor waren bis dahin ganz kleine unbedeutende Fürsten, deren Gebiet sich vom Kap Comari nur ungefähr funfzehn bis zwanzig Meilen landeinwärts erstreckte und noch überdies ziemlich unfruchtbar war. Der damalige Beherrscher dieses Landes, nannte sich Vira Martanda Pala, und war ein Oheim des jetzt regierenden Königs Rama Varmer. Er besaß viel Stolz, Muth und Talente, war großer Unternehmungen fähig, und von Jugend auf an das Kriegswesen gewöhnt. Da er nun noch überdies mit dem Könige von Madura eine Allianz geschlossen hatte, so war es wohl nicht zu verwundern, daß er, seinem Charakter zu Folge, auf den Einfall kam, Eroberungen zu machen, und sein kleines unfruchtbares Land durch neu erworbene Provinzen zu vergrößern. Zu dem Ende ging er im Jahre 1764 über den Fluß Parur, lieferte dem Könige Ciangaceri eine ent-

scheidende Schlacht, überwand ihn, verheerte sein Land mit Feuer und Schwert, ließ alle Palläste, ja sogar einige heidnische Tempel niederreißen, und machte die benachbarten kleinen Regenten zu Gefangenen. Der König Ciangaceri hatte diese letztern zwar um Beistand ersucht; sie waren aber unter einander selbst in offener Fehde begriffen, und viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß sie mit ihm gegen Vira Martanda Pala gemeinschaftliche Sache machen konnten. Dieser rückte bis nach Airucutti vor, welches nur noch drei Stunden, gegen Süden, von Cochin entfernt ist. Sein Obergeneral, Martandapulla, setzte dessen Siege und Eroberungen fort, und Herr Eustachius de Lanoy, den ich im Jahre 1777 zu Curriapalli kennen lernte, vollendete sie. Er vertrieb den Samuri jenseits des Flusses von Alangatta und Codungalur, wies dem Könige von Cochin einige Flecken zu seinem Unterhalte an, bemächtigte sich aller Festungen, brachte die Truppen des Königs auf Europäischen Fuß, theilte die Eroberungen unter sie aus, ließ sie öfters in voller Rüstung durch das Land ziehen, um die Völker unter der Botmäßigkeit seines Herrn zu erhalten, und übergab endlich nach Vira Martanda's Absterben, das Reich, worin nun die Ruhe völlig wieder hergestellt war, dem jetzigen Könige, Rama Varmer, der damals erst in sein vier und zwanzigstes Jahr ging. So endigte sich die Herrschaft der kleinen Malabarischen Fürsten und Regenten. So wurde die Menschheit gerächt, das Verbrechen bestraft, und dem Unwesen gesteuert, welches diese Gegenden seit dem zehnten Jahrhundert bis auf jenen Zeitpunkt zerrüttet hatte.

Ehe Vira Martanda Pala seinen Eroberungszug antrat, feierte er zu Tiruwandaburam ein fürchterliches Opferfest, das ich in meinem Systema Brahmanico S. 15. beschrieben habe. Er hatte mehrere heidnische Tempel abbrennen lassen; und diese Sünde, nach den

Grundsätzen der Indier eine der schwersten, konnte nicht anders abgebüßt werden, als durch eine ganz besondere Art von Reinigung. Die Brahmanen machten es ihm nehmlich zur Pflicht, eine Kuh von Gold verfertigen zu lassen, unter welcher er, um sich von seinen Sünden zu reinigen, hinweg kriechen mußte. Niebuhr und Anquetil du Perron haben demnach sehr Unrecht, wenn sie sagen: diese Ceremonie sey deswegen vorgenommen worden, damit der König hierdurch in den Adelstand erhoben würde. Beide hätten bedenken sollen, daß dieses Mährchen von dem unterjochten Volke, welches dem Könige gram war, bloß in der Absicht erdichtet wurde, ihm einen Possen zu spielen. Jene goldene Kuh wurde noch im Jahre 1787 in der königlichen Schatzkammer zu Padmanaburam aufbewahrt. So versicherte mich wenigstens Herr Donaudi, welcher als Hauptmann in des Königs Diensten stand, und sie selbst gesehen haben wollte.

Einen großen Theil der hier beschriebenen Ereignisse sah ich selbst mit an; das Uebrige gründet sich auf die Erzählung glaubwürdiger Augenzeugen, besonders aber auf die schätzbaren handschriftlichen Nachrichten des Paters Cruz Fernandes, eines Malabarischen Priesters, worin die Kriege des Vira Martanda Pala ausführlich beschrieben sind. Hiernächst hatte ich auch Gelegenheit eine Menge dahin einschlagender Urkunden zu benutzen, die in dem Archiv der Missionsanstalt zu Verapole aufbewahrt werden. Auch sprach ich hierüber mit dem jetzt regierenden Könige und dessen Generalen, dem Martandapulla und Herrn von Lanoy, die alle Drei öfters nach Verapole kamen, und denen wir unter andern die Wohlthat zu verdanken hatten, daß unser Kloster, unsere Kirche und unsre Grundstücke von allen Abgaben befreiet wurden.

Die Kriegesvölker des jetzigen Königs von Travancor bestehen aus funfzig tausend nach Europäischer Art disciplinirten Soldaten, und aus hunderttausend Malabari-

schen Nayris und Cegos, die mit Spießen, Schwertern, Streitäxten, Pfeilen und Bogen bewaffnet sind. Er hält zwei Valia Sarvadicàriacàrer, nehmlich den Vadakemugham und den Tekmugham, wovon der eine in Norden, der andere in Süden angestellt ist. Jeder von diesen hat wieder vier Oberbeamte unter sich, welche schechtweg Sarvadicàriacàrer genannt werden. Unter deren Aufsicht stehen wieder andere Subalternen, oder Cariacàrer, und diese haben wieder Pravarticàrer, Ciandracarer und Torracarer, oder Steuereinnehmer, Aufseher und Gerichtshalter, unter sich. Die Truppen marschiren immer im Lande auf und ab, um die Kantonnirungen zu verändern, die Abgaben einzutreiben, und überall Ruhe und Frieden zu erhalten. Im ganzen Reiche ist die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt; man hört nichts mehr von Raub oder Mord, hat nichts mehr auf den Landstraßen zu fürchten, wird nirgends in der Ausübung des Gottesdienstes gestört, und darf sich in jedem Falle die schleunigste Handhabung der Gerechtigkeit versprechen. Der jetzige König hat verschiedene Kanäle anlegen lassen, um mehrere Flüsse unter sich selbst und mit dem Meer in Verbindung zu setzen. Auch ist auf seine Veranstaltung eine sehr schöne Landstraße zu Stande gekommen, die sich vom Kap Comari bis nach Cudungalur erstreckt, so daß er in Zeit von vier und zwanzig Stunden von allem benachrichtigt werden kann, was in seinem ganzen Reiche vorgeht. Nach Abzug der Staatsausgaben, mag er jährlich ungefähr eine halbe Million Rupien reine Einkünfte übrig behalten, die er durch den Handel, das Zollwesen, und allerlei Geldstrafen gewinnt. Hiervon wird die Hälfte in die Schatulle des Königs gelegt, und nicht eher angegriffen, als bis ein dringender Nothfall es erfordert. Der König lebt eben so, wie alle andern Indischen Helden, selbst die vornehmsten nicht ausgenommen, nach Art der Pythagoräer, und genießt keine andern Nahrungs-

mittel

mittel als Reiß, Milch, Obst und Kräuter. Er trägt gewöhnlich einen Turban von dunkelblauem seidenem Zeuge, ein langes weißes Gewand, das auf der Brust mit einer Nestel und einem Diamanten zugeknöpft wird, lange und weite Beinkleider von rothem Seidenzeuge, und Schuhe, deren Spitzen nach Sinesischer Art rückwärts gebogen sind. Er hat einen Säbel über die Schultern hangen, und in der rothen oder blauen Schärpe, womit er die Lenden umgürtet, steckt ein Krid, oder Persischer Dolch, dessen man sich sowohl zum Angriff als auch zur Vertheidigung bedienen kann. Wenn er sich dem Volke in vollem Staate zeigt, hat er ein Gefolge von fünf- bis zehntausend Mann bei sich, nebst einer großen Anzahl Palankins und Elephanten. Den Zug eröffnet ein Trupp Musikanten, nebst zwei Hofpoeten, die seine Thaten besingen. Er läßt sich in einem Palankin tragen, und seine Hofcavaliere müssen zu beiden Seiten neben ihm her gehen. Den katholischen Missionarien war er zu meiner Zeit sehr zugethan. So oft ihn der Weg an dem Pfarrhause zu Angenga vorbei führte, wo ich zwei Jahre lang wohnte, schickte er allemal zwei seiner adeligen Kammerherren zu mir, und ließ sich nach meinem Befinden erkundigen.

Dieser König hat zwei mächtige Feinde: einen in Norden, nehmlich den Nabob Tipu Sultan, nunmehrigen Fürsten von Maïssur und Concam; den andern in Südosten, und zwar den Fürsten von Arrucate, Mohamed Aly Chan, dessen wir in einigen vorhergehenden Kapiteln erwähnten. Dieser kann über Tovala, einer auf dem Kap Comari gegen Osten liegenden Festung, hereinbrechen; jener kann in der Gegend von Palacaticeri, der letzten in Westen befindlichen Stadt des Königreichs Concam, eben dasselbe versuchen. Aus Furcht vor diesen beiden gefährlichen Nachbarn, sah der König von Travancor sich genöthigt, einen Allianz-Traktat mit den Engländern zu schließen, und sowohl in Krieges- als in Friedenszeiten

gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. So lange er diesen Alliirten seine Sicherheit und Freiheit theuer genug bezahlt, und die Hülfsgelder gehörig entrichtet, so lange werden auch seine Staaten beschützt und unangetastet bleiben; sollte es aber je zwischen ihm und einem Gouverneur von Madras zum Bruch kommen, so ist er zuverlässig einer der ersten Indischen Fürsten, die zum Schlachtopfer bestimmt sind. Der jährliche Tribut, welchen er den Engländern entrichten muß, beträgt ein halbes Lak Rupien, oder fünf und zwanzig tausend Römische Scudi. In Kriegszeiten muß er ihnen noch überdies Pferde, Kanonen, Soldaten und Reiß liefern. Er ist ein leutseliger, genügsamer, höflicher, kluger und friedliebender Mann. Seines rechtschaffenen Charakters und seiner vielen moralisch-guten Eigenschaften wegen, ist es um so mehr zu bedauern, daß er so eifrig am Götzendienste hängt, und in seiner Verblendung den Werth der christlichen Religion verkennt. Freilich kann man aber auch nicht läugnen, daß nichts auf der Welt die Herzen der Unterthanen stärker fesselt, als wenn der Regent die hergebrachten Religionsgebräuche beobachtet, und die Gottheit nach der Weise seines Volkes verehrt. Rama Varmer unterließ nie, den Opfern und Andachtsübungen der Heiden in eigener Person beizuwohnen, wie man im folgenden Kapitel sehen wird *).

Achtes Kapitel.

Missionsangelegenheiten. Audienzen bei dem Könige von Travancor.

Der Papst Klemens der Vierzehnte hatte die Christen in Malabar dem Schutze des Königs von Travan-

*) Alle diese Nachrichten sind für die neuere Indische Geschichte sehr wichtig, und unser Verfasser verdient Dank für die Mittheilung derselben. F.

cor durch ein apostolisches Breve ganz besonders empfohlen. Dies Breve, welches vom zweiten Julius 1774 datirt ist, befand sich im Jahre 1780 zu Verapole, gerade zu der Zeit, als der dortige Pravaticarer unsere Reißfelder und Gärten in Beschlag nahm, und durchaus darauf bestand, daß sowohl die Missionarien als auch der Bischof die gewöhnlichen Steuern und Abgaben entrichten sollten, welche alle andern Unterthanen von ihren Grundstücken erlegen müssen. Wir beriefen uns zwar auf unsere Immunität, und stellten ihm vor, daß Martandapulla, der Obergeneral und Premierminister des vorigen Königs Vira Martanda Pala, uns ein= für allemal von allen Abgaben freigesprochen habe. Allein der Pravaticarer achtete nicht auf unsere Vorstellungen, sondern suchte vielmehr die Zahlung mit Gewalt zu erzwingen, und ließ zu dem Ende unser Kloster und unsere Kirche mit funfzig Mohamedanern besetzen, welche niemanden weder aus= noch ein lassen durften. Diese Leute, welche ohnedies geschworne Feinde der Christen sind, betrugen sich so unanständig, und machten einen so gewaltigen Lärm, daß unser Bischof, der apostolische Vikarius Carolus a Sancto Conrado, vor Schrecken halbtodt war. Ich suchte ihn so viel als möglich zu beruhigen; und da ich wohl wußte, daß sowohl das Dokument, worin uns die Freiheit von allen Abgaben zugesichert wurde, als auch das päpstliche Breve, in unserm Archiv befindlich war: so ließ ich den Pravaticarer rufen, protestirte in Gegenwart von mehr als dreißig Christen gegen sein Verfahren, und forderte ihn vor den Richterstuhl des Königs. Zu gleicher Zeit schrieb ich dem Pater Klemens a Jesu: er solle so geschwind als möglich nach Verapole kommen. Hier überlegten wir alsdann diesen Vorfall reiflich, und faßten endlich den Entschluß, unsere Appellation dem Könige unmittelbar vorzutragen. Wir kauften daher in aller Eil ein Paar Europäische Gemälde, einen großen Spiegel, funfzehn Pfund rothes Sandelholz,

und zwölf Bouteillen Persisches Rosenwasser: sämmtlich Dinge, welche man dem Könige, der Etiquette gemäß, verehren muß, wenn man ihn zu sprechen verlangt. Am 20sten Junius 1780 kamen wir zu Tiruvandaburam an, und ließen sogleich den Premierminister von unserm Vorhaben benachrichtigen. Den folgenden Morgen stellte uns eben dieser Minister dem Könige vor. Herr Adrian Moens, Gouverneur von Cochin, und Herr John Torleß, Gouverneur von Angenga, hatten Beide an den König geschrieben, und uns angelegentlich empfohlen; deswegen eilte der Minister, die Ausführung unsres Vorhabens zu beschleunigen, und zwar um so mehr, da wir die Vorsicht gebraucht hatten, uns als päpstliche Delegirte und Prokuratoren der Missionsanstalt melden zu lassen. Als wir an das Thor des Kastells kamen, präsentirte die Wache das Gewehr vor uns, und der Minister schickte uns einen Wegweiser, der die Leute, welche unsere Palankins trugen, bis an das Thor des Palmgartens bringen mußte, in welchem der König sich aufhält. Hier mußten unsere Kulis, oder Sänftenträger, zurückbleiben, damit sie, als Leute, die zu einer der niedrigsten Casten gehörten, den königlichen Pallast nicht verunreinigen möchten. An diesem Thore wurden wir vom Obergeneral des Königs bewillkommt, welcher uns durch den Palmgarten führte, und bis zum zweiten Thore begleitete, wo uns der König erwartete. Er empfing uns stehend, und war von einer großen Anzahl Prinzen und Hofbeamten umgeben. Neben ihm stand sein Sohn, der einen bloßen Säbel in der Hand hielt. An einen schattigen Ort hatte man drei Stühle hingestellt, von denen der eine für den König, die beiden andern aber für mich und meinen Kollegen bestimmt waren. Nachdem wir uns alle drei gesetzt hatten, schloß die Dienerschaft einen Kreis um uns her. Ich nahm hierauf das päpstliche Breve, welches ich bis dahin in einer nach morgenländischer Art reich gestickten Brieftasche getragen hatte, hob es

in die Höhe, hielt es an die Stirn, um hierdurch meine Ehrfurcht für den zu bezeugen, in dessen Nahmen ich es überbrachte, und übergab es alsdann dem Staatssekretair Sampradi Keshavapulla. Dieser überreichte es dem Könige, welcher es ebenfalls in die Höhe hob und an die Stirn hielt, um dadurch seine Ehrfurcht für den Papst zu äußern. In eben dem Augenblicke, da das päpstliche Breve übergeben wurde, löste man auf dem Kastell elf Kanonen. Nachdem uns der König einige allgemeine Fragen in Betreff des Seekrieges zwischen den Engländern und Franzosen vorgelegt hatte, erkundigte er sich bei mir insbesondere: wie lange ich nun schon in Malabar wäre, und wie ich es angefangen hätte, die Landessprache so gut sprechen zu lernen. Er habe schon oft bemerkt, setzte der König hinzu, daß andere Europäer sie entweder gar nicht begriffen, oder sich wenigstens, aus Mangel an richtiger Pronunciation, so undeutlich ausdrückten, daß man sie fast nicht verstehen könne. Ich erwiederte hierauf, daß ich sehr fleißig in dem brahmanischen Buche Amarasinha läse. Hierüber war der König ungemein vergnügt. Wie? sagte er; Sie lesen sogar unsere Schriften? — Dies ist der wahre und vornehmste Bewegungsgrund, warum der König sich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Malabar so gütig und zutraulich gegen mich betrug. Er war ein eifriger Verehrer der Schriften und der Religion seines Volkes. Da er nun sah, daß die Europäer sie ebenfalls studierten, so bahnte mir dies den Weg, in der Folge mancherlei Gunstbezeigungen bei ihm auszuwirken, die der christlichen Religion zum größten Vortheile gereichten.

Als der König eine Zeitlang von diesem und jenem mit uns gesprochen hatte, befahl er seinem Sekretär und Minister, unserem Anliegen und unsern auf einem Ola specificirten Beschwerden so abzuhelfen, daß wir vollkommen beruhigt und zufrieden wieder nach Hause reisen könnten. Ich

konnte mich nicht enthalten, die Leutseligkeit, Menschenliebe, und Herzensgüte dieses Königs eben so sehr zu bewundern, als die Simplicität seiner häuslichen Einrichtung und Lebensart. Er und alle seine Hofleute hatten damals, nach Malabarischer Landessitte, weiter nichts auf dem Leibe, als ein kleines Tuch, das um die Lenden befestigt war. Ein rothes Sammtkäppchen mit goldenen Tressen war das einzige Unterscheidungszeichen, woran man allenfalls merken konnte, daß er der König sey. Er begleitete uns bis an das Thor. Am folgenden Tage ließ uns der Premierminister Cumaren Cembaga Ramapulla in seine Wohnung rufen, und erkundigte sich sehr genau nach dem Betragen des Pravaticarer zu Verapole. Als er vernahm, daß derselbe durch Beihülfe der Mohamedaner die Christen verhindert habe, unsere Kirche zu besuchen, entrüstete er sich sehr, und schrieb auf der Stelle an den Cariacarer zu Parur: er solle ihn als einen unbesonnenen Mann, der sich schlecht auf das Interesse des Königs verstehe, seines Amtes entsetzen. In unserm Beiseyn wurde hierauf ein neues Instrument ausgefertigt, worin unserer Kirche und unserem Kloster nochmals die Befreiung von allen Abgaben zugesichert wurde. Dann schickte uns der König durch einen Brahmanen, der den Haushofmeister spielte und noch einen andern Unterbeamten bei sich hatte, eine Tracht Speisen, die nach Malabarischer Art zubereitet waren und aus der Schatulle des Königs bezahlt wurden. Diese ganz besondere Gnadenbezeigung widerfährt nur solchen Personen, welchen der König einen ausgezeichneten Beweis seiner Achtung geben will. Der König lernte schon seit mehreren Monaten Englisch, und sprach es sehr gut. Da er nun bemerkt hatte, daß mir das Malabarische eben so geläufig war, wie das Englische, so schickte er gegen Abend seinen Kammerherrn Payampalli Curipu zu mir, und ließ mich ersuchen, ich möchte ihm doch in Malabarischer Sprache die acht Partes Orationis der Englischen Grammatik erklä-

ren, weil er sich noch immer nicht recht darin zu finden wisse. Er habe freilich einen Englischen Sprachlehrer; dieser sey aber nicht im Stande, ihm die eigentliche Bedeutung jener technologischen Ausdrücke auf Malabarisch zu erklären. Ich brachte sie sogleich zu Papier, und setzte sie in zwei Kolumnen, auf Malabarisch und Englisch, einander gegenüber. Der König fand meine Erklärung sehr einleuchtend, und nannte mich von nun an nicht anders als seinen Guru, oder Lehrmeister. Er hätte mich gern an seinem Hofe behalten; allein die schlauen Brahmanen wußten ihm dies Vorhaben bald wieder auszureden. Wir reiseten also nach Hause zurück; der Pravaticarer wurde abgesetzt, und man ließ nunmehr sowohl die Missions-Anstalt als unser Kloster in Ruhe. Die Christen zu Alapushe und Muttam hatten über die Absetzung des Pravaticarer eine solche Freude, daß sie uns auf der Rückreise mit Pauken und andern musikalischen Instrumenten entgegen kamen.

Einige Zeit vor meiner Abreise nach Europa, verlangte ich Antwort von dem Könige auf jenes Breve, welches Klemens der Vierzehnte ihm zugeschickt hatte. Ich bekam sie, und zwar durch eben den Payampalli Curipu, dessen ich schon weiter oben erwähnte. Sie war an den jeztregierenden Papst, Pius den Sechsten, gerichtet, und es heißt darin: der König habe sich der Missionarien und der sämmtlichen Christen, die ihm von Sr. päpstlichen Heiligkeit empfohlen worden, auf alle mögliche Art angenommen. Herr Pietro de Vegas, der dem Könige im Englischen Unterricht gab, und den Briefwechsel an auswärtige Höfe besorgte, hatte sie in Portugiesischer Sprache verfaßt. Der König unterschrieb sie mit eigener Hand, und ließ sie nach morgenländischer Art in einen Beutel thun, worin ich sie nachher dem Vorsteher der Propaganda, Herrn Antonelli, überreichte. Der jeztregierende Papst beantwortete dieses Schreiben vermittelst eines vom 24sten Februar 1790 datirten apostolischen Breve, und schickte zugleich dem Könige Rama

Varmer sein wohlgetroffenes Portrait, welches auch glücklich auf der Küste von Malabar ankam, und dem Könige im März 1793 von meinem Kommissionair, Pater Franciskus a Sancto Elisão, einem barfüßigen Karmeliter, überreicht wurde. Dieser schrieb mir unter dem 13ten May 1793 von Verapolet der König habe ihn auf die ehrenvollste Art empfangen, und sowohl über das Breve, als auch über das Portrait des Papstes, ungemein viel Vergnügen bezeugt, so daß er sich von seiner Sendung die besten Folgen verspreche. Wirklich traf auch der König bald nachher die Veranstaltung, daß alle Beschwerden der Malabarischen Christen auf eine gütliche Art abgethan wurden; dem Pater Franciskus aber verehrte er ein goldnes Armband, dessen Werth hundert Rupien betrug. Von dieser Zeit an läßt sich hoffen, daß das Christenthum auf der Küste Malabar von neuem gewinnen, und wieder zu seinem vormaligen Ansehen emporsteigen werde.

Im Jahre 1783 fanden es einige Pfarrer auf der Küste von Travancor für gut, den christlichen Fischern, welche zu ihren Gemeinden gehörten, gewisse Geldbußen aufzulegen. Diese beschwerten sich darüber bei dem Könige, der damals zu Padmanaburam war, und drangen darauf, er solle jene Pfarrherren aus dem Lande jagen. Der König erließ daher an den Bischof und apostolischen Vikarius, Carolus a Sancto Conrado, ein Schreiben, worin er ihm meldete, daß er gesonnen sey, fünf und siebzig Gemeinden vom Bisthum Cochin ganz abzusondern, und sie der Inspektion des apostolischen Vikarius zu übergeben, damit er sie von seinen Missionarien, welche zur Propaganda gehörten, administriren lasse. Dem zu folge verlangte er, der Bischof solle sogleich nach Patnam kommen, die Vergehungen jener Portugiesischen Pfarrherren untersuchen, die Strafbaren fortschicken, und die vorerwähnten Kirchen in Besitz nehmen. Der Bischof war eben krank; daher traf mich die Reihe, nach Padmanaburam zu reisen. Zu

Tiruvandaburam liefen meine Kulis, oder Sänftenträger davon, so daß ich zwölf Meilen weit zu Fuße wandern mußte, und zwar auf der Königsstraße, welche Madacava genannt wird, und deren sich eigentlich nur die Brahmanen und Adeligen bedienen dürfen. Als ich nach Padmanaburam kam, begab ich mich in eine ganz kleine Kirche, die auf der Südseite des dortigen Kastells liegt; denn die Thore waren geschlossen, und man ließ niemanden in die Stadt, der zu den geringern Casten gehörte, wozu man gewöhnlich auch die Europäer rechnet. Dies geschah den 23sten September 1783. Kaum hatte man dem Könige meine Ankunft gemeldet, als er sich sogleich entschloß, in Rücksicht meiner eine Ausnahme von der Strenge der Gesetze zu machen. Er schickte daher am folgenden Morgen vier seiner adeligen Kammerherren zu mir, welche mich abholen und in die Stadt führen mußten. Sie brachten mich in die Wohnung des königlichen Sekretärs, wo der König mich erwartete; denn in seinem eigenen Pallaste konnte er mir an diesem Tage keine Audienz geben, damit derselbe nicht verunreinigt würde. Als ich mich jener Wohnung näherte, trat mir zu Ehren die fünf hundert Mann starke Noblegarde des Königs ins Gewehr, und formirte zwei Reihen, so daß ich mitten hindurch gehen mußte. Der König saß in einem Lehnstuhle nach Europäischer Art; er empfing mich ungemein freundlich, und redete mich folgendermaßen an: „Ich habe Euch rufen lassen, Vater, damit Ihr die Streitigkeiten zwischen meinen christlichen Unterthanen und ihren Pfarrern beilegen sollt. Ihr versteht das Gesetz der Christen. Es ist mein Wille, daß die Pfarrer ihren hinlänglichen Unterhalt und ihr gutes Auskommen haben; aber ich werde nicht gestatten, daß sie meine Unterthanen drücken und ihnen Geldstrafen auflegen. Seht, hier steht mein Minister" (es war der Sarvadicariacárer Nagampulla) „und hier mein Sekretair" (nehmlich Sampradi Keshavapulla). „Ueberlegt mit ihnen,

was bei der Sache zu thun ist, und meldet mir sodann das Resultat." Dies thaten wir denn; und da mir gar nicht damit gedient war, die äußerst lästige und beschwerliche Administration von fünf und siebzig Kirchspielen zu übernehmen, so suchte ich es unter der Hand bei den Ministern dahin zu bringen, daß sie an den Erzbischof von Goa schrieben, und die Sache auf eine gütliche Art beilegten. Einige der angeklagten Pfarrherren wurden an Geld gestraft. Hiernächst verfertigte man eine neue Padiola, d. i. einen Tarif, worin die Gebühren nochmals bestimmt wurden, welche die Christen für die geistlichen Funktionen zu entrichten haben, und die Pfarrherren erheben sollten. Da der König mich schlechterdings nicht eher wieder fortlassen wollte, als bis dieses Geschäft völlig beendigt seyn würde, so war ich genöthigt, sechzehn Tage lang in Padmanaburam zu bleiben. Während dieser Zeit schickte er mir täglich den Kopu, d. i. eine nach Malabarischer Art zubereitete Mahlzeit. Sie bestand aus Reiß, Milch, Butter, Kräutern, Bananasfeigen und eingemachten Muskatnüssen: alles von der besten Art. Da man das Fest der Göttin Sarasvadi feierte, (weswegen auch, wie ich bereits weiter oben sagte, die Stadtthore geschlossen waren); so wendete ich einen Theil meiner Zeit dazu an, bei dieser Gelegenheit die Religionsgebräuche der Brahmanen zu beobachten. Die Sarasvadi ist die Gattin des Allerschaffers Brahma. Die Harmonie, Proportion und Ordnung, welche man in diesem Weltalle bemerkt, soll, nach der Lehre der Brahmanen, ganz allein ihrem Einflusse zuzuschreiben seyn. Ihre Gegnerin ist die Göttin der Unordnung und Zwietracht, Mudevi genannt. Der Sarasvadi hatte man unter einem großen Zelte ein Tabernakel erbauet, und eine große Anzahl Brahmanen waren damit beschäftigt, sie zu bedienen. Nach mancherlei Libationen, ward endlich die Statüe der Göttin in Procession umhergetragen, mit Blumen bestreuet, und alsdann auf

den Altar gestellt. Nun kam der König, und brachte ihr, mit eben so großem Gepränge als Andachtseifer, seinen Degen zum Opfer dar. Während der Zeit waren alle Stadtthore von Soldaten besetzt, die niemanden weder aus noch einließen. Dies Fest dauert acht Tage; und wenn es zu Ende ist, theilt der König Geschenke unter die Brahmanen aus. Jeder bekommt eine Rupie, ob ihrer gleich bisweilen mehr als viertausend zugegen sind. Den Oberpriestern schenkt der König ein Vastram, d. i. ein seidenes oder baumwollenes Tuch; ein Viraghen, d. i. ein Stück Geld, welches ungefähr zwei Scudi an Werth beträgt, und eine Kuh, zum Lebensunterhalt, weil diese Leute sich größtentheils von Milch und Butter nähren. Dies Geschenk heißt Godànam. Es ist seit undenklichen Zeiten in Indien üblich, und der König kann einem Brahmanen keine größere Höflichkeit erweisen, als wenn er ihm eine Kuh giebt.

Nach sechzehn Tagen erlaubte man mir endlich, wieder abzureisen. Vorher aber ließ ich mir ein Schreiben an den Bischof und apostolischen Vikarius geben, damit ich mich wegen der Beendigung dieser Sache legitimiren könnte. In meiner India Christiana S. 261, ist dieses Schreiben der Länge nach abgedruckt. Da sich hiernächst der Cassanar, oder Pfarrer der Thomaschristen zu Callurcada, Nahmens Ciandi, an mich gewendet und die Abstellung verschiedener Mißbräuche, die bei seiner Gemeinde eingerissen waren, nachgesucht hatte; so sprach ich hierüber mit dem Premierminister Cumàren Cembaga Ràmapulla, und erhielt von diesem auch ein Schreiben an den Beamten zu Ambalapushe, der über Callurcada gesetzt ist. Unverändert, und von Wort zu Wort aus dem Malabarischen übersetzt, lautete es folgendermaßen:

„Die Sache, worauf es hier ankommt, ist diese: der „Pater Paolino erschien zu Padmanaburam vor „Sr. Majestät, und berichtete, daß einige Mappulerinnen (wie man die christlichen Weibspersonen zu nennen pflegt)

„im Kirchspiele Callurçàda, welches zum Kirchspiel Cal-„lurcada gehört, und dem Gouverneur von Cembaço-„lam unterworfen ist, einen strafbaren Umgang mit ver-„schiedenen Shuddras (heidnischen Adeligen von der „vierten Caste) führen, und sich von diesen als Beischläfe-„rinnen gebrauchen lassen. Da nun dem also sey, fuhr der „Pater im Nahmen des Bischofs von Verapole fort, so „werde hierdurch der Unterschied der Casten aufgehoben, „und unter den verschiedenen Klassen der Einwohner nichts „als Verwirrung gestiftet, als worüber er sich bitterlich be-„schwerte. Unordnungen von solcher Erheblichkeit hätten „allerdings von jemanden, der sich dort in der Nähe befin-„det (nehmlich vom Gouverneur), durch Briefe gemeldet „werden sollen. Wenn ihm demnach der Pater das Nah-„mensverzeichniß der Leute, welche sich Beischläferinnen „halten, übergiebt, soll er sie sogleich in Verhaft nehmen „und einkerkern lassen. Werden sie ihrer Verbrechen über-„führt, so schicke er sie unter militärischer Bedeckung hier-„her, damit man sie des Landes verweise und über die „Gränze von Tovàla bringe. Die Habseligkeiten der „Mappulerinnen, welche sich als Beischläferinnen gebrau-„chen lassen, sollen sammt und sonders in Beschlag genom-„men und konfiscirt werden; von ihren unbeweglichen Gü-„tern aber lege man der Kammer Sr. Majestät Rechen-„schaft ab *). Dies ist der Wille Sr. Majestät. Ferner

*) Es ist auffallend, daß Römisch-Katholische Geistlichen die Aufhebung des Unterschiedes zwischen den Casten als einen Grund angaben, weshalb Frauenspersonen aus niederen Casten, die sich von Nayren aus höheren als Beischläferinnen gebrauchen ließen, bestraft werden müßten. Dadurch unterstütz-ten sie eine heidnische Sitte, welche dem Geiste des echten Chri-stenthums gänzlich widerspricht; dies will nehmlich alle Mit-glieder des Menschengeschlechtes als Kinder Eines Vaters an-gesehen wissen. Diesen Synkretismus des Heidenthums und der christlichen Religion hat übrigens die Römische Kirche sich von jeher erlaubt. In China, z. B., erklärten die Jesuiten den Himmel für eine Gottheit, und erlaubten ihren Anhängern die Verehrung desselben, so wie auch manche Opfergebräuche. F.

„sagte der Pater, wenn die Mappulet (Thomaschristen) sich „einfänden, um dem öffentlichen Gottesdienste beizuwoh„nen, so bemächtige sich der Pravaticarer (Einnehmer „der königlichen Einkünfte) der Nachen, worin sie ange„kommen wären; auch lasse derselbe die Leute gewaltsamer „Weise vor den Kirchthüren wegnehmen, und zwinge sie zu „Sr. Majestät Diensten. Endlich beklagte sich der Pater „bei Sr. Majestät, daß einige Beamten zu Ambalapushe „schon vor langer Zeit Geld von der Kirche geborgt, und „weder Kapital noch Interessen gezahlt hätten; ferner, daß „man einen großen kupfernen Kessel von ihr entlehnt, den„selben sehr abgenutzt, und gleichwohl nicht die geringste „Vergütung dafür gegeben habe. Dem zufolge verordneten „Se. Majestät, und gebieten durch gegenwärtiges Schrei„ben, daß man der Kirche alle entlehnte Gelder, nebst bil„ligen und landüblichen Interessen, schleunigst wieder ab„tragen soll, wobei zugleich ausdrücklich verboten wird, „derselben in Zukunft durchaus nichts mehr abzuborgen. „Diejenigen, welche sich der Nachen bemächtigten, sollen „an Geld gestraft werden und den Eigenthümern den Ge„brauch dieser Nachen verzinsen. Jene, die sich des Kessels „bedient haben, sollen den Schaden ersetzen und ebenfalls „bestraft werden; auch soll derselbe sogleich zurückgegeben, „und nie wieder zu irgend einem profanen Gebrauch aus „der Kirche geholt werden. Und damit alle diese Verord„nungen Sr. Majestät auf das genaueste beobachtet und „straks vollzogen werden, so schicken Se. Majestät gegen„wärtiges Schreiben durch einen Velkaren (einen Noble„gardisten mit Spieß und Stab) zu Ihnen nach Ambala„pushe, welcher Befehl hat, Sie nicht eher aus dem „Hause zu lassen, als bis alles pünktlich vollzogen und erfüllt „worden ist. Da Sie jedoch unpäßlich sind, so wollen Se. „Majestät nicht nach der Strenge mit Ihnen verfahren, „sondern verordnen, daß Sie sogleich an den Cariacarer „(Unterbeamten) schreiben, und ihm die Vollziehung die-

„ses Befehls auftragen sollen. Der Velkaren wird ihn „so lange bewachen und in seinem Hause verhaften, bis „allem Genüge geschehen ist. Auch verlangen Se. Majestät, von der erwünschten Beendigung dieser Angelegenheit durch den Velkaren benachrichtigt zu werden. Dies „Reskript soll man durch die Gerichtsschreiber und Sekretäre dem Sarvadicariacarer in Alampushe zuschicken, und im Verzeichnisse der königlichen Reskripte „registriren. Auf Befehl Sr. Majestät schrieb dies Cumaren Cembaga Ramàpulla Namen.“ Außen „darauf stand: Ambalapusha mughatta Sarvàdicàriacarerka varuna Sadhànam; d. i. Schreiben, zu übergeben „dem Generalbeamten zu Ambalapushe.“

Dieser Brief eines heidnischen Ministers kann zum Beweise dienen, wie viel das Licht der gesunden Vernunft selbst bei solchen Völkern vermag, die von uns Europäern „Barbaren“ genannt werden. Auch zeugt er von der Politik und Wirksamkeit, die an dem Hofe dieses Malabarischen Monarchen eingeführt ist. Er darf nur wollen, und seine Befehle werden sogleich mit der größten Pünktlichkeit vollzogen. Seine Minister können und dürfen keine solchen Ausflüchte machen, wie an andern Europäischen Höfen. Ein Schwur bei dem Könige, ein kleiner Zweig, der im Nahmen desselben an der Hausthür befestigt wird, ein bloßer Hausarrest, hemmt sowohl das Verfahren des Ministers als der andern Unterthanen. Wenn indeß dergleichen gelinde Mittel ihren Zweck nicht erreichen, so werden die Verbrecher mit Geldbußen oder Leibesstrafen belegt, in ein Gefängniß geworfen, des Landes verwiesen, oder lebenslang in Ketten geschmiedet.

Als ich jene beiden Schreiben erhalten hatte, reisete ich von Padmanaburam ab. Der Minister zahlte mir hundert Kalien zu Bestreitung der Reisekosten aus, und traf die Verfügung, daß man mich für Rechnung der königlichen Kammer in meinem Palankin längs der Seeküste von

einem Orte zum andern bringen mußte. Als ich nach Parur kam, protestirten die dortigen Mohamedaner gegen den Befehl des Ministers, und wollten mich, unter dem Vorwande, daß ich als ein Tanguel, oder christlicher Priester, ein Feind der Mohamedaner sey, nicht weiter tragen. Ich mußte daher fünf Stunden lang still liegen, bis endlich der Pravaticärer des Königs anlangte. Dieser ließ die Widerspänstigen derb abprügeln, und gebot ihnen, meinen Palankin wieder aufzunehmen.

Zu Callurcada zogen mir die Christen mit Musik entgegen. Als sie aber erfuhren, daß ich den erwähnten Brief von dem Minister bei mir hätte, und den Velkaren bloß ihretwegen mitbrächte, machten sie es sogleich überall bekannt, so daß viele von den liederlichen Dirnen, welche zur Verantwortung gezogen werden sollten, davon liefen. Einige wurden zwar bestraft; doch unterblieb die Konfiskation ihres Vermögens. Uebrigens ward dem Schreiben des Ministers pünktliche Folge geleistet. Auf dieser Reise wurde mir zu Tiruvancada von einem jener preiswürdigen, bei dem Könige verklagten Priester, der mir etwas zu trinken vorsetzte, Gift beigebracht. Sobald ich es spürte, nahm ich drei Portionen von dem Arzneimittel ein, das unter der Benennung Gegengift von Madura bekannt ist. In meiner Angst und Bestürzung flüchtete ich mich nach der Dänischen Faktorei zu Coleci. Hier wurde ich bettlägerig, fand aber so gute Wartung und Pflege, daß ich nach einigen Tagen meine Reise wieder fortsetzen konnte.

Im Monat April 1784 wollten die Vorsteher am Tempel des Shiva in Mattincera nicht zugeben, daß die Missionarien die Felder, welche sie von ihnen gepachtet hatten, mit Reiß besäen dürften. Da in der Geschwindigkeit kein andres Stück Land zu haben war, so brachten die letztern deswegen ihre Klage bei dem Gouverneur zu Cochin an. Es fand sich aber, daß jene Felder im Gebiete des Königs von Travancor lagen; also konnte der Gouver-

neur von Cochin, Herr van Angelbeck, nichts bei der Sache thun. Er rieth mir daher, zum zweitenmal nach Padmanàburam zu reisen, und ein abermaliges Reskript bei dem Könige auszuwirken, wozu er mich mit einigen Empfehlungsschreiben versah. Den 21sten April kam ich glücklich in Padmanaburam an. Ich nahm die Malabarisch-Englisch-Portugiesische Grammatik mit, die ich zu Ciattiyàti verfertigt, und die der König von mir verlangt hatte, daß seine Kammerherren durch Beihülfe der Malabarischen Sprache Englisch und Portugiesisch lernen sollten. Der König hatte kaum meine Ankunft erfahren, als er sogleich den Padmanàbhenpulla und Payampalli Curipu, zwei junge Kammerherren, zu mir schickte, welche mich in seinem Nahmen bewillkommen und zur Audienz führen mußten. Ich fand den König in der Varanda, d. i. im Portikus vor seinem Pallaste, wo er auf einem Persischen Teppich saß, und sich mit dem einen Arm auf ein großes, mit goldenen Treffen besetztes, Sammetküssen stützte. Er hatte eine unbeschreibliche Freude, als ich ihm meine Grammatik überreichte. In meinem Beiseyn ließ er die beiden vorerwähnten Kammerherren zu sich kommen, zeigte ihnen meine Grammatik, rieth ihnen, fleißig darin zu studieren, und machte ihnen einleuchtend, wie nothwendig es wäre, daß sowohl Fürsten als Staatsdiener sich jene Sprachen, wegen des steten Verkehrs mit den Europäern, bekannt machten. Bei dieser Gelegenheit schenkte mir der König ein goldnes Armband, einen goldenen Griffel, womit man auf Palmblätter schreibt, und ein kleines Messerchen, womit diese Blätter gehörig zugeschnitten werden. Auch übergab er mir ein Schreiben an den Beamten zu Parür, dem zufolge er jedermann bekannt machen sollte, daß der König mir die Ehre erzeigt habe, mich zu seinem Hofcavalier zu ernennen. Der innere Gehalt jener Geschenke ist freilich so beträchtlich eben nicht: denn er beträgt nur zwölf Zechinen; doch haben sie in anderer Rück-

sicht

sicht sehr hohen Werth, da der König sie nur verdienten Personen zu Theil werden läßt. In ganz Malabar darf niemand sich der vorgenannten Stücke bedienen, wenn der König es ihm nicht ausdrücklich erlaubt. Es sind Ehrenzeichen, die er auf eben die Art austheilt, wie unsere Europäischen Fürsten ihre Ordensbänder. Auch haben diejenigen, denen er sie giebt, gewisse Privilegien und Vorzüge zu genießen: sie können z. B. von den Beamten nicht ohne Vorwissen des Königs belangt werden; dürfen überall auf der Königsstraße reisen; haben nicht nöthig im Vorzimmer der Minister zu warten; brauchen niemanden den Ehrenplatz einzuräumen; und mehr dergleichen.

Der König nahm gar keinen Anstand, mir ein Reskript ausfertigen zu lassen, dem gemäß wir unsere Pachtfelder mit Reiß besäen durften. Ich machte mich nun wieder auf den Weg, reisete längs der Seeküste hin, und langte nach fünf Tagen wieder zu Verapole an. Hier mußte ich die Stelle des Generalvikarius vertreten; denn unser Bischof, Carolus a Sancto Conrado, war nach Bombay gereist, wo er in eine Krankheit fiel, und am 6ten Januar 1785 starb. — Den 8ten September 1786 hatte ich abermals Audienz bei dem Könige Rama Varmer, und zwar in Parur. Hier erhielt ich wieder ein Reskript von ihm, vermöge dessen er der Gemeinde zu Verapole ein Stück Land schenkte, das der Fluß vor unserm Kloster nach und nach angesetzt hatte. — Im Jahre 1787 hielt ich mich während des ganzen Monathes April an seinem Hofe zu Tiruvandaram auf, und vertheidigte daselbst die Gerechtsame der Missionarien gegen die rebellischen Christen, welche den dortigen Europäischen Bischöfen nicht mehr gehorchen wollten. — Im Jahre 1788 besuchte ich den König von Travancor zu Canigia auf dem Landsitze des schon oft erwähnten Gouverneurs von Cochin, Herrn van Angelbeck, eines sehr rechtschaffenen und talentvollen Mannes. Ob er gleich ein Lutheraner war, so leistete

er uns dennoch bei vielen wichtigen Vorfällen, besonders aber während der Händel, welche die heidnischen Beamten mit den Missionarien und Bischöfen anfingen, sehr wesentliche Dienste. Der Premierminister Cumàren Cembaga Ràmapulla war gestorben, und der Sekretär des Königs, Sampràdi Kèshavapulla, an dessen Stelle gekommen. Dieser hoffärtige junge Mann legte sich den Nahmen des Indischen Bacchus, Devanishi, zu, und erhob von den Unterthanen willkührliche Geldstrafen, um dadurch die Staatseinkünfte zu vermehren und sich bei dem Könige beliebt zu machen. Wegen der Händel, in welche wir 1787 mit den rebellischen Thomaschristen verwickelt wurden, erkannte er der Missions-Anstalt zu Verapole ebenfalls eine Geldbuße von fünf hundert Scudi zu. Der König hatte uns dieselbe zwar längst wieder erlassen; wir konnten es aber nicht schriftlich beweisen. Jetzt fiel es dem Devanishi ein, sechs Soldaten nebst einem Unterofficier nach Verapóle zu senden, welche den Bischof und apostolischen Vikarius Ludwig Maria a Jesu so lange auf seinem Zimmer bewachen sollten, bis er jene fünf hundert Scudi bezahlte. Der Bischof schrieb mir ein Billet, worin er mir seinen Hausarrest meldete. Ich verfügte mich unverzüglich zum Könige, welcher sich damals zu Perimannur unweit Angicaimàl befand. Da Devanishi nur allzu gut wußte, daß der König mir sehr gewogen war, so versagte er mir, um denselben nicht hinter seine boshaften Streiche kommen zu lassen, das Billet, dessen ich bedurfte, um zur Audienz zu gelangen. Der Bischof schmachtete schon seit zwei Tagen im Arrest, und vor der Thür seines Zimmers lehnten ein Paar kreuzweis über einander gelegte Flinten. In der Angst nahm ich meine Zuflucht zu Herrn van Angelbeck, und meldete ihm alles, was sich ereignet hatte. Er ließ mich in seine Wohnung rufen; und sobald der König mich daselbst erblickte, grüßte er mich sehr höflich, und ließ sich sogleich ins Gespräch mit mir ein. Alle Beamten und

Räthe von Cochin, welche dort versammelt waren, um dem Könige ihre Aufwartung zu machen, und in Angelegenheiten der Holländischen Kompagnie mit ihm zu sprechen, konnten sich hierüber nicht genug verwundern. Als ich ihm meldete, daß unser Bischof verhaftet sey, gerieth er in Erstaunen, wendete sich sogleich zu seinem Minister, und fragte ihn, wer dies befohlen habe. Der Minister wollte sich entschuldigen; Herr van Angelbeck fiel ihm aber ins Wort, und sagte: dies sey die Art nicht, wie man mit einem Bischofe verfahren müsse. Hierauf ließ der König sogleich ein Billet an den Unterofficier schreiben, welcher den Bischof bewachte. Es enthielt den Befehl, daß er sogleich mit seiner Mannschaft wieder abziehen solle; und der Minister, welcher dies mit anhören mußte, war äußerst beschämt. Von solchen Auftritten und Verdrießlichkeiten, in die ich mit den Subalternbeamten verwickelt wurde, könnte ich noch mancherlei erzählen. Immer waren die Bedrückungen und Gelderpressungen daran Schuld, welche sich diese Leute gegen eine oder die andere christliche Gemeinde erlaubten. Bei Tage und bei Nacht hatte ich vollauf zu thun, um entweder den Mißhelligkeiten zwischen den Gemeinden, oder den Vergehungen einiger Christen, oder der Habsucht der Beamten zu steuern, welche bald mit List, bald mit Gewalt, sowohl von einzelnen Privatpersonen als auch von ganzen Gemeinden Geld zu bekommen suchten. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß an den immerwährenden Streitigkeiten zwischen den Indischen Christen und Heiden nichts anderes Schuld ist, als Neid von Seiten der Einwohner, und Geldgier von Seiten der Minister und Beamten. Zugleich aber muß ich, zur Steuer der Wahrheit, das Bekenntniß ablegen, daß letztere nie ungestraft durchschlüpfen, wenn man ihre Tücke bekannt macht und den König davon unterrichtet.

Ein großer Theil der Thomaschristen ist wahrscheinlich aus Persien oder Chaldäa nach Indien gekommen.

Ich schließe dies aus Folgendem: 1) weil die Araber, welche sich in Indien niedergelassen haben, ebenfalls Ausländer sind; 2) weil die dortigen Juden auch aus Persien stammen; 3) weil sich die Thomaschristen, eben so wie ihre Glaubensgenossen in Persien, zum Syrisch-Chaldäischen Ritus bekennen; 4) weil ihre Bischöfe vor Zeiten in Persien ordinirt werden mußten; 5) weil die Indischen Thomaschristen, gleich den Persischen, schon in den frühesten Zeiten Nestorianer waren, und man bei genauer Untersuchung zwischen den gottesdienstlichen Gebräuchen beider Nationen eine große Uebereinstimmung findet. Der Ritus, die Liturgie, die Ceremonien und Bücher dieser Christen haben offenbar das Gepräge ihres Chaldäischen oder Persischen Ursprungs. Ungeachtet die Malabarische Sprache heut zu Tage die gewöhnliche Muttersprache der Indischen Thomaschristen ist, so bedienen sie sich dennoch Chaldäischer Ausdrücke, wenn sie von heiligen und religiösen Dingen reden. So nennen sie z. B. Gott Alaha, den heiligen Geist Ruha, die Gnade Gottes Taibusa, die Taufe Mamodisa, das Kreuz Shliva, und die Messe Curubana. Wären sie ursprüngliche Indier, warum sollten sie sich solcher Chaldäischen, und nicht vielmehr Malabarischer oder Samscredamischer Wörter bedienen? Es ist also gar nicht unwahrscheinlich, daß eine beträchtliche Anzahl Christen aus Persien oder Chaldäa nach Indien kam und sich mit der kleinen Anzahl jener ursprünglich Indischen Christen vereinigte, deren Vorfahren einst der Apostel Thomas zu Maïlapuri, welches sie insgesammt als ihren Stammort angeben, zum christlichen Glauben bekehrte. So viel ist gewiß, daß alle diese Christen noch im Jahre 1502, in welchem Vasco de Gama zum zweitenmal nach Malabar kam, Nestorianer waren. Einige läugneten sogar die Gottheit Christi und die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau, konnten auch die Bilder der Heiligen nicht leiden, bezeugten aber eine desto größere Ehrfurcht für das heilige Kreuz.

Sie hatten weiter keine Sakramente, als nur die Taufe, das heilige Abendmahl, und die Priesterweihe. Sie waren der Meinung, die Seelen der Gerechten gelangten nicht eher zum seligen Anschauen Gottes, als am allgemeinen Gerichtstage, und hielten sich bis dahin in Eden auf. Sie bedienten sich einer ganz andern Art von Taufe, als wir. Ihre Priester trieben insgesammt Simonie; denn sie theilten die Sakramente bloß für Geld aus. Viele arme Leute wurden gar nicht getauft, weil sie die Gebühren nicht erlegen konnten. Das Meßopfer ward nach der Weise der Nestorianer verrichtet. Der Wein, welchen man konsekrirte, war Palmwein, von den Indiern Tàgaram oder Aracca genannt. Die Hostie bestand aus einem Teige von Weizenmehl, der mit Salz und Oel vermischt war. Sie wurde allemal aus einem Loche oberhalb des Altars herabgelassen, wenn der Priester sie einsegnen sollte. Man las zwar alle Sonntage Messe; es war aber niemand verbunden hineinzugehn. Sonnabends durfte jedermann Fleisch essen; Mittwochs und Freitags aß man Fische oder Kräuter, und am Sonntage Quinquagesima wurde ein allgemeiner Fasttag gehalten. Das Weihwasser, dessen Zubereitung dem Sakristan überlassen war, bestand aus gemeinem Flußwasser, worin einige Partikeln Erde aufgelöst wurden, die man vom Grabe des heiligen Thomas zu Maïlapuri holte. Das Zeichen des Kreuzes wurde von der Rechten zur Linken gemacht. Die Festtage dieser Christen fingen allemal Abends vorher an, und hörten am folgenden Tage gegen Abend wieder auf. Während dieser Zeit wurden die Kramläden geschlossen und alle Arbeiten eingestellt. Ihre Priester pflegten sich des Kirchenbannes zu bedienen, der unter der Benennung Maharon bekannt ist, und die Verbrecher schwer drückte *).

*) Daß die Christen auf der Küste Malabar ihre ersten Lehrer, und also auch ihre gottesdienstlichen Begriffe, Gebräuche und Redensarten, aus Bagdad und Basra (Bassora) und von den dortigen Nestòrianischen Syrischen Christen bekommen ha-

Im Jahre 1599 wurden diese Christen durch die Vermittelung des Alexis Menesez, Erzbischofs zu Goa, mit der katholischen Kirche vereinigt. Da man indeß auf dem Concilium zu Udiamper einige Gebräuche der abendländischen Kirche unter ihnen einführte, und sie das willkührliche Verfahren der Portugiesen nach und nach unerträglich fanden, so erhoben sie allerlei Klagen, und rissen sich endlich auf einem tumultuarischen Kongresse, welcher am 22sten Mai 1653 zu Alangata gehalten wurde, von der Römisch-Katholischen Kirche förmlich wieder los *). Ihre Rückkehr wurde durch die barfüßigen Karmeliter bewirkt. Jetzt sind auf der Küste von Malabar, wie ich schon weiter oben bemerkt habe, vier und achtzig Römisch-katholische und fünf und dreißig schismatische Gemeinden, welche letzteren sich zu den Irrlehren der Jakobiten bekennen. Alle diese Gemeinden halten zusammen, und bilden unter einander eine Art von christlicher Republik. Geschieht einer einzigen etwas zu leide, so nehmen sich alle übrigen ihrer an. Die Pfarrer und Aeltesten legen alle Rechtshändel und Streitigkeiten unter den Mitgliedern ihrer Gemeinde bei, thun die Widerspenstigen, doch mit Genehmigung des Bischofs oder Missionars, in den Bann, und schließen sie von der Gemeinschaft der Gläubigen aus. Solchen excommunicirten Personen ist der Beichtstuhl und der Genuß des heiligen Abendmahls untersagt: kein Priester darf zu ihnen in das Haus gehen; sie können weder öffentlich

ben, hat la Croze in seinem Indischen Kirchenstaat hinlänglich bewiesen. Die hier aufgezählten Abweichungen von der Römisch-Katholischen Kirche dienen übrigens zum Beweise, wie viele Neuerungen diese nach und nach ganz unnöthiger Weise in dem christlichen Gottesdienste gemacht hat. F.

*) Von diesem Alexis de Menesez, oder Menezes, habe ich schon oben, S. 124. in der Anmerkung, gesprochen. Die sehr seltnen Akten des Konciliums zu Udiamper zeigen, welch ein heftiger Wüthrich dieser Erzbischof war. Es kann nicht befremden, daß Gemeinden, die man gewaltsam mit der Römischen Kirche vereinigt hatte, sich, so bald sie nur konnten, wieder von ihr losrissen. F.

noch in der Stille kopulirt werden, und dürfen auch der Ciata oder Gedächtnißfeier nicht beiwohnen, die alle Jahr zur Erinnerung ihrer verstorbenen Anverwandten in ihren Wohnungen angestellt wird. Sie haben kein Votum in ihrer Gemeinde, dürfen sich auch nicht in den Jogam oder Kreis setzen, den die Mitglieder derselben bei ihren feierlichen Zusammenkünften formiren. Man erlaubt ihnen indeß doch, Messe zu hören und mit andern Christen zu sprechen. Dieser Bann wird nicht eher aufgehoben, als bis derjenige, auf welchem er ruhet, für sein Verbrechen hinlängliche Genugthuung geleistet hat, welches jederzeit vor dem Richterstuhle der Gemeinde geschehen muß. Wünscht der Verbrecher wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen zu werden, so muß er an einem Sonntage oder Festtage, wenn alles Volk bei dem öffentlichen Gottesdienste versammelt ist, vor der Kirchthür auf den Knieen Abbitte thun. Dann treten die Cassanaren (Priester), die Cariakarer (Vorsteher) und die Müppenmar (Aeltesten) zusammen, und untersuchen sowohl das Vergehen des Excommunicirten, nebst den damit verbundenen Umständen, als auch dessen Vermögen und Güter. Ist er reich, so legt man man ihm einhellig ein Pràcittam, d. i. ein öffentliches Bußopfer auf, so daß er der Kirche etwa ein Ciodana Brennöl, einen großen, mit rothem Tuch überzogenen Sonnenschirm, einen Altarumhang, oder sonst etwas dergleichen schenken muß, wovon man bei dem öffentlichen Gottesdienste Gebrauch machen kann. Hat er kein Vermögen, so legt man ihm, wenn er vor der Kirchthür knieet, ein schweres hölzernes Kreuz auf, giebt ihm auch wohl einen Todtenschedel in die Hand, und läßt ihn auf den Knieen um die Kirche herumkriechen, oder schickt ihn nach Maleatur, wo er am Fuße des heiligen Kreuzes, welches der Apostel Thomas mit eigner Hand dort errichtet haben soll, Buße thun muß. Die Weibspersonen müssen eine Wachskerze oder einen Todtenkopf tragen. Wenn diese

Buße vollbracht ist, ertheilt der Bischof, Missionar oder Pfarrer dem Verbrecher in Beiseyn der ganzen Gemeinde die Absolution, und zwar vermittelst einer Geißel, oder Ruthe, damit hierdurch das Aergerniß wieder abgethan werde, welches er seinen Mitchristen gegeben hat *).

Die Thomaschristen halten noch bis auf den heutigen Tag ihre Agapen oder Liebesmahle, wie es vor Alters üblich war. Sie nennen dieselben Nercia, öffentliche Gelübde. Bei solchen Gelegenheiten legen sie zusammen, und schaffen eine große Quantität Zuckerrohr, Reiß, Bananasfeigen, Honig und Reißmehl herbei, woraus eine gewisse Art kleiner Kuchen gebacken wird, welche sie Appam nennen. Diese Appam oder Reißkuchen, werden vor jedermanns Augen in einigen Zimmern zubereitet, welche dicht an die Kirche stoßen. Am Tage der Feierlichkeit versammelt sich alles Volk auf dem Platze vor der Kirche. Der Priester stellt sich in die Thür, und ertheilt ihm den Segen. Dann lagert es sich reihenweise, und jeder legt ein Bananasblatt vor sich hin, welches die Stelle des Tellers vertritt. Wenn dies geschehen ist, gebietet der Priester Stillschweigen. Dann gehen die Kirchenvorsteher durch die Reihen, und geben jedem sein Stück Appam, und einige Schnittchen Bananasfeigen. Kein einziger Christ geht leer aus. Was übrig bleibt, bekommen die Heiden, damit auch sie an diesem Liebesmahl einigen Antheil nehmen, und der Trieb in ihnen erregt werde, sich ebenfalls zur christlichen Religion zu bekehren. Es ist wirklich ein herzerhebender rührender Anblick, wenn man solchergestalt sechs bis sieben tausend Menschen von allerlei Alter und Geschlecht versammelt siehet, die insgesammt ihren Appam, das Unterpfand wechselseitiger Eintracht und Liebe, mit der

*) Das Verfahren bei der Wiederaufnahme Exkommunicirter ist sehr partheiisch. Der Reichere kommt mit einer Geldbuße ab. So handeln aber sehr viele Geistliche der Römischkatholischen Kirche, die nicht weniger habs-, als herrschsüchtig ist. F.

größten Andacht und Ehrerbietung empfangen und genießen *).

Christliche Mädchen, die kein Vermögen haben, bekommen jederzeit eine Aussteuer, die ihnen entweder von der Gemeinde, oder aus der Kirchenkasse, oder von den Geldstrafen, welche die Reichen erlegen müssen, gegeben wird. Sie beträgt gewöhnlich tausend Panam, oder fünf und zwanzig Scudi. Nach Verhältniß der Umstände bekommen sie bisweilen auch nur zehn oder zwölf Scudi, weil es ihnen nie an Arbeit fehlt. Gute Pfarrherren müssen immer ein Verzeichniß der Waisenmädchen, die zu ihrem Kirchspiele gehören, in Händen haben. Sie und die Kirchenvorsteher sind verpflichtet, für die Verheirathung derselben zu sorgen. Dies geschieht nie durch das Loos, sondern stets nach dem Alter. Bei der Wahl ihrer Gatten wird nie auf Vermögen, sondern nur darauf Rücksicht genommen, ob sie einen guten Lebenswandel führen, und im Stande sind, eine Frau von ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Hoffart, Wollust und Trägheit, sind leider nur allzu oft die charakteristischen Eigenschaften Europäischer Mädchen; die Malabarischen hingegen zeichnen sich durch Einfalt der Sitten, Fleiß und Genügsamkeit aus **). Ich würde nicht fertig werden, wenn ich hier ein Gemählde von dem löblichen, harmlosen und unschuldsvollem Lebenswandel entwerfen wollte, welchen man sowohl den Christen als Heiden nachrühmen muß, die tief in den Gebirgen und Waldungen wohnen, wo sie selten oder nie Gelegenheit finden, die Laster und schändlichen Gewohnheiten der Europäer kennen zu lernen. Von diesen letztern sind indeß die Bewohner der

*) Auch die Griechische Kirche hat diese Agapen beibehalten, und zum Genusse derselben werden recht gern die Christen von andern Partheien zugelassen. F.

**) Das Ausstatten armer Mädchen ist wirklich eine lobenswerthe Handlung. Sie sollte auch von den abendländischen Christen nachgeahmt werden, da alsdann manches Mädchen unverführt bleiben würde. F.

Indischen Seestädte, leider, nur allzusehr angesteckt worden. Schon Plato äußerte den Wunsch, daß rechtliche Leute sich nicht am Gestade des Meeres niederlassen möchten, weil immer zu fürchten sey, daß ihr guter Charakter durch die Untugenden der daselbst landenden Fremden verderbt werde. Er hatte Recht; denn die Erfahrung lehrt, daß die Einwohner eines Landes nirgends so verderbt und sittenlos sind, als in solchen Oertern, die nahe an der See liegen. In Malabar ist es weit leichter, funfzig tief im Lande befindliche Kirchspiele in Ordnung zu erhalten, als zwei an der Seeküste, wo die Einwohner mit den Europäern Verkehr haben. Hier nehmen die Unruhen fast gar kein Ende, und brechen wenigstens alle drei Jahre aufs neue wieder aus. Sie sind größtentheils ihren Cassanaris (Pfarrern) beizumessen; denn diese eben so stolzen als unwissenden Menschen hetzen das Volk auf, und verleiten es besonders zur Widerspenstigkeit gegen die Bischöfe und Missionarien. Wenn diese nationellen Priester nur einige Kenntnisse hätten, mit ihren Pflichten nur einigermaßen bekannt wären, sich bei den Heiden nur den allergeringsten Grad von Achtung zu verschaffen wüßten, so möchte es allenfalls noch hingehen, daß man ihnen die Obsorge über christliche Gemeinden anvertrauete; aber, ach! sie verstehen leider von dem allen nichts, leben wie das Vieh, und veranlassen dadurch, daß ihre Kirchspiele wahre Mördergruben werden. Hier nur ein einziges Beispiel von der Denkart dieser Leute! Die Thomaschristen haben die Gewohnheit, sich während der Fastenzeit ihrer Weiber zu enthalten. Dies veranlaßte eine gewisse Christin, ihrem Cassanar die Frage vorzulegen: warum man denn eigentlich diesen Gebrauch eingeführt habe. Der geistliche Herr antwortete: er sey darum von der Kirche veranstaltet worden, damit die Weiber der Christen während der erwähnten Zeit bei den Cassanaris schlafen sollten. Man denke!

Eben diese Cassanari veranlaßten das Schisma vom Jahre 1653. Im Jahr 1709 gingen sie mit dem Vorhaben um, sich mit dem schismatischen Bischofe zu vereinigen. Im Jahre 1773 kündigten sie den Bischöfen von der lateinischen oder abendländischen Kirche den Gehorsam auf. Im Jahre 1777 ließen sie zu Rom darauf antragen, daß man ihnen einen eigenen Nationalbischof geben solle. Im Jahre 1787 machten sie sich vom apostolischen Vikarius los; als ich mich aber sowohl am Hofe des Königs von Travancor, als auch zu Cochin, für die Bischöfe und Missionarien verwendete, wurden sie als Rebellen bestraft und wieder zum Gehorsam gebracht *).

Papst Klemens XIV. ertheilte mir, durch den schon öfters erwähnten Bischof und apostolischen Vikarius Herrn Carolus a Sancto Conrado, die Vollmacht, neubekehrte Christen zu firmen, und ließ sie durch dessen Nachfolger, Herrn Ludwig Maria, bestätigen. Dem zu folge firmte ich auf der Küste Malabar in Zeit von zwei Jahren, nehmlich 1780 und 1781, über zwanzig tausend Personen. Ich besuchte Angamali, Maleatur, Codamangalam, Molicolam, Puttenpalli, Mageapre, und andere christliche Gemeinden, welche tief in den Waldungen liegen, und ich muß sagen, daß ich daselbst ganz außerordentlichen Zulauf hatte. Das Verlangen die Firmung zu erhalten, ging so weit, daß man sogar kranke Leute auf Betten in die Kirche trug, damit ihnen dies Sakrament zu Theil werden möchte.

Aus den bisherigen Nachrichten kann der geneigte Leser leicht ermessen, worin eigentlich die Funktionen eines Missionars in Malayala bestehen. Er muß Kinder un-

*) Die Römische Kirche kennt kein anderes Mittel, als Gewalt, um die Menschen nicht aus ihrem Schooße zu lassen. Haben ihre Geistlichen diese Gewalt nicht selbst, so erschmeicheln oder erkaufen sie sich den Beistand heidnischer Obrigkeiten, um Menschen bestrafen zu können, welche ihnen zu frei denken, oder zu hell sehen. F.

terrichten, predigen, Beichte hören, Kirchenvisitationen anstellen, und Christen, die sich vergangen haben, in foro externo bestrafen und absolviren. Er muß ferner dafür sorgen, daß die Priester, welche unter seiner Aufsicht stehen, ihr Brevier ordentlich beten, ihre Pfarrkinder fleißig besuchen, und die Sakramente gehörig administriren; daß die Vorsteher mit den Kirchengeldern gut wirthschaften, nichts davon veruntreuen, richtige Rechnung führen, und dieselbe zu bestimmter Zeit ablegen; daß die Christen den Gottesdienst fleißig besuchen, keinen Aberglauben treiben, und sich weder bei den Festen noch den öffentlichen Processionen der Heiden einfinden; daß ihre Weiber und Töchter keinen schlechten Lebenswandel führen, und was dergleichen Dinge mehr sind. Eben diese Missionarien haben zugleich die Jurisdiktion über die Gemeinden der Christen, schlichten alle darin entstehende Streitigkeiten, und bestrafen alle Civilverbrechen, die von Christen begangen werden. Alle Ehestandshändel, Familienzwiste, Vergehungen der Geistlichen, religionswidrige Handlungen, ja sogar die Bedrükkungen, welche den Christen von den Heiden widerfahren, müssen vor dem Richterstuhle des Bischofs und der Missionarien angezeigt werden. Sie erkennen über alles, ausgenommen Mord und Straßenraub. Deswegen ertheilen ihnen auch die Könige von Cochin das Privilegium, einen großen Sonnenschirm von Palmblättern, bisweilen auch wohl ein Schwert, vor sich her tragen zu lassen, damit hieran sowohl Christen als Heiden erkennen sollen, daß ihnen das Richteramt über die Christen anvertrauet ist. Wenn die Missionarien mit ihren Gemeinden in gutem Vernehmen stehen, so können ihnen die heidnischen Beamten schlechterdings nichts anhaben, sondern müssen sich vielmehr vor ihnen fürchten.

Die Art und Weise, wie man die Indier zur katholischen Religion bekehrt, ist folgende: die Missionarien gehen in den Gemeinden vom Lateinischen und Syrischen Ritus

umher, machen sich mit Leuten bekannt, auf die sie sich verlassen können, und ertheilen ihnen den Auftrag, sie sogleich zu benachrichtigen, wenn etwa hier und da ein Heide Lust habe, ein Christ zu werden. Findet sich ein solcher, so wird es dem Missionar in aller Stille gemeldet, und dieser schickt ihm ein christliches Erbauungsbuch, mitunter auch wohl einen Katechismus, damit er darin lese, sich dessen Inhalt bekannt mache, auch da und dort etwas auswendig lerne. Ist dies geschehen, so führt ihn der Katechet ganz insgeheim zum Missionar, der alsdann über sein Vorhaben mit ihm spricht, und ihn vollends auf den rechten Weg zu bringen sucht. Man hat in Malabar einige vortreffliche Handschriften in Versen, welche bei dieser Gelegenheit sehr gute Dienste thun. Hieher gehört z. B. Nishithaparvam, ein Gedicht von Giaco Mappulla, das gegen die Religion der Heiden gerichtet ist und ihre Götterlehre lächerlich macht. Auch hat man das Leben Jesu Christi in reimlosen Versen, vom Jesuiten Ernst Hanxleden. Ich selbst habe ein Gedicht unter dem Titel Dèvasya shashta cinha gànam, d. i. Gesang von den sechs Eigenschaften Gottes, verfertigt, und das Leben der heiligen Theresia besungen. Dergleichen Schriften sind den Heiden, welche die Poesie eben so sehr wie die Moral lieben, ungemein willkommen, und wirken weit mehr als die triftigsten Widerlegungen und Argumente der Missionarien *). Gelangen die Neubekehrten zur Ueberzeugung, so finden sie

*) Es ist eine sehr richtige Bemerkung, daß seit der Stiftung des Christenthums nichts so sehr zur Ausbreitung desselben beigetragen hat, als das Singen von Hymnen und Liedern. Schon im Neuen Testamente (Ephes. V, 14.) finden wir eine Spur von Kirchengesängen, und der jüngere Plinius schrieb dem Kaiser Trajan, daß die Christen Hymnen in ihren Versammlungen anstimmten. Arius soll durch sein Talent, wohlklingende Verse zu machen, und durch seinen sanften, schönen Gesang, viele Christen für seine Parthei gewonnen haben. So ist auch bekannt, daß die Mährischen Brüder, oder die sogenannten Herrnhuter, durch Lieder

sich von Zeit zu Zeit wieder ein, und bringen auch wohl ihre Eltern, Geschwister, oder andere Verwandten mit. Dann tauft der Missionar sie bei Nacht in der Kirche, und nur im Beiseyn einiger vertrauten Personen, damit es nicht ruchtbar werde, und der heidnische Beamte keine Veranlassung bekomme den Missionar zu verklagen. Fürchtet er, daß die Sache nicht verschwiegen bleibe, so schickt er seinen Katechumenen nach Verapole, oder einer andern Gemeinde, die auf Holländischem Gebiete liegt, und wo er keiner Gefahr ausgesetzt ist. Hier wird er von dem Pfarrer oder einem andern Christen vollends unterrichtet, und alsdann getauft. Nicht selten ereignet sich der Fall, daß Heiden aus eigenem Triebe nach Verapole kommen und sich daselbst taufen lassen. Gemeiniglich haben sie hierbei die Absicht, eine Christin zu heirathen, den Verfolgungen eines despotischen Beamten auszuweichen, sich einem Rechtshandel zu entziehen, oder überhaupt im Gebiete der Holländer auf einem angenehmern Fuße zu leben. Dergleichen Bewegungsgründe sind freilich nicht lauter und rein; doch geschieht es sehr oft, daß sie durch die Gnade Gottes gereinigt und geläutert werden. Wenn auch gleich diese Leute es mit ihrer Bekehrung nicht aufrichtig meinen, so legen doch wenigstens ihre Nachkommen die heidnischen Untugenden ab, und befleißigen sich, wahre Nachfolger Jesu Christi zu werden. Uebrigens pflegt man dergleichen Neubekehrte zahlreichen christlichen Familien einzuverleiben, und sorgfältig auf ihren Wandel Acht zu geben. Nur äußerst selten kehrt einer oder der andere wieder zum Heidenthum zurück; denn nach den Gesetzen der Brahmanen müssen sie sich den härtesten Strafen und Reinigungen unterwerfen, ehe sie von ihren Glaubensgenossen wieder angenommen werden. Ein Gia-

mit sanften, angenehmen Melodieen viele Menschen an ihre Kirchenparthei fesseln. Die Sache läßt sich aus den Wirkungen der Musik auf den größten Theil der Menschen leicht erklären. F.

di bhrshten, d. i. ein Apostat, der seiner Caste untreu wird, ist ihnen äußerst verhaßt, und es läßt sich nicht läugnen, daß dieser Umstand sehr viel zur Verbreitung des Christenthums beiträgt. Zu Verapole pflegt man indeß nicht leicht einen Converenden zu taufen, ehe er nicht auf das strengste geprüft worden ist *).

Nur allein in den zwei ersten Jahren meines Missionsgeschäftes, nehmlich 1777 und 1778, hatte ich das Glück, sechs und vierzig Personen, unter denen auch einige Protestanten **) waren, zur katholischen Religion zu bekehren. In der Folge kamen ihrer noch über dreihundert hinzu. Ich sage nichts von den Bemühungen anderer Missionarien, die sich das Bekehrungswerk ebenfalls sehr angelegen seyn lassen; doch darf ich den Umstand nicht übergehen, daß man in Verapole zum Behuf der Katechumenen ein eignes Haus erbauet hat. Es besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine für Personen männlichen Geschlechts, die andere aber ausschließlich für Weibsleute bestimmt ist. Jene standen zu meiner Zeit unter der Aufsicht des Toma Mapulla, eines ehemaligen Brahmanen; diese hingegen waren dem Befehl der Vittanda Umà, einer sechzigjährigen Matrone, unterworfen. Aus diesem Hause wurden ein Jahr in das andere dreihundert Convertiten entlassen, und unter andere Römischkatholische Gemeinden vertheilt, welche sämmtlich aus solchen neubekehrten Christen bestehen, die von den Heiden Marggacarer genannt werden, d. i. Leute, die ein Gesetz haben. Es ist bereits im Vorhergehenden angezeigt worden, daß die Anzahl dieser

*) Die hier angegebne Bekehrungsmethode ist nicht gänzlich zu tadeln; nur finde ich die dabei beobachtete Heimlichkeit anstößig. Weiter unten sieht man, daß durch das Bekehren die Landesgesetze übertreten werden; und die Missionarien sollten sich freilich diesen unterwerfen. F.

**) Auch die protestantischen Missionarien in Indien rühmen sich, viele katholische Christen zu ihrer Kirche gezogen zu haben. Das ist aber freilich kein Beweis für die eine oder die andre Parthei. F.

Christen sich auf hundert tausend beläuft, ohne noch die mit in Anschlag zu bringen, welche nur allein in der Gegend von Cochin wohnen. Diese letztern werden Mundocärer, oder Leute in weißen Kleidern, genannt, um sie dadurch von den Tupasi *) zu unterscheiden, welche zwar Hüte und Beinkleider, aber weder Schuhe noch Strümpfe tragen. Jene, wie diese, stehen unter dem Schutze der Holländischen Kompagnie, und gehören zum Gouvernement von Cochin. Damit sie in gehöriger Unterwürfigkeit und Ordnung erhalten werden, hat man zwei Kapitäne über sie gesetzt: nehmlich einen über die Mundocärer, den andern über die Tupasi. Diese beiden Kapitäne haben das Recht, über sie zu gebieten, müssen aber dem Gouverneur zu Cochin von ihrem Verfahren Bericht erstatten. Es giebt unter diesen Leuten sehr reiche Familien, wie sie denn heutiges

*) Die Benennung Tupasi stammt von dem Samscredamischen Duibhashi ab. Dui bedeutet zwei, Bhashi einen Mann, der zwei Sprachen redet, einen Dolmetscher. Mit Recht kann man die Tupasi so nennen; denn sie reden außer ihrer Muttersprache auch noch eine Europäische, entweder Englisch oder Französisch, Holländisch oder Portugiesisch. In Cochin nennt man sie Gens de chapeau, weil sie einen Topi oder kleinen Hut tragen, da sich hingegen die andern Indier, welche nicht von Europäern abstammen, des Romali, d. i. eines weißen Turbans von der feinsten Leinwand, bedienen. Mit dem Oberleibe gehen diese Leute nackt; um die Lenden aber gürten sie ein Wastra, d. i. ein Stück weiße Leinwand. So lange dieses Tuch neu ist, wird es Codi genannt. Sind rothe Streifen hinein gewebt, so heißt es Sòmen, Tòmen oder Pudava. Sind dergleichen Streifen darauf gemahlt, so nennen sie es Tùvaden oder Toren. Besteht es aus gelbem oder rothem seidenen Zeuge, so wird es Pattupudava genannt. — Ciatta oder Penncupayan ist der Name des dicht an den Leib schließenden Mieders, welches die Malabarischen Christinnen tragen, wenn sie sich im Publikum zeigen. Es reicht nicht weiter, als bis auf den Gürtel, woran sie das Pudava befestigen, welches sie eben auch wie die Mannspersonen tragen. Auf dem Kopfe haben sie nicht den allergeringsten Zierath, sondern sie schlagen ihr Haar glatt hinter, und befestigen es auf dem Wirbel in einem Wulste. Wie würden diese Indierinnen über den Kopfputz unserer Europäischen Damen erstaunen! A. d. V.

heutiges Tages überhaupt viel wohlhabender sind, als die Thomaschristen. Der Grund hiervon liegt darin, daß jene sich bloß mit dem Ackerbaue beschäftigen, und wenig oder gar keine Unterstützung von der Regierung genießen. Diese hingegen sind Kaufleute, und treiben einen ansehnlichen Handel mit Copra, Oel, Pfeffer, Matten, und andern Landesprodukten. Die neubekehrten Christen auf der Küste Malabar sind die wesentlichste Stütze der Holländischen Kompagnie zu Cochin; denn da sie von dem dortigen Gouvernement geschützt werden, so machen sie es sich zur Pflicht, demselben ebenfalls auf alle mögliche Art beizustehen, und sind daher jeden Augenblick bereit, gegen dessen Feinde die Waffen zu ergreifen. Diese Christen sind lauter Landeskinder, und haben folglich einen starken Anhang; auch gehören ihnen nicht nur ihre Palmgärten erb- und eigenthümlich zu, sondern überhaupt alles, was sie durch ihre Industrie erwerben. Wenn sie daher zu Gunsten des Königs von Cochin, oder des Königs von Travancor, eine Revolution unternehmen wollten, so würden sie es sehr bald dahin bringen, daß die Holländer Cochin verlassen müßten. Allein ich sage nochmals, die gebornen Indier sind die stärkste Stütze der Europäer. Der Heide, der Mohamedaner, ist von Natur ein Feind der Weißen, wie er die Europäer nennt, weil diese weder in ihrem Aeußern, noch in Rücksicht der Sitten, der Religion und des Interesse, etwas mit ihm gemein haben. Wenn daher die Engländer und Holländer die dortigen Christen nicht an sich zu ziehen suchen: auf wen können sie sich denn sonst verlassen? Wie können sie hoffen, ihre Besitzungen in Indien zu behaupten *)?

*) In dem hier Gesagten liegt auch der Grund, weshalb Hai-der-Aly sich eben so wenig wie Tippu Saib auf der Malabarischen Küste gegen die Engländer und den König von Travancor behaupten konnte. Die vielen dort wohnenden Christen, welche er überall verfolgte und oft mit Gewalt zu seinem Moslem zwang, standen immer den Engländern bei. F.

Der König von Cochin läßt alle Jahr an den Bischof von Verapole ein Schreiben ergehen, worin er ihm sehr nachdrücklich verbietet, keinen seiner Unterthanen in das dortige Katechumenenhaus aufzunehmen, noch weniger zu taufen. Der König von Travancor drohet jedem Adeligen, der sich von seinem Hoflager entfernen, zur christlichen Religion übergehen, und hernach wieder in seine Gewalt kommen werde, mit Gefängniß und Todesstrafe. Wirklich ward Nilampulla, ein adeliger Krieger, zu Arampalli erschossen, weil er sich weigerte, dem Glauben an Jesum Christum zu entsagen *). Im Jahre 1787 sah ich es selbst mit an, daß zu Tiruvandaburam vier Nayri oder adelige Shudri in den Kerker geworfen wurden, weil sie nicht von der katholischen Religion zurücktreten wollten. Sampradi Keshavapulla ließ sich damals in ein weitläuftiges Gespräch über den Fatalismus mit mir ein, worin er zu beweisen suchte, der Uebergang zum Christenthume nütze zu nichts, weil das künftige Geschick des menschlichen Geistes von Ewigkeit her bestimmt sey. Er that alles Mögliche, jene vier Shudri zum Abfall zu bewegen; ja, er ging sogar selbst zu ihnen, und bediente sich, um seinen Endzweck zu erreichen, aller nur erdenklichen Ueberredungskünste. Als auch diese nichts ausrichteten, schritt endlich sein Substitut zu Zwangsmitteln, und ließ die Gefangenen nicht nur Hunger und Durst leiden, sondern auch zweimal des Tages mit Ruthen schlagen. Jene Heldenseelen waren aber durch nichts zu erschüttern, sondern verkündigten vielmehr im Gefängnisse das Wort Gottes, so daß endlich Sampradi Keshavapulla be-

*) Hier sieht man den Grund des oben erwähnten heimlichen Bekehrens. Freilich ist es nicht recht, daß die heidnischen Fürsten dem Gewissen und der Denkfreiheit ihrer Unterthanen Zwang anthun; aber machen es doch viele christliche nicht besser, die noch immer an dem unverständigen Vorurtheile hangen, daß man der Wahrheit durch Verbote den Weg versperren könne. F.

sorgte, sie möchten wohl gar Proselyten machen. Am Leben wollte der König sie deswegen nicht strafen, weil er schon vor mehrern Jahren von einem katholischen Sprachmeister, der ihn im Englischen unterrichtete, vernommen hatte, daß er nicht selig werden könne, wenn er jemanden bloß darum hinrichten lasse, weil er die christliche Religion angenommen habe. Dies hatte sich der König gemerkt und als einen Grundsatz angenommen, den er seit jenem Zeitpunkte immer befolgte. Da er demselben nun auch jetzt nicht ungetreu werden wollte, so wurden endlich die vier verhafteten Shudri, nachdem sie vorher noch allerlei Prüfungen ausgehalten hatten, über die Gränze von Tovala gebracht.

Im Jahre 1786 schickte der Beamte von Parur sechs Soldaten zu mir, welche mich abholen und zu ihm bringen sollten, damit er von mir vernähme, warum ich eine heidnische, aus elf Personen bestehende Familie getauft hätte. Ich schaffte diese Soldaten dadurch von mir, daß ich bei dem Nahmen des Königs schwor, und schrieb alsdann dem Beamten: jene heidnische Familie sey aus eigenem Triebe zu mir gekommen, und erbötig gewesen, die christliche Religion anzunehmen; folglich hätte ich sie unmöglich abweisen können. Der König hatte mir schon damals das Viraciangala verehrt; daraus merkte der Beamte, daß er so bald nicht mit mir fertig werden würde, und ließ die Sache liegen. Jene neubekehrten Christen waren bereits von Verapole wieder fortgeschafft worden; also konnte man ihnen nichts anhaben. Indeß erhellet hieraus, daß man in Indien nicht vorsichtig genug zu Werke gehen kann, wenn man einen Heiden zur christlichen Religion bekehrt; und Vorfälle dieser Art geben einem guten Missionar hinlängliche Gelegenheit, seine Talente zu zeigen.

Neuntes Kapitel.

Malayala's Zoologie. Vierfüßige Thiere; Vögel; Amphibien.

Wir machen den Anfang dieser Bemerkungen zur Naturgeschichte mit dem Verzeichnisse der Thiere. Der berühmte Linnée theilt dieselben in sechs Klassen. Diese sind: 1) Vierfüßige Thiere, 2) Vögel, 3) Amphibien, 4) Fische, 5) Insekten, 6) Würmer. In diesem Kapitel haben wir es nur mit den ersten drei Klassen zu thun.

Daß es in Indien nicht an Ochsen und Kühen fehlt, erhellet schon aus dem zweiten Kapitel dieses Werkes. Pferde werden aus Arabien und Persien hieher gebracht. Sie sind zwar klein, aber stark, laufen sehr schnell, und können lange ausdauern *). Ich halte dafür, daß alle dortigen Pferde überhaupt Arabischer und Persischer Abkunft sind, weil es in den südlichen Gegenden gar keine giebt, und weil dergleichen auf Arabischen Schiffen auch nach Malabar gebracht werden. — Büffel trifft man in den dortigen Gegenden häufig an. Man bedient sich derselben beim Feldbau anstatt der Ochsen; denn diese werden vor die Wagen gespannt, und besonders auch zu Transportirung der Kaufmannswaaren gebraucht. Kuhkäse, so wie alle Arten von Käse überhaupt, sind in Malabar gar nicht üblich, weil die Einwohner sich der dazu erforderlichen Milch bei ihren Mahlzeiten bedienen. Verschiedene Malabarische Weiber haben zwar vor nicht gar langer Zeit angefangen Käse zu bereiten, verkaufen sie aber bloß an Europäer. Das Vorgeben, als wenn die Malabaren die Butter nicht aufzubewahren wüßten, ist ungegründet. Die Bewohner der

*) Der Behauptung, daß alle Arabische und Persische Pferde klein wären, kann ich nicht als richtig gelten lassen. Ich habe verschiedne Arabische, besonders einen Beschäler und eine Stute, von ansehnlichem Wuchse in dem Gestüte des Lord Grosvenor gesehen. Beide Pferde waren über Indien nach England gebracht. F.

Gattes-Gebirge verstehen dies allerdings, und thun zu dem Ende etwas Salz, einige gewürzhafte Kräuter, und Magnel (Malabarischen Safran) hinein. Diese Art von Butter, worin ohnedies schon die edelsten Bestandtheile der kräftigsten Kräuter und Pflanzen enthalten sind, welche das Vieh auf den Gebirgen frißt, hat einen ganz besondern köstlichen Geschmack *). Die Vaishya, d. i. diejenigen Indier, welche sich mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigen, verstehen sich sehr gut darauf, die Krankheiten der Thiere durch ganz einfache Mittel zu heilen. Sie haben diese Kunst Theils aus eigener vieljähriger Erfahrung, Theils von den Shamanen erlernt, und werden von Kindheit an darin unterwiesen **). — Zahme Ziegen, die auf Malabarisch Aada, auf Samscredamisch Haga, Staba, und, wenn sie roth sind, Menda, Mesza oder Uranna genannt werden, giebt es hier in sehr großer Menge. Diese Thiere haben ihre eigenen Hirten, welche Idaya heißen, und eine besondere Caste ausmachen, die den Namen Idayagiadi führt. Die Menda, oder rothe Ziege, gehört mit zu den heiligen Thieren, für welche die Indier eine vorzügliche Ehrfurcht haben. Sie bedienen sich ihrer hauptsächlich bei dem großen Opferfeste, welches unter der Benennung Jaga bekannt ist, und der Sonne, wie auch den Planeten zu Ehren, angestellt wird ***). — Schafe sind auf der Küste Malabar sehr selten; denn da sie viele Wolle tragen, so können sie unter einem so heißen Himmelsstriche nicht gedeihen. Die Ziegen hingegen kommen sehr gut fort,

*) Die Käse von Büffelmilch werden auch in Italien, wo man doch Parmesan- (Lodesan-) Käse verfertigt, sehr geschätzt. Man nennt sie daselbst Caccio di cavallo. F.

**) Die Vieharzneikunde der Indier verdiente wohl, daß Europäer, welche sich auf die Samscredam-Sprache legen, sie sorgfältig studierten. Wahrscheinlich sind gute, auf Erfahrungen gegründete Vorschriften darin. F.

***) Die rothe Farbe dieser Ziege deutet wieder auf etwas Aehnliches in Aegypten hin, wovon man selbst in den Mosaischen Schriften Spuren findet. F.

weil sie immer auf den Bergen umher klettern, und überall Futter finden. Sie haben ungemein schönes Haar. Im nördlichen Indien giebt es eine Art wilder Ziegen, aus deren Haaren man die bekannten Shawls verfertigt. Diese vortrefflichen Zeuge werden zu Kaschemir fabricirt, und übertreffen nicht nur die feinsten Persischen Tücher, sondern sogar die Seidenwaaren der Chineser *). Die Europäer in Indien essen viel Ziegenfleisch; die gebornen Indier hingegen, welche überhaupt Abscheu vor Fleischspeisen haben, verzehren bloß junge Ziegen, und zwar nicht eher als in Kriegeszeiten. — Das Fleisch der Malabarischen Schweine ist sehr unverdaulich, und hat einen widrigen Geschmack. Dies rührt davon her, daß man sie zu viel mit Sardellen füttert, von denen es an der dortigen Seeküste wimmelt. Die christlichen Indier essen zwar mitunter auch wohl ein Gericht Schweinefleisch, werden aber fast allemal darauf krank. **) — Von Hunden giebt es in Malabar nur eine einzige Gattung. Sie sehen unsern Fleischerhunden nicht unähnlich, sind groß, haben wenig Haare, und lassen sich gut zur Jagd abrichten. — Der Esel kommt dort zu Lande nicht fort.

Unter den wilden Thieren gebührt dem Elephanten der oberste Rang. In den Wäldern auf den Gattes-Gebirgen trifft man dergleichen häufig an. In den Provinzen Aragoshe, Modelacodata und Maleatur, sieht

*) Die feinen Schahls oder Schaals (nach Englischer Orthographie Shawls), welche in Kaschemir verfertigt und vorzüglich nach Indien hin verkauft werden, sind, so viel ich weiß, aus Wolle der dortigen Schafe, und nicht aus den Haaren einer wilden Ziege verfertigt. F.

**) Das Fleisch eines eßbaren Thieres wird durch dessen Nahrung gänzlich verändert. Daher kann es wohl wahr seyn, daß die zahmen, mit Sardellen oder Sprotten am Meere gefütterten Schweine ein übelschmeckendes und ungesundes Fleisch bekommen. — Es ist bekannt, daß die von Bayonne gebrachten Schinken mehr Festigkeit und Wohlgeschmack haben, weil die Schweine am Fuße der Pyrenäen mit Kastanien gefüttert werden. F.

man ihrer bisweilen zwei bis drei hundert beisammen. Nicht selten verwüsten sie ganze Fluren, welche mit Reiß besäet sind. Die Einwohner suchen sie dadurch zu verscheuchen, daß sie große Feuer anzünden, und die Trommel rühren. Man fängt sie in Gruben, die mit grünen Zweigen bedeckt sind. Wenn einer hinein fällt, erhebt er ein Geschrei, daß sich alle Waldbewohner davor entsetzen. Man schlingt ihm sodann auf eine geschickte Art Seile und Ketten um die Füße, zieht ihn heraus, und bringt ihn in die Schule, wo die Elephanten gewöhnlich abgerichtet werden. Ich besah eine solche Schule zu Magnapre. Sie bestand aus drei Ställen; die zur Rechten und Linken waren für zwei zahme Elephanten bestimmt, und in den mittlern sperrte man den wilden, welcher dressirt werden sollte. Man warf ihm sein Futter durch die Decke herunter, und niemand durfte ihn anrühren, bis er ganz zahm war. Dann trug er die größten Tekabäume über die Gebirge, und warf sie in den Fluß, welcher sie an den Ort ihrer Bestimmung führte. Auf solche Art ersparte uns dies nützliche Thier einen großen Kostenaufwand, der dazu erforderlich gewesen seyn würde, wenn wir dergleichen Baumstämme hätten wollen durch Menschenhände über jene fürchterlichen Gebirge bis an das Seegestade transportiren lassen. So hat Gottes weise Vorsehung in allen Ländern und unter allen Himmelsstrichen dafür gesorgt, daß gewisse Thierarten den Nutzen des Menschen befördern! — Auf den Elephanten folgt zunächst das Kameel. Dies findet man unter dem drei und zwanzig Grad nördlicher Breite, und es gehört eigentlich nicht unter die Thiere, welche in Indien einheimisch sind, kommt aber doch daselbst fort *). — So auch der Löwe, den man aber nur selten dort siehet. — Der Auerochse gehört eigentlich zur Gattung der wilden Stiere, und kommt nie aus den

*) In der Koschoten, unter 40° — 30° N. Br., giebt es wilde zweibuckelige Kameele. Von andern wilden Kameelen habe ich bisher nichts erfahren können. F.

dichtverwachsenen Wäldern der Gattes-Gebirge. Er ist ungefähr zehn Fuß hoch, und verhältnißmäßig dick, hat schöne große Hörner, und sehr feines aschgraues Haar, das ins Silberfarbene fällt. Seine Zunge ist so scharf und rauh, daß er damit die Rinde von den Bäumen abschälen kann. Fürwahr eine bewundernswürdige Veranstaltung der Natur! Sie traf dieselbe deswegen, damit es ihm während der Sommerzeit, wo nirgends ein Grashälmchen zu finden ist, nicht an Nahrung fehle. Der Auerochse ist so stark, daß er sich mit dem Elephanten und Tieger in Streit einläßt. Aus seiner Haut verfertigen die Indier Schuhsohlen und noch sonst allerlei Dinge. Sein Fleisch ist zwar faséricht und hart, aber sehr gesund und nahrhaft, schmeckt auch vortrefflich, weil er lauter gewürzhafte Kräuter frißt *). — Gleiche Bewandniß hat es mit dem wilden Schweine, dessen Fleisch ebenfalls einen sehr angenehmen aromatischen Geschmack hat. Ich rede aus Erfahrung, und habe öfters sowohl von dem einen als von dem andern gegessen. Ein wildes Schwein, das auf der Jagd erlegt wird, kostet eine halbe Rupie; bisweilen bekommt man es auch für zwei oder drei Schuß Pulver, wodurch der Jäger hinlänglich entschädigt ist, weil er wieder einige wilde Schweine damit erlegen kann **). — Die erwähnten Waldungen dienen auch dem Wolfe zum Aufenthalt, ingleichen dem Gebirgbären, welcher noch viel grimmiger ist als der Tieger, und von dem Malèr, oder Bewohner der Gattes-Gebirge, auch weit

*) Die hier erwähnten wilden, 10 Fuß hohen Auerochsen, welche große Hörner und silberfarbenes, aschgraues Haar haben, sind wahrscheinlich dieselbe Art, von der es auch in den nördlichen, waldigen Gebirgen von Indien ganze Heerden giebt. Diese sind aber 14 Fuß hoch, haben 3-, bis 4,000 Pfund an Gewicht, und eine ganz schwarze Farbe (einen Büschel rother Haare zwischen den Hörnern ausgenommen), und werden im nördlichen Indien Arnî genannt. Die Schedel dieser ungeheuren Ochsen findet man in Rußland unter den Knochen von Elephanten und Rhinocerossen. M. s. Dr. Anderson's Monathsschrift: the Bee, December 1792, und Pallas Nordische Beiträge. Band VI. F.

mehr gefürchtet wird als dieser *). Könnte der König von Travancor sich entschließen, auf dergleichen wilde Thiere Jagd machen zu lassen, so würde er sowohl sich als seinen Unterthanen sehr wesentliche Vortheile dadurch verschaffen. Es geschieht aber deswegen nicht, weil die Indier an die Lehre von der Seelenwanderung glauben. Hierdurch wird freilich dem menschlichen Herzen ein sanfteres Gefühl eingeflößt und dem Blutvergießen Einhalt gethan; es hat aber auf der andern Seite die nachtheilige Folge, daß die Anzahl der reißenden Thiere sich auf eine ganz ungeheure Art vermehrt. — Nasehörner giebt es zwar hier und da in Indien, aber auf der Küste Malabar lassen sich dergleichen nie sehen. Aus dem Horn, wovon es seinen Nahmen hat, pflegen die Indier Trinkgeschirre und Armbänder zu verfertigen. — Von Tiegern habe ich in Malabar dreierlei Arten gesehen. Der Königstieger, auf Malabarisch Caduva oder Parienpuli, und auf Samscredamisch Vyàcra, oder Duìbina, genannt, hat ein gelbliches Fell, mit langen, schwarzen, horizontalen Streifen. Er ist so groß, wie eine zweijährige Kuh; aber lang und niedrig von Wuchs. Man trifft ihn weit seltener an, als den Malabarischen Puli oder Cuguar. Dies ist der wahre Leoparde, was auch Plinius und Linnée dagegen einwenden mögen. Der Puli, oder gemeine Malabarische Tieger, hat ein gelbliches Fell, das ins Schwarze fällt, und auf dem Rücken mit einigen ganz schwarzen Flecken gezeichnet ist. Daher sein Nahme Puli, d. i. das fleckige Thier. — Das Panterthier, welches sich in den Gattes-Gebirgen aufhält, ist eine Art von Königstieger, hat aber dunkles kastanienbraunes Haar. Hier und da laufen eben so lange horizontale Streifen mitunter, wie bei dem Königstieger, nur mit

*) Ob das hier erwähnte Thier wirklich zu den Wolfarten gehöre, oder eine Hyäne sey, läßt sich nicht bestimmen. Der Wolf pflegt nicht ein so furchtbares Thier zu seyn; die Hyäne hingegen, von der es in Asien und Afrika zwei oder drei Arten giebt, ist sehr grausam, und fällt selbst die Menschen an. F.

dem Unterschiede, daß sie viel schwärzer sind. Mir wurde einst ein Fell dieser Art gezeigt. Dies Thier ist viel grimmiger als der Tieger, und verfolgt seinen Feind mit der äußersten Wuth. — Der obenerwähnte Puli, oder gemeine Malabarische Tieger, wagt es sehr oft, in die Dörfer und Flecken zu kommen. Als ich mich im Jahre 1786 eines Tages zu Vaypur in der Kirche befand, und eben damit beschäftigt war, die Rechnungen ihrer Vorsteher durchzusehen, kam ein solcher Puli bei hellem Mittage in den Flecken, und nahm im Beiseyn von mehr als zwei hundert Personen einen Hund mit fort, der nicht funfzehn Schritte weit von der Kirche auf der Straße herumsprang. Von jetzt an pflegte man zu Vaypur allemal um die Zeit, wo das Ave Maria gebetet wird, die Häuser zu verschließen; damit aber doch die Luft durchziehen könnte, hängte man Gitterthüren vor. Zu Badagare holte ein Puli dem dortigen Cassanar ein Kalb aus dem Stalle, als ich eben bei ihm in seinem Wohnzimmer war. Wir eilten ihm zwar sogleich mit unsern Flinten nach, konnten ihn aber nicht einholen; denn er packte das Kalb bei der Gurgel, erwürgte es, und schleppte es in der größten Geschwindigkeit fort. In Magnapre statteten dergleichen Pulis nicht selten nach dem Ave Maria ihren Besuch bei mir ab. Die Indischen Christinnen wurden seine Gegenwart gemeiniglich in ihren Wohnungen am ersten gewahr, liefen dann auf die Straße, und schrieen mir zu: Acia, patti vannu, patti vannu! d. i. Herr, der Hund ist da! der Hund ist da! Dieser Hund war denn immer ein Tieger, dem aber das gemeine Volk jene Benennung beilegt. — Das Thier, welches Plinius einen Panther, Zimmermann eine Unzie, und Linnée einen Leoparden nennt, hat ein weißes Fell mit schwarzen Flecken; so sieht aber weder der Malabarische Leoparde, noch das Panterthier auf den Gattes-Gebirgen aus. Wer einen Tieger erlegen will, verbirgt sich des Nachts auf einem Baume, in der Nähe eines Wei-

hers oder Teiches, wohin der Tieger zur Tränke geht, und schießt ihn von dortaus todt. Der König bekommt das Fell; der Jäger aber erhält allemal eine Belohnung von den Einwohnern des Fleckens *). — Die fliegende Katze habe ich in Indien mehrmals gesehen, nehmlich zu Vaypur, Puttenpalli und Mohatushe. Sie ist eigentlich eine Art von Eichhorn, das aber so groß ist wie eine Katze. Sie hat zwei knorplichte Flügel wie die Fledermaus, und einen großen dicken Schwanz, dessen sie sich im Fluge anstatt eines Steuerruders bedient. Ihr Fell ist silberfarbig und hat sehr feines Haar. Man sieht sie gewöhnlich auf dem Mavabaum, von dessen Früchten sie sich nährt **). — Ein ganz andres Thier ist der Malabarische Marapatti, den die Naturforscher Serval nennen. Auch dieses lebt zwar auf Bäumen, kann aber nicht fliegen, und frißt weiter nichts als Kokosnüsse. Es ist eine Art von Marder, stellt den Hühnern sehr nach, säuft die Eier aus, und ist ein Todfeind der Schlangen. Sein Fleisch giebt einen üblen

*) Der gestreifte Tieger ist der eigentliche wahre Tieger, (Felis Tigris L.). Der Puli ist kein Kuguar (denn dieses ist ein Südamerikanisches Raubthier von der Katzenart), sondern der wahre Leoparde (Felis Leopardus L.). Die dritte, kastanienbraune und ebenfalls gestreifte Art, scheint eine den Zoologen bis jetzt nicht bekannte, und noch weniger genau bestimmte, Art zu seyn. Die vierte Art, weiß mit schwarzen Flecken, (Felis Uncia L.), ist bei Schreber auf Tabul. C. abgebildet. — Die zum Katzengeschlechte gehörigen Thiere der alten und neuen Welt sind überhaupt noch nicht so genau bestimmt und beschrieben, als sie es bei den neuern Fortschritten der Zoologie seyn sollten. Die hab- und raubsüchtigen Europäer, welche Indien um des Handels und Krieges willen besuchen, haben weder Zeit noch Neigung zum Studium der Naturgeschichte, das doch am Ende auch Geldvortheile bringen könnte, wenn man es gehörig betriebe. F.

**) Das hier beschriebene Eichhorn ist von dem Taguan, oder von Pallas Sciurus Petaurista, und von Nordgren's Sc. Sagitta unterschieden. Es scheint eine noch nicht bekannte Art zu seyn; denn die nordischen, Sc. volans, Sc. Volucella, und Sc. Hudsonius sind alle nicht von der Größe des hier erwähnten Thieres. F.

Geruch von sich *). — Von Hirschen trifft man in Malabar allerlei Arten an. Kàla ist der gewöhnliche Hirschbock; Man heist die Hirschkuh; Pulimàn ist der weiß gefleckte Axis der Alten. Das Reh mit krummen Hörnern, die wie eine Weinranke gewunden sind, wird Krshnamrgam genannt, und ist eine Antelope, die schwarzes Haar hat. Zwischen dieser und einer ändern Antelope, welche auf Malabarisch Keszа und auf Samscredamisch Rohida heißt, findet ein großer Unterschied Statt. Letztere ist nicht größer als eine Ziege, und hat rothes Haar. Sie ist wahrscheinlich Zimmermanns Antelope cervicapra **). Hiernächst giebt es auch in Malabar viele Bezoarziegen. In den Gebirgen der Provinz Maleatur laufen sie truppweise herum, und man gewinnt von ihnen die größten und besten Bezoarsteine. — Der Kuran ist eine kleine Gazelle, die ganz schwarzes Haar hat, und mir in diesem Lande zum erstenmal zu Gesichte kam ***). — Die Zibethkatze, von den Indiern Meruva genannt, findet man ebenfalls hier. In den Waldungen von Cerni und Cidàcolam, habe ich sie häufig gesehen. — Der Kirri ist unstreitig dasselbe Thier, welches die Alten Ichneumon nannten. Man

*) Der Malabarische Marapatti ist keinesweges der Serval der Naturforscher. Der letztere ist bekanntlich eine Art von Luchs; der Marapatti hingegen die Viverra Ichneumon von der Indischen Abart: denn es ist unrecht, den Mungo als eine besondre Art abzusondern. — Der Ichneumon erklettert die Palmbäume, frißt ihre Früchte, auch Ratzen, Mäuse, und besonders Schlangen, zumal die giftigste Art, Naja, die im Portugiesischen Cobra de Cabelo genannt wird. F.

**) Die Antelopen sind noch immer nicht recht systematisch gekannt, so viele Mühe sich auch Pallas in seinen vortrefflichen Schriften gegeben hat, sie genauer zu bestimmen. Die erste, hier angeführte, schwarze oder braune, mit krummen, gewundenen Hörnern scheint die auch am Kap befindliche Orcas L. zu seyn. Die zweite (wenn sie nehmlich die A. Cervicapra ist) hat nicht rothe, sondern gelbe Haare, und ist größer, als eine Ziege, ungefähr so groß wie ein Dannhirsch. F.

***) Die Bezoar-Ziege, Antelope Gazella L. — Welche von den Antelopen der Alten diese Kuran-Antelope sey, läßt sich gar nicht bestimmen. F.

findet es ebenfalls auf der Küste Malabar, und zwar in beträchtlicher Anzahl. Es ist ein Todfeind der Schlangen, plagt sie, bis sie sich zusammenkrümmen und wie betäubt da liegen, springt ihnen alsdann auf den Hals, und beißt sie todt. Während des Kampfes richtet die Schlange sich mit halbem Leibe in die Höhe, reckt den Kamm, zischt, und sucht ihrem Gegner eine Wunde beizubringen; allein dies kleine Thierchen, welches sehr behend ist und ungemein scharf sieht, weiß ihr immer sehr geschickt auszuweichen, bis endlich die Schlange ihre Kräfte verliert und es den Sieg behält. Ich selbst habe diesen Kampf mehr als einmal mit angesehen. Der Kirri hat feines aschgraues Haar, einen dicken Schwanz, einen spitzigen Kopf, schelmische Augen, kleine Ohren, und ist nicht größer als eine große Maus. Dies artige Thierchen ist dem Menschen sehr zugethan, und spielt gern mit ihm, läßt sich aber nicht necken. Es schlüpft durch alle Löcher und Winkel, stiehlt gern Eier, lauert den Fledermäusen und andern Nachtvögeln auf, und duldet keine dergleichen im Hause. Es giebt in Malabar auch noch eine andere Art von Ichneumon, welcher roth aussieht und viel größer ist als der hier beschriebene; er läßt sich aber nicht zahm machen *). — Der Maleannan ist ein schwarzes Eichhörnchen, das man nur auf hohen Bäumen sieht. — Der Annan, oder das kleine Eichhörnchen, welches sich gewöhnlich auf Kokosbäumen aufhält, hat weißbraunes Haar, mit schönen schwarzen Streifen, gleich dem Zebra oder dem Indischen Waldesel, den man aber auf der Küste Malabar nicht antrifft **). — Der Perciali oder Periciaszi, ist eine

*) Die Zibethkatze ist Viverra Zibetha und V. Civetta L.; denn ich bin überzeugt, daß man diese Abarten unnöthiger Weise zu besondren Arten gemacht hat. — Der Kirri ist die kleine Abart der Viverra ichneumon L., und der oben genannte Marapatti ist eine größere. Die nachher erwähnte rothe Abart gehört ebenfalls zu dieser Art. F.

**) Von den beiden hier genannten Eichhörnern ist das erste wahrscheinlich Sciurus maximus L., das bei Sonnerat's Vo-

große Maus, die von den Portugiesen Fossador genannt wird, weil sie alles umwühlt und großen Schaden anrichtet. — Der Cundeli ist eine andere Art Maus, die einen guten Geruch von sich giebt *). Der Pucia, oder die gewöhnliche Hauskatze, thut keiner großen Maus etwas zu Leide **). Den kleinen Igel habe ich nicht in Malabar gesehen, wohl aber das Stachelschwein, in dessen Eingeweide man, der Sage nach, Bezoar finden soll, welches ich aber dahin gestellt seyn lasse. Das Fleisch dieses Thiers hat einen schlechten Geschmack, und ist schwer zu verdauen ***). — Affen giebt es eine große Menge in den Waldungen von Maleatur, Codamangalam, Badagare, Codolur und Vaypur. Der kleine weiße Affe heist Vellacuranga. Coringuranga wird der große schwarze Affe genannt, natibus calvis, cauda praelonga. Er hat einen großen Bart, und sein Kopf ist ganz mit Haaren bewachsen. Dieser Affe ist wahrscheinlich der Faunus oder Silenus des Herrn Zimmermann. Einen andern, der einen kleinen Schwanz hat, halte ich für den Silvanus eben dieses Naturforschers. Der Rajahkeda, oder Königsaffe, sieht schwarz aus, hat einen langen schwarzen Bart, und ist roth im Gesicht, wie ein Mensch. Die Heiden schätzen ihn sehr, weil er ihrer Mythologie zu Folge den Gott Hanuman, den Pan der Alten, vorstellen

yage aux Indes, Vol. II. tab. 87. abgebildet ist. Das zweite scheint ein neues, noch unbekanntes Thier zu seyn. F.

*) Die hier erwähnten Mäusearten sind nach den wenigen unbestimmten Angaben gar nicht im System aufzufinden. F.

**) Auch von der Europäischen Katze ist es bekannt, daß sie die Wanderratzen (Mus decumanus L.) nicht angreift, vermuthlich, weil sie diesen Thieren nicht gewachsen zu seyn glaubt. F.

***) Diese Art von Igel ist der Hystrix oder Erinaceus malaccensis. Der Bezoar, den man von dieser Igelart bekommt, ist der von den Portugiesen so genannte Piedra del porco, den man vor Zeiten theuer bezahlte, heut zu Tage aber fast gar nicht mehr achtet. F.

soll. Dergleichen Affen laufen zu tausenden umher, und vertheidigen sich, wenn man ihnen etwas zu Leide thut *). — Der Adibe, auf Malabarisch Curuken, und auf Samscredamisch Gembuga oder Kroshtàva genannt, ist eine Art von Fuchs oder wildem Hunde. Die Anzahl dieser Thiere ist in Malabar ganz außerordentlich groß. Man kann fast keinen Todten außerhalb der Kirche beerdigen, ohne zu befürchten, daß sie ihn wieder ausscharren und fressen **). — Der Malabarische Wolf heißt Cenna, und hat röthliches Haar. — Die wilde Katze wird Kokàn genannt. — Außer der bereits erwähnten Zibethkatze, oder Meruva, giebt es auch noch zwei andere Gattungen dieser Thiere, nehmlich die Malaweruva, oder Bergzibethkatze, und die Naypulla, welche ein schäckiges, mit schwarzen Flecken melirtes Fell hat ***).

Das Federvieh in Malabar ist, eben so wie in andern Ländern, Theils zahm, Theils wild. Von der erstern Gattung findet man hier Hähne und Hühner, Enten und kalekutische Hühner. Der Haushahn ist nach der Indischen Mythologie der Göttin Bhagàvadì geheiligt, und wird derselben vor der Thür ihres Tempels zum Opfer dargebracht. Wenn sich ansteckende Seuchen äußern, welche die Indier dem Einflusse dieser Göttin zuschreiben, so schlach-

*) Der hier genannte Coringuranga ist unstreitig der S. Silenus L., oder Büffon's Ouanderou. Die übrigen von dem Verfasser erwähnten Affen lassen sich, aus Mangel an näheren Bestimmungen, nicht im System nachweisen. F.

**) Der Adibe oder Adive ist der im ganzen Orient bekannte Schakal, welcher sich in Heerden zusammenhält. Wenn einer von ihnen in der Ferne schreiet, so rufen ihm alle andren, die ihn hören können, nach. Im Buche der Richter, XV, 4. heißen die Hyänen: Schualim, oder Schnellwölfe. F.

***) Der hier abermals als Wolf angeführte Cenna (Tschenna) mit röthlichen Haaren, mag wohl ein gelblicher Wolf seyn, da des Verfassers Adibe die wahre Hyäne ist. — Die Berg-Zibethkatze, Malaweruwa, und die Naypulla sind unstreitig Abarten der gewöhnlichen Zibethkatze. Einige kleine Abweichungen in Farbe und Flecken sind nicht hinlänglich, um neue Arten zu schaffen. F.

ten ihre Pfaffen und Wahrsager bisweilen auf dem Lager des Patienten einen Hahn, bestreichen ihn mit dessen Blute, und murmeln einige Gebetformeln dazu. Zum Beispiel: Om Bhadracàli namà; d. i. Anbetung dir, o Göttin, die du schwarz bist und gut; so sey es. Oder: Hum, Variavì namà, d. i. Anbetung dir, du erzürnte cholerische Göttin; Om, pancia mughi yumè, Anbetung, Heil dir, o Frau mit den fünf Gesichtern; Hum, varàhi namà, Anbetung dir, o Göttin, die du wie ein wildes Schwein gestaltet bist; so sey es! — Die Tarava oder zahme Ente trifft man häufig in der Gegend von Cochin an, weil es dort viele Flüsse giebt, worin sie Nahrung findet. Ihr Fleisch ist fast gar nicht zu genießen, weil sie zu viel Sardellen verschlingt. Am Bord der Schiffe giebt man den Enten erst eine Zeitlang anderes Futter, ehe sie geschlachtet werden *). Mit dem genannten Geflügel wird in den Indischen Seestädten ein unglaublich starker Handel getrieben. Er beschäftigt vorzüglich die Christen, die Mohamedaner und die schwarzen Juden. — Der Pfau ist in Malabar ebenfalls anzutreffen. Zu Vaypur und Kidacolam sah ich ganze Schaaren dieser Vögel. Sie richten vielen Schaden in den Gärten an **). — Das wilde Huhn, Kattucoli

*) Ich beziehe mich auf die Anmerkung S. 214. — Lukullus grub große Teiche, und füllte sie mit Seewasser, um Meeraale (Muraena Helena L.) darin zu halten. Einige Römer fütterten solche Fische sogar mit dem Fleische ihrer Sklaven. — Enten, welche nichts als Fische fressen, bekommen einen fischichten Geschmack. Wenn aber dieselben Enten eine Zeitlang wieder mit Körnern und dergleichen gefüttert werden, so wird ihr Fleisch eine sehr gute Speise. F.

**) Indien und Ceilan sind das wahre Vaterland des gewöhnlichen Pfaues. Es ist nichts Schöneres in der Welt zu sehen, als eine Heerde solcher Pfauen, die im Sonnenschein fliegt. Ich habe diesen Anblick öfters gehabt. John Blackburne Esq. von Orford-Hall bei Warrington hielt sich nehmlich viele Pfauen in einer Anpflanzung, die wenigstens eine halbe Deutsche Meile weit von seinem Hause entfernt war; und sie flogen zuweilen bis nach Orford-Hall. F.

coli oder Kikidiri, ist ein sehr schönes Thier. Sein Gefieder prangt mit allerlei Farben, und glänzt wie Gold *). — Der Sperber, auf Malabarisch Paranda, auf Samscredamisch Garhuda genannt, ist nach der Indischen Mythologie das Vehikel, auf welchem Vishnu gewöhnlich reitet. Er steht besonders bei den Malabarischen Weibespersonen in sehr großer Achtung, und sie halten es für eine der glücklichsten Vorbedeutungen, wenn er ihnen einen Fisch aus der Hand nimmt. — Der Falke dient den Indischen Kriegern zu einem angenehmen Zeitvertreibe; denn sie richten ihn zur Jagd ab. — Der Rabe, Kaka, ist den Indiern ein Sinnbild des menschlischen Geistes nach dem Tode. Diese abergläubischen Leute füttern ihn täglich mit Reiß. Es ist daher nicht zu verwundern, daß es in Malabar, zu nicht geringer Beschwerlichkeit der Europäer, eine ganz unbeschreibliche Menge dieser Raubvögel giebt. — Der Cembòtta ist eben so groß wie der Rabe, hat aber rothe Federn, und frißt Schlangen. — Der Vesbàmbel ist ein Vogel, der dem Strauß an Größe nicht viel nachsteht, und ebenfalls Schlangen verzehrt. Pater Hanxleden und Biscoping nennen ihn auf Portugiesisch Passaro de duos bicos; denn er hat zwei Schnäbel, von denen der eine immer mit Wasser angefüllt ist. Dies holt er sich auf der Ebene, und bewahrt es alsdann auf; denn die Natur hat ihm sehr hohe Gebirge zu seinem Aufenthalt angewiesen, wo weit und breit kein Tropfen Wasser zu finden ist, und von welchen er nur selten herabkommt **). — Der Magnakli

*) Der wilde Hahn aus den Gattes-Gebirgen und den dortigen Wäldern ist bei Sonnerat in seiner Reise nach Indien B. II. S. 116 — 125 weitläuftig beschrieben und auf Tab. 94 sehr gut abgebildet. — Das königliche Naturalien-Kabinet in Halle besitzt diesen Hahn ausgestopft. Er hat ein wunderschönes Gefieder, und ist eine große Seltenheit. F.

**) Die Falken und Sperber waren auch in Aegypten besonders dem Horus heilig. — Da die Nayren, oder Krieger, in Friedenszeiten ein sehr müßiges Leben führen, so pflegen sie sich mit der Jagd zu beschäftigen und dazu besonders

ist einer der schönsten Malabarischen Vögel. Er sieht ganz gelb aus, bis auf die Flügel, welche schwarz sind. — Der Paradiesvogel hat einen sehr kleinen Körper, aber zwei sehr lange Schwanzfedern *). — Pindàramcòli ist der Nahme eines blaugefiederten Wasserhuhns **). — Der Umen ist eine Art von Geier oder Vielfraß. — Die Malabarischen Fledermäuse sind beinahe so groß wie junge Hühner, haben große Flügel, fürchterliche Krallen, und sind am ganzen Leibe mit Haaren bewachsen. Ihr Kopf sieht einem Pferdekopfe ähnlich. Die Malabaren pflegen sie zu essen, und ich selbst aß sie gern. Sie haben derbes Fleisch, das beinahe wie Hasenbraten schmeckt ***). — Papageien von allerlei Farbe, Größe und Gestalt, giebt es in Ma-

Falken durch das Abtragen abzurichten. Hierdurch mag die Falkenjagd wohl den Saracenen bekannt geworden seyn, von denen, so wie auch von seinen Arabischen Unterthanen in Sicilien, Kaiser Friedrich II. sie während der Kreuzzüge lernte und daher ein Buch: ars venandi cum avibus schrieb, welches dessen Sohn Manfredus fortsetzte, und welches der sehr gelehrte Prof. Schneider in zwei Theilen, Leipzig 1788 und 89, in 4., herausgegeben hat, weil die seltne erste Augsburger Ausgabe in 8. nicht mehr zu haben war. Das Buch bekommt seinen größten Werth durch die Zusätze und Erläuterungen dieses gelehrten Naturforschers. Uebrigens muß man sich in der That wundern, daß der genannte Kaiser so viele richtige und gründliche, selbst anatomische, Bemerkungen gewußt hat. — Der Rabe Kaka und Cembotta sind nicht zu bestimmen; aber der Wesbambel ist der große Asiatische Pelikan (Pelecanus Onocrotalus L.). F.

*) Der Magnakli ist wahrscheinlich der Oriolus Galbula L., unser Pfingstvogel, den man in der sogenannten alten Welt überall antrifft; doch ist der Indische Vogel eine Abart. — Daß in den Gattes-Gebirgen der kleine Paradiesvogel (Paradisea regia L. sich aufhalte, ist eine ganz neue Bemerkung, die wohl erst von glaubwürdigen Zeugen bestätigt werden muß; denn, so viel wir bis jetzt wissen, finden sich alle Paradiesvögel nur in Neu-Guinea und auf den Inseln in dessen Nachbarschaft, besonders Aru. F.

**) Ohne Zweifel Buffon's Poule Sultane (Fulica Porphyrio L.), ein sehr schöner Vogel. F.

***) Seltsam genug ordnet der Verfasser die Fledermäuse, Säugthiere, — weil sie fliegen können — unter die Vögel. Die hier genannten sind wahrscheinlich Buffon's Roussette,

labar eine ganz unbeschreibliche Menge. Sie und die Affen sind eine wahre Landplage für die dortigen Gegenden; denn diese Thiere rauben und stehlen, wo sie nur hinkommen. — Caba ist der Nahme der Indischen Wachtel. — Die Becassine, oder Schnepfe, trifft man in den sumpfigen Gegenden bei Ciranga und Puducurici an. — In den Gattes-Gebirgen giebt es eine Art von Amseln, die am ganzen Körper schwarz ist, auf dem Kopf aber ein gelbes hellglänzendes Häutchen hat, welches eine kleine Krone vorstellt. Dieser Vogel ist bei den Einwohnern der dortigen Gegenden, seines vortreflichen Gesanges wegen, ungemein beliebt *). — Ciula ist die Holztaube mit dem grünlichen Gefieder; Ciangali, die Turteltaube; Koca, der Kranich. Von allen diesen Thieren wimmelt es, so zu sagen, auf dem platten Lande von Malabar. — Der Gnara, oder Garça real, ist eine Art von Ibis, aber größer als der Kranich. Die Indier erweisen diesen Vögeln zwar keine besondere Achtung, verscheuchen sie aber auch nicht von ihren Reißfeldern, wo sie in ganzen Schaaren sich einfinden und das Ungeziefer vertilgen. — Einer der merkwürdigsten Vögel in ganz Indien ist der, welcher auf Malabarisch Olamà-

(Vespertilio Vampyrus L.; oder, nach Blumenbach, V. caninus). Sie leben bloß von Früchten, und sind nicht blutgierig, wie man dies nach Gmelin's Behauptung in Linn. Syst. Nat. ed. XIII. glauben sollte. Hierin sind sie mit dem Surinamischen echten Vampyr (Vesp. Spectrum L.) verwechselt. Dieser Vampyr riecht sehr übel, und kann auch gar nicht gegessen werden; jene Fledermäuse aber sind eßbar, und dienen vielen Einwohnern von Neu-Holland zur Speise. Sie pflegen sich den Tag über mit den großen Haken ihrer Flügel an die Casuarina-Bäume zu hängen. Ich schoß auf der Insel Amsterdam (Tonga-Tabu) sechs auf einen Schuß; und noch mehr blieben todt am Baume sitzen: denn es war ihrer eine unzählbare Menge bei einander. F.

*) Diese Amsel ist der sogenannte Mayno, oder Mayna (Gracula religiosa L.). Man findet sie in London, und in England überhaupt, sehr häufig; sie wird nehmlich aus Indien und den Philippinen mitgebracht, weil sie sehr schön pfeift, gelehrig ist, ganze Melodieen lernt und auch Wörter nachspricht. F.

ri, auf Indostanisch Bajà, und auf Samscredamisch Berbera genannt wird. Er ist von der Größe eines Europäischen Sperlings, oder doch wenigstens nicht viel größer. Dieser Vogel verfertigt sein Nest auf eine sehr künstliche Art aus langen Pflanzenfasern oder dürren Grashalmen, und befestigt es vermittelst einer Art von Schnur, die beinahe eine Elle lang ist, an der äußersten Spitze eines ganz dünnen Zweiges, damit weder Schlangen noch andere Thiere, die seinen Eiern und seiner Brut nachstellen, hinzukommen können. Dies hangende Nest wird vom Winde hin und her getrieben, ist aber so befestigt, daß es nie Schaden nimmt. Sein Inneres besteht aus drei sehr niedlich eingerichteten Kämmerchen, oder Abtheilungen. In der ersten, die ganz vorn angebracht ist, sitzt das Männchen, in der zweiten das Weibchen, und die dritte ist für ihre Jungen bestimmt. In der ersten Abtheilung, wo das Männchen allemal Wache hält, während das Weibchen über seinen Eiern brütet, findet man an der einen Seitenwand etwas zähen Lehm angeklebt, und oben darauf ein Johanniswürmchen, welches gleichsam die Stelle des Nachtlichtes vertritt. Diese Vögel nähren sich von Insekten, sind am Kopf und an den Füßen gelblich, am Leibe dunkelgelb, und auf der Brust weißlich. Sie entfernen sich nicht leicht von den Kokosbäumen, wo ich meistens ihre Nester wahrnahm. Man findet diesen Vogel im zweiten Bande der Asiatick Researches S. 109 beschrieben. Ich hatte fünf solche Nester in meinem Reisecoffer, und wollte sie mit nach Europa nehmen; da es mir aber an Platz fehlte, so nahm ich sie wieder heraus *).

Zu den Amphibien gehört die Nirna, oder die Malabarische Fischotter; der Nirpucia, eine Art von Wasser-

*) Der Baja oder Berbera ist ist der schon von Brisson beschriebene philippinische Dickschnabel, (Loxia philippina L.). Das Nest dieses Vogels wird häufig nach Europa gebracht. F.

katze; ingleichen der Nirudumba, ein Wassersalamander, den die Portugiesen Talagoya de agoa nennen. Der eigentliche Salamander, eine große schwarze Eidechse, die drei bis vier Palmen lang ist und von den Malabaren Udumba genannt wird, hält sich bloß in Gebüsch auf, und hat ein köstliches, sehr gesundes Fleisch, welches die Indier sich wohlschmecken lassen. Die Wassereidechse ist zwar nicht so groß, aber ebenfalls schwarz. — Der Cicanni oder Scinco, ist ein kleines Krokodil, oder vielmehr eine große, vier bis fünf Palmen lange Eidechse. Sie sieht dunkelbraun aus, hält sich meistens in Teichen oder andern stehenden Gewässern auf, die nicht weit von Palmgärten und Reißfeldern entfernt sind, kommt aber auch auf das Land, und gehört folglich unter die Amphibien. — Der Mudela, oder das eigentliche Krokodil, welches ebenfalls ein Amphibium ist, hat allerlei Farben. Es frißt nicht nur Fische, sondern auch Hunde, Kälber, und andere Thiere, ja sogar Menschen, die ihm zu nahe kommen. In Malabar sind fast alle Flüsse mit dergleichen Ungeheuern angefüllt. Ich sah verschiedene derselben, die noch größer als ein Waldochse, oder Büffel, waren. Einige sehen braun und grünlich aus, andere braun und hellroth, und die meisten sind größer als die Aegyptischen Krokodille, welche mir zwar länger, aber nicht so dick, zu seyn schienen. Das Krokodil gehört mit zu den heiligen Thieren der Indier, und hat seine eigenen Tempel. Wenn jemand vor Alters eines Verbrechens wegen angeklagt wurde, so ließ man ihn im Beiseyn der Brahmanen durch einen Fluß gehen, worin sich ein Mudela aufhielt. Kam er glücklich hindurch, so hielt man ihn für unschuldig. Man fängt die Mudelas vermittelst eines eisernen Hakens, woran ein Stück Fleisch befestigt ist, und zieht sie alsdann mit einem starken Seil an das Land. Das Krokodill und der Tieger fallen den Menschen nicht eher an, als bis der Hunger sie dazu treibt; dies geschieht aber so häufig eben nicht, weil sie viel

auf einmal zu fressen pflegen. Im Kopfe des Mudela findet man einen gelben Bisam, der einen starken Geruch von sich giebt, und womit sich die Heiden ihre heiligen Zeichen an die Stirn mahlen. Zu einem Beweise, wie sehr man dergleichen Thiere zu fürchten hat, kann Folgendes dienen. Eine Frau die sich im achten Monat ihrer Schwangerschaft befand, war einst am Flusse Edacoci mit Waschen beschäftigt. Unvermerkt näherte sich ihr ein Krokodill, welches sie um so weniger gewahr werden konnte, da diese Thiere die Gewohnheit haben, den Kopf nur ein klein wenig über das Wasser emporzurecken. Plötzlich schoß dies Ungeheuer auf die nackende Frau los, und riß ihr das ungeborne Kind aus dem Leibe. Man trug sie in die benachbarte Kirche, wo sie den Geist aufgab. Das große Krokodill heißt auf Samscredamisch Shishumàra, das kleine Cumbhira, die Fischotter Udru, die Schildkröte Curma, Camada, oder Caciaba, und der Salamander Gòdha. Wer die Indische Naturgeschichte studieren will, muß sich dergleichen Nahmen bekannt machen *).

Zehntes Kapitel.

Meere, Flüsse, Fahrzeuge, Fische, Conchylien, und Schlangen, in Indien.

Die ganze Seeküste, von Surate bis zum Kap Comari, wird von Fischern bewohnt, die, weil sie zu den verächtlichen, oder vielmehr niedrigen, Casten gehören, sich

*) Die Indischen Krokodille (Lacerta gangetica) haben sehr lange, schmale Kinnladen, und sind leicht zu zähmen. Es ist merkwürdig, daß in Indien, so wie ehemals in Aegypten, die Krokodille für heilig gehalten werden. Einige Malayen, z. B. in Batavia, haben den Aberglauben, ein solches Krokodill sey ihr Bruder oder ihre Schwester. Sie suchen daher etwas zu erübrigen, um diesem Krokodill, das auf ihr Rufen herbeikommt, täglich etwas zu fressen bringen zu können. F.

nicht im Innern des Landes niederlassen dürfen, und folglich genöthigt sind, am Gestade des Meeres oder auch in der Nähe von Seehäfen, großen Flüssen und andern Gewässern, ihre Wohnungen aufzuschlagen. Fast alle diese Leute sind Christen; doch giebt es auch eine kleine Anzahl Heiden und Mohamedaner unter ihnen. Die letzteren fanden sich durch die Araber, welche sich im achten und neunten Jahrhundert dort festsetzten, zur Annahme des Mohamedanismus bewogen; die ersteren hingegen wurden durch die Franciskaner, Dominikaner, Jesuiten und barfüßigen Karmeliter zum christlichen Glauben bekehrt. Alle Fremden, die nach Indien kommen, nur an der Seeküste hinreisen, und keine Gelegenheit haben, sich tiefer im Lande umzusehen, beurtheilen Indien und dessen Bewohner bloß nach den Sitten, Gebräuchen, Gesetzen, Eigenschaften und fabelhaften Erzählungen dieser Fischer. Daher die ungegründeten, lächerlichen, einseitigen und abgeschmackten Nachrichten, welche sich in Betreff der Indier durch ganz Europa verbreitet haben. Die Mucarèr (Fischer, oder, nach dem eigentlichen Wortverstande, Leute die unter das Wasser tauchen) Paravas, Ciànas, Tupasis, Mestizen, Kreolen, und andere Bewohner der Seeküste, können schlechterdings nichts Zuverlässiges von Indien erzählen, da sie selbst das Innere des Landes nie zu Gesicht bekommen, und weder mit Adeligen noch mit den Brahmanen sprechen dürfen. Diese Verordnung hat ihren guten Grund in dem Religions-System und in der Staatsverfassung der Indier.

Das Meer wird in der Samscredam-Sprache Samudra, Abdhi, Sàgara, Arnavà, Ambudhi und Udadhi, auf Malabarisch aber Cadel genannt. Zu Folge der Indischen Dichterfabel, soll es in dieser Welt Sapta Sagara, sieben Meere, geben. Das erste, welches auf Samscredamisch Kshiròda heißt, besteht bloß aus Milch; das zweite, Lavonoda, aus Salz; das dritte,

Suroda, aus Sura oder Kokossaft; das vierte, Dadhimanoda, aus Wasser, das sich von der Sauermilch absondert; das fünfte, Ikshuda, aus Wasser von Zukkerrohr; das sechste, Svaduda, aus süßem Wasser; und das siebente, Navanidambudhi, aus frischer Butter. Im Mittelpunkte dieser Meere, liegt die Insel Gembhu, das ist, der Erdball, auf welchem wir wohnen. Die Engländer haben versprochen, dies allegorische System im dritten Bande der Asiatick Researches zu erklären, und diese Ehre will ich ihnen denn auch nicht streitig machen.

Die Brahmanen wissen sehr wohl, daß das Meer unter dem Aequator weit salziger ist, als gegen die Pole zu; sie verhüllen aber diese physikalische Erfahrung unter einer sehr lächerlichen Fabel. Sie sagen nehmlich: Cashyaba, einer von ihren Munis, (der eigentlich nichts anderes ist, als das Gestirn, welches wir Kanopus nennen), lasse unter dem Aequator seinen Urin in das Meer, welches er aber in der Gegend des Nordpols nie thue. — Der wahre Grund, weswegen der Schöpfer der Welt die Einrichtung traf, daß das Meer unter dem Aequator eine größere Quantität Salz enthalten, und von der immer abwechselnden Ebbe und Fluth, von großen Strömen, von Winden und Stürmen, weit heftiger als anderswo in Bewegung gesetzt werden sollte, ist wohl dieser, daß dadurch unter dem heißen Erdgürtel der Fäulniß und Verpestung der Luft vorgebeugt würde, und diese Weltgegenden zu einem angenehmern Aufenthalte werden möchten, als die an den beiden Polen, wo ohnehin, der strengen Kälte wegen, fast gar keine Fäulniß Statt finden kann.

Die vornehmsten und merkwürdigsten Flüsse in Indien sind folgende: 1) der Ganga oder Ganges. 2) Der Sindhu, welcher von den Europäern ganz irrig Indus genannt wird. 3) Der Jamunà, von den Griechen und Römern — ebenfalls ganz unrichtig — Jomanes

oder auch Djemma genannt. 4) Der Rèvà. 5) Der Sharavadi. 6) Der Vaitravadi. 7) Der Ciandrabbàga. 8) Der Sarayùvà. 9) Der Sarasuadi. 10) Der Devi oder Deva. 11) Der Caveri. 12) Der Collàru. Alle diese Samscredamisch-Indischen Benennungen sind von den Ausländern korrumpirt worden. Wer nicht mit der Ursprache dieses Landes bekannt ist, kann sich unmöglich auf der Landkarte von Indien zurecht finden. Man darf nur die Antiquités géographiques de l'Inde, par d'Anville, zur Hand nehmen, ingleichen Tiefenthalers und Rennells Landkarten nachsehen, um sich sogleich zu überzeugen, daß obige Benennungen durchaus entstellt sind.

Die Wichtigkeit dieser Materie, welche so viel Licht über Indiens Geschichte verbreitet, macht es mir zur Pflicht, die Irrthümer der erwähnten Schriftsteller zu verbessern. Das Brahmanische Buch Amarasinha, welches die Indier, nach den Zeugnissen eines Jones, Wilkins, Anquetil du Perron und Davis, sehr hochschätzen, enthält unter andern in dem Abschnitte, welcher Samudravargga betitelt ist, eine Beschreibung der vornehmsten Indischen Flüsse. Der Verfasser desselben macht den Anfang mit dem Ganges, welchem in der Samscredam-Sprache folgende Benennungen beigelegt werden: Ganga, Vishnuvadi, Gehnutanayă, Suranimnaga, Bhaguirathi, Tisròda und Bhishmasù. Alle diese Nahmen bezeichnen den einzigen Fluß Ganges. Dann folgen die Samscredamischen Benennungen des Flusses Jamunà, welche folgendermaßen lauten: Jamunà, Càlini, Suryatanayà, Shamanasuasà. Alle diese Nahmen werden dem einzigen Flusse Jamunà beigelegt. Nun kommen die Benennungen des Flusses Rèvà, als: Rèvà, Nammadà, Somolbbavà, Mèghala Canyagà, Karatòyà, Sabanirà bahudà, Saidavahini. Diesen Samscredamischen Nahmen ist nachstehende brahmanische

Bemerkung im gewöhnlichen Malabarischen Dialekt beigefügt: Vindyattinguelnina purapetta Revajede per; d. i. Nahmen des Flusses Rèvà, welcher auf dem Berge Vindhia entsteht, entspringt, und hervorquillt. — Hiernächst folgen die Benennungen des Flusses Sarajuvà, nehmlich: Shududri, Shadrada, Sarajevà; drei Nahmen eines einzigen Flusses. Dann folgende Glosse: Himavànguelnina purapetta Sarayùvinde per; d. i. Nahmen des Flusses Sarayùvà, welcher auf dem Hima entsteht, entspringt und hervorquillt. — Ferner die Nahmen des Flusses Dèva, welche also lauten: Vipàshà, Vipal, Dèva. Bei dieser Gelegenheit sagt der Brahmanische Glossator: Sanhjattinguelnina purapetta Dèvadajede per; d. i. Nahmen des Flusses Dèva, welcher auf dem Berge Sanhya entsteht, entspringt, und hervorquillt. — Nun werden die Benennungen der übrigen fünf merkwürdigsten Flüsse angeführt; als Sharavadi, Vetravadi, Ciandrabhagà, Sarasvadi, und Caveri. Allein wo diese fünf Flüsse entspringen, darüber sagt die Glosse nichts. Alle diese verschiedenen Benennungen sind in drei Indischen Manuskripten aufgezeichnet, die ich jetzt vor mir habe. Ich darf indeß den Umstand nicht mit Stillschweigen übergehen, daß sich keine Glosse in dem Samscredamischen Text des Amarasinha befindet, welcher in Shlogas oder abgetheilten Sätzen geschrieben ist; hingegen trifft man dieselben in allen andern Samscredamischen Handschriften eben dieses Werkes an, welches die brahmanischen Gelehrten Wort für Wort erklärt haben. Ich besitze ein Exemplar dieser letztern Art. Es ist auf Palmblätter geschrieben, und dessen Aechtheit wird von niemand bezweifelt werden, der sich auf die Schriftzüge der Brahmanen versteht. Es leuchtet von selbst in die Augen, daß obige Stelle, die ich aus dem Amarasinha angeführt habe, von der äußersten Wichtigkeit ist; denn sie lehrt uns den Ursprung der drei größten Indischen Flüsse kennen, welche noch bis

auf den heutigen Tag von den Erdbeschreibern mit einander verwechselt werden. Dies ergiebt sich aus Folgendem:

I. Einige halten den Ganges für den Sarayuvà, welchen Anquetil du Perron Sarjou nennt. Anstatt demnach zwei große Flüsse nahmhaft zu machen, führen sie nur Einen an, und nennen ihn Ganges. Diesen groben Fehler bemerkt man auf allen Landkarten; und Pater Tiefenthaler ist der einzige, welcher ihn vermieden hat. De l'Isle, zum Beispiel, läßt auf seiner Carte des Indes, à Paris 1781, den Ganges, nebst noch einem andern Flusse, aus einem See entspringen, und sagt: Rivière qui sort du même lac que le Gange; elle arrose le Royaume de Tibet. Dann zeigt er, wie der Ganges seinen Lauf durch Indien nimmt, sagt aber kein Wort vom Sarayuvà, der doch ebenfalls unter die größten Flüsse Indiens gehört.

II. Pater Tiefenthaler und Anquetil du Perron waren die ersten, welche zwischen dem Ganges und Sarayuvà einen Unterschied machten, diese beiden Flüsse aus verschiedenen Quellen herleiteten, und jedem seinen eigenen Lauf anwiesen. Man sehe: Carte générale du Cours du Gange et du Gagra (eben derselbe Fluß, welcher von andern Sardjou oder Sarayuva genannt wird) dressée par les cartes particulières du P. Tiefenthaler, par M. Anquetil du Perron, à Paris 1784. Hier verdient aber bemerkt zu werden, daß das Gebirge Brahmaputra, auf welchem jene beiden Erdbeschreiber den Sarayuvà oder Sardjou entspringen lassen, in dem erwähnten Amarasinha der Berg Himala genannt wird. Wir sehen hieraus, daß der Ganges ein ganz anderer Fluß ist, als der Sarayuvà; auch lernen wir zugleich die eigentliche Lage des Berges Himala (des Imaus der Griechen) kennen: denn nach Tiefenthalers Karte entspringt der Sarayuva unter 35° N. Breite, und unter 78° O. Länge; nach der Karte des Herrn de l'Isle aber unter

34° d. Br. und beinahe unter 100° der Länge. Ferner sehen wir hieraus, daß man die zwiefache Benennung eines und eben desselben Flusses, welchen das alte brahmanische Wortverzeichniß im Amarasinha auf Samscredamisch bald Sarajuvà, bald Shadrada nennt, in Sardjou und Gagra verwandelt hat.

III. Tiefenthaler und Anquetil machen aus den beiden Strömen Sarayuvà und Dèva nur einen einzigen, wie man auf der eben erwähnten Landkarte sehen kann. Dies ist ein sehr großer Irrthum: denn dem Buche Amarasinha zufolge, hat der Dèva nicht nur einen ganz andern Nahmen, sondern auch einen ganz andern Ursprung. Dieser Fluß entspringt nehmlich auf dem Berge Sanhyà, und heißt auf Samscredamisch auch Vipasha und Vipal, welche beiden Benennungen nur dem Dèva zukommen, und folglich dem Sarayuva nicht beigelegt werden können.

IV. Wir sehen hieraus ferner, daß der Rèva, welchen andere ganz irrig Ravi oder Revi nennen, von dem Gebirge Vindhya herabkommt. Dies sind die Vinidi Montes des Strabo und Ptolemäus, welche die Truppen Alexanders des Großen von fern sahen. Hierdurch wird die wahrscheinliche Vermuthung veranlaßt, daß Alexander, ob er gleich über den Reva ging, dessen ungeachtet nicht bis an den Jamunà gelangte. Wäre es anders, so würden die Geschichtschreiber diesen Fluß gewiß mit unter denen genannt haben, welche Alexanders Armee passirte; denn er war den Alten unter dem Nahmen Jomanes sehr wohl bekannt. Da sie aber hierüber ein tiefes Stillschweigen beobachten, so kann man wohl als gewiß annehmen, daß jener so gepriesene Macedonische Held nur einen ganz kleinen Theil von Indien zu Gesicht bekam und seiner Herrschaft unterwarf.

V. Das Wort Sindhu bedeutet in der Samscredam-Sprache: Meer. Hieraus erhellet, daß diese Benennung dem Flusse, welcher als der Sindhu, Sandus, Indus

und Hendo bekannt ist, eigentlich nicht zukommt, und ihm allenfalls nur in der Gegend beigelegt werden kann, wo er sich in das Meer ergießt. In den alten Schriften der Brahmanen wird dieser Fluß Rèva genannt; denn gegen Nordosten zu, unter 30° N. Breite und unter 34° der Länge, macht der Rèva den Hauptstrom des Sindhu aus. Er kommt nicht aus Tibet, noch weniger vom Berge Imau, Parvada oder Parapomiso, wie Einige vorgeben, sondern vom Gebirge Vindhya, das unter 34° der Breite, und unter 94° der Länge liegt, aber weder auf de l'Isle's noch d'Anville's Karte zu finden ist.

VI. Endlich ersiehet man hieraus, daß dem Rèva in der Samscredam-Sprache mehrere Nahmen beigelegt werden, welche die Erdbeschreiber für eben so viele Flüsse hielten, so daß sie deren eine beträchtliche Anzahl nahmhaft machen, die gar nicht existiren. So giebt z. B. Herr de l'Isle einen Fluß an, der unter 25° der Breite befindlich seyn, und Dimadee heißen soll. Zu diesem Irrthume verleitete ihn die korrumpirte Aussprache des Wortes Namadà, einer Benennung, die dem Rèva beigelegt wird, und keinen andern Fluß bezeichnet, als den Rèva selbst. So geht es aber, wenn man die Sprache der Indier nicht versteht, und sich durch das Lesen ihrer Schriften nicht selbst unterrichten kann! Indeß findet man die Samscredamischen Nahmen der vornehmsten Indischen Flüsse in Biscoping's Wörterbuche. Der Rèva, Jamunà, Ganges, Sarayuvà und Caveri werden von den Indiern für heilig gehalten, und sollen Alle die, welche sich darin baden, von ihren Sünden reinigen.

Die Fahrzeuge, deren man sich auf den Malabarischen Flüssen und Gewässern bedient, sind folgende: 1) Candimaram. Es besteht aus zwei Stücken Holz, welche zusammen gebunden, und dicht an einander befestigt sind. Mit diesem schwachen Fahrzeuge wagt der Indier sich sogar auf das Meer. Es wird zwar oft umgeworfen; da er aber

knieend rudert und ganz nackt ist, so klammert er sich gleich mit Händen und Füßen an sein Candimaram, so daß die Wellen ihm nichts anhaben können *). 2) Toni, Mangi oder Vallam. Dies sind Nachen, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme bestehen. 3) Ciangada. So werden mehrere an einander befestigte Balken genannt, welche zusammen ein Floß ausmachen. 4) Cemboca. Ein breiter, unten ganz flacher Kahn. 5) Pàrram; ebenfalls eine Art von Kahn, der aber beinahe wie ein Viereck gestaltet, und oben so eng ist, daß die Oeffnung, durch die man hineinsteigt, kaum einen Palm im Umfang hat. Diese Fahrzeuge werden deswegen so gebauet, weil man sich ihrer zum Transportiren des Nella und anderer solcher Waaren bedient, die unfehlbar verderben würden, wenn das Seewasser hineinschlüge. 6) Koppel, oder Padava. So nennt man auf Malabarisch die großen Schiffe, welche zwei bis drei Masten haben, und mit Ankern, Tauwerk und Segeln versehen sind. In der Samscredam-Sprache heißen sie Nau, Pòda, Janapàtra.

Die Bemerkung, daß die Indier bei ihrem Schiffbau wenig Nägel und Eisenwerk verbrauchen, ist allerdings gegründet. Sie können aber auch beides entbehren, weil sie die Bohlen sorgfältig zusammenfügen, allerlei Gattungen von aufgelöstem Gummi in die Ritzen streichen, und sie mit den feinen Fasern vom Kokosbaum ausfüllen, so daß kein Wasser hineindringen kann. Von außen bestreichen sie dieselben mit Sardellenthran und anderen Fettigkeiten, welche

*) Diese Candimarams nennen die Englischen Seefahrer Catamarans. Einige Völker, z. B. in der Südsee, wagen sich auf eine noch andre Art zum Fischen in das Meer. Zwei lange, festgebundene Strauchbündel vertreten nehmlich die Stelle des Holzes; auch fügt man selbst Rohr und Schilf eben so in Bündel zusammen. Der Ruderer vereinigt ihrer viele, auch wohl in zwei kreuzweise gelegten Lagen; und bisweilen wagt er es sogar, einen Mast, mit einem Segel von Matten, auf diesem elenden Fahrzeuge zu befestigen. Alles dergleichen nennen die Engländer mit dem verstümmelten Indischen Worte: Catamarans. F.

das Holz glatt machen, zugleich auch dem Meersalz und den Seewürmern widerstehen *). Die Eigenschaften des Magnets sind zwar heutiges Tages den Indiern eben so gut bekannt, wie andern Nationen; daß sie sich aber des Kompasses schon in ältern Zeiten bedient haben sollten, ist sehr zu bezweifeln. Wahrscheinlich richteten sie sich damals nur nach den Passatwinden, und nach dem Laufe der Gestirne. Wagen sich doch manche Araber noch jetzt ohne Beihülfe des Kompasses über die offene See nach Indien. Wenn man erwägt, daß das Indische Meer während der einen Hälfte des Jahres ganz ruhig und still ist, daß die Sonne nur kurze Zeit unter dem Horizonte bleibt, daß die Nächte sehr hell sind, weil der Glanz der Gestirne nicht durch das Aufsteigen dicker Dunstwolken verdunkelt wird, daß die Winde einen festen Strich halten, und die Seeströmungen ihren Lauf nie verändern: so erhellet von selbst, daß man eine solche Fahrt auch ohne Kompaß unternehmen und glücklich zurücklegen kann.

*) Alle unkultivirte Nationen baueten ehemals, und bauen noch jetzt, Schiffe, an denen zuweilen nicht ein einziger Nagel gebraucht ist. Auch in Archangel werden noch heut zu Tage dergleichen verfertigt. In Arabien nähete man die Planken der Schiffe zusammen. Plin. Hist. nat. l. XXIV. c. 40. und Arriani mare Erythraeum. Der letztere Schriftsteller nennt diese Schiffe: Madarate. Herr Niebuhr fand noch ein solches genähetes Schiff aus Oman, welches Tarad genannt wurde. Die Schiffe und ihre Benennung sind also 1700 Jahre hindurch beibehalten worden: denn die Sylbe Ma ist ein formativum nominis; und Darate und Tarad sind wohl sehr nahe mit einander verwandt, wenn nicht gar dasselbe Wort. — Auch in O-Taheiti und den benachbarten Inseln werden alle Schiffe, oder vielmehr die großen Kriegesboote, genähet und die Fugen mit den Fasern, welche die Kokosfrucht umgeben, ausgefüllt, so wie an unsern Schiffen mit Werg. — Unter dem aufgelös'ten Gummi, womit man in Indien die Fugen der Planken überzieht, wird wohl Harz zu verstehen seyn. So viel ich weiß, gebraucht man aber in Indien dazu vorzüglich den Tschinam, der aus Kokosnuß-Oel, frisch von Muschelschalen gebranntem Kalke und einigen andren Ingredienzien besteht. — Es ist bekannt, daß man seit einiger Zeit die großen Schiffe, um das Zerfressen derselben von Seewürmern (Teredo navalis L.) zu verhüten, mit Kupfer beschlägt, oder ihnen noch eine besondre Verkleidung von Theer mit zerstoßenem

Mit allerlei Gattungen von Fischen sind die Indier reichlich versehen. Der Wallfisch, welchen sie Cadelàna, d. i. den Meerelephanten, nennen, ist in den dortigen Gewässern nicht selten. Man sieht ihn häufig am Kap Comari und an der benachbarten Seeküste. Vor mehreren Jahren kam einmal ein Wallfisch zur Zeit der Fluth in den Fluß bei Cochin, verweilte bis zur Ebbe, und konnte dann nicht wieder zurück. Nun ging er stromaufwärts, gerieth aber an eine seichte Stelle, und ward von den Indiern getödtet. — Der Souffleur, ein ähnlicher großer Fisch, heißt auf Malabarisch Turàva. Er wird deswegen so genannt, weil er immer Wasser aus seinen Nasenlöchern bläset, so daß es wie aus zwei Springbrunnen emporsteigt. Er soll ein Feind des Wallfisches seyn. Man lese hierüber das Buch, welches der berühmte Professor Schneider unter dem Titel: „Beiträge zur Naturgeschichte der Wallfischarten," im Jahre 1795 zu Leipzig herausgegeben hat. Er beschreibt darin alle Gattungen dieser Fische, nebst ihren charakteristischen Kennzeichen und Eigenschaften. — Das Wallroß, den Stör, und den Hausen, trifft man nicht in den Indischen Gewässern an. — Der Cadapami, oder das Meerschwein, führt seinen Nahmen mit Recht; denn es hat einen wirklichen Schweinsrüssel. Sein Fleisch ist zäh, thranicht, und unverdaulich, weswegen sich auch die Malabaren nicht viel daraus machen. *). — Das See-

Glase giebt. Vor Kurzem hat man in England entdeckt, daß Theer, welcher aus Steinkohlen gebrannt ist, den Seewürmern am besten widersteht. Hier wird Sardellen-Thran zu gleichem Behufe empfohlen; und es wäre wohl der Mühe werth, daß eine Europäische seefahrende Nation Versuche darüber anstellte. F.

*) Der Souffleur ist Delphinus Orca L. Weil er sich oft bei dem Nordkap von Europa zeigte, gaben die Wallfischfänger ihm den Nahmen: Nordkaper. Eine Zeichnung und Nachrichten von ihm stehen in den Philos. Transact. vol. LXXVII, P. II. tab. XVI. XVII. — Es wundert mich daß unser Verfasser Schneiders erst 1795 herausgekommenes Werk über die Wallfische schon kennt, und eben so, daß er nun John Hunter's nicht erwähnt, dessen Bemerkungen über die

Seepferd, auf Malabarisch Cadelcudira, der Hippopotamus der Alten, läßt sich in den Indischen Gewässern ebenfalls sehen. — Der Tirada ist der bekannte Salm, oder Lachs; ein köstlicher Fisch, welcher sich sowohl im Meer, als auch in Strömen und Flüssen aufhält. Er wird in Malabar so häufig gefangen, daß ich sehr oft vier bis sechs Pfund um zwei Cochinsche Panam kaufte, die an Werth ungefähr vier römische Bajocchi (einen guten Groschen) betragen. Nach diesem Verhältnisse können sich täglich drei Menschen für einen Paolo (der etwa so viel wie ein Viergroschenstück gilt) dick und satt essen, und hierbei ist sogar der Reiß mit in Anschlag gebracht *). — Sardellen giebt es an der Küste von Malabar in unbeschreiblicher Menge. Die Indier wissen oft nicht, was sie damit anfangen sollen. Sie füttern ihre Enten, Hunde und Schweine damit, und mischen sie sogar unter den Mist, mit dem sie ihre Kokosbäume düngen. Wären die Indier nicht zu träge, diese Gattung von Fischen einzusalzen, so könnten sie einen ansehnlichen Handel damit treiben **). — Muri, oder Austern, giebt es besonders viel in den Flüssen bei Cochin und Collam. Nicht selten kaufte ich drei hundert Stück für einen Panam (sechs Pfennige). Man

Wallfische unser gelehrte Landsmann Schneider aus den Philos. Transactions übersetzt, aber mit sehr reichen und gründlichen Erläuterungen vermehrt hat. F.

*) Hier wird mancher Leser über den gesegneten Appetit eines Mönches lächeln. Für zwei Panam (1 Groschen) kauft man 4 bis 6 Pfund Lachs: also für einen Paolo (4 Gr.) wenigstens 16 Pfund; und diese Quantität kann er mit noch zwei andern Personen in einem Tage verzehren. Das soll ihm bei uns, in einem kalten Klima, so leicht niemand nachthun! F.

**) Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß in einem heißen Klima das Einsalzen, besonders von Fischen, große Schwierigkeiten hat. Die Fischer werden oft durch Wind und Ebbe im Meere aufgehalten. Ihr Fang leidet dann schon von der Sonnenhitze; und, wenn er eingesalzen wird, so fault er nur desto schneller. Ueberdies kommt es darauf an, daß man gutes, nicht mit vielem Bittersalze vermischtes, Salz gebraucht; und das hat man nicht immer. F.

fischt sie auf eben die Art wie die Perlenmuscheln. Die Fischer fahren nehmlich an eine Stelle, wo das Meer nicht sehr tief ist, und befestigen ihren Nachen an zwei Pfählen. Dann bindet sich der eine einen Strick um den Leib, und läßt sich unter das Wasser hinab. Hat er seinen Korb mit Austern angefüllt, so giebt er seinem Kameraden, der im Nachen zurückblieb, ein Zeichen, daß er ihn wieder hinaufziehen soll. Während dieser damit beschäftigt ist, hilft sich jener, welcher die Austern mitbringt, an einem der Pfähle in die Höhe. — Der Palagamim, oder Meerbrassen, glänzt wie Gold, ist aber schlecht von Geschmack. — Der Neymin, oder Oelfisch, ist drei bis vier Palmen lang, schmeckt vortrefflich, ist aber etwas schwer zu verdauen. — Der Karimim, oder Steinfisch, scheint mir der Europäische Meerbrassen zu seyn. — Der Ayla, auf Portugiesisch Cavala genannt, hat keinen guten Geschmack, wenn er frisch ist; salzte man ihn aber ein, so würde er dem Hering gleichkommen. — Der Indische Aal ist sehr schmackhaft, aber zu fett, und folglich schwer zu verdauen. — Der Tirandi, oder Roche, schmeckt ungemein gut, ob er gleich nicht so groß ist, wie jene Gattung von Rochen, welche man in Rom verkauft. — Der Aanicannen und Kölen, sind ein Paar kleine schlechte Fische. — Die Schleie, der Hecht, und die Makrele, werden zwar auch in den Malabarischen Gewässern gefangen; ich finde aber ihre Benennungen im Wörterbuche des Pater Hanxleden nicht angezeigt. — Der Ettamin mag wohl der rothe Meerbrassen seyn. — Die Schollen und Plattfische sind nirgends so gut, als zu Collam und Angenga. — Die Schildkröten, welche sich sowohl im Meer als in den Flüssen aufhalten, sind ziemlich groß. Ich sah eine dergleichen, welche vierzig Pfund wog. Die Malabaren essen aber keine Schildkröten, und halten es für eine schlimme Vorbedeutung, wenn eine zu ihnen ins Haus kommt. — Der Xiphias, oder Schwertfisch, wird häufig im Indischen

Meere gefangen. — Barben giebt es nur in solchen Flüssen, wohin kein Seewasser kommt. — Der Krebs, auf Malabarisch Gnanda und auf Samscredämisch Carchidaga genannt, ist im Oktober und November giftig; denn um diese Zeit sprossen die giftigen Wasserkräuter, z. B. die blaue Wolfsmilch, hervor, von denen er sich nährt und wodurch er sich dergestallt vergiftet, daß sein Genüß dem Menschen den Tod bringt. Von Rechtswegen sollte man daher auch in Malabar, wie auf Isle de France geschieht, ein Verbot ergehen lassen, während der vorerwähnten Monate keine Krebse zu fangen. Herr Passavant, dänischer Faktor zu Calcutta, welcher sich aus Furcht vor dem Tipu Saib nach Cochin geflüchtet hatte, der damalige Pater und nunmehrige Bischof Ludwig Maria a Jesu, und ich, wir bekamen einst ein Gericht Krebse. Jene beiden Herren aßen jeder zwei, ich aber nur einen. Drei Stunden nach dem Essen ward Herr Passavant leichenblaß, und von einem so heftigen Erbrechen überfallen, daß er beinahe den Geist aufgegeben hätte. Pater Ludwig Maria bekam Schwindel; alle Adern an seinem ganzen Körper schwollen auf; das Gesicht, die Lippen und Hände wurden ihm blau; und er spürte eine Herzensangst, die ihm den Tod drohte. Ich gab ihm sogleich Theriak ein, welchen die Missionarien gewöhnlich bei sich tragen, und schickte nach dem Barbier, der ihm zur Ader lassen mußte. Was mich betrifft, so kam ich mit Schwindel und Erbrechen davon, das ich auf eine gewaltsame Art zu erzwingen suchte. Dieser Vorfall, dergleichen sich schon mehrere ereignet haben, kann denen, welche nach Malabar zu reisen gedenken, ein= für allemal zur Warnung dienen, damit sie dort in den Sommermonaten keine Krebse essen. Eben so verhält es sich mit einigen Gattungen von Fischen. Zu Cochin und in der dortigen Gegend ist auch das Wasser sehr ungesund. Die Malabaren halten nicht viel auf Brunnen, desto mehr aber auf ihre Colam,

oder Teiche, aus denen sie das Wasser holen, dessen sie sich zum Trinken bedienen. Da dieses aber zu viel Seesalz und kalkartige Theile enthält, auch nicht gehörig filtrirt wird, so bringt es die nachtheilige Wirkung hervor, daß den Leuten nach und nach auf eine ganz entsetzliche Art die Füße schwellen. Ich sah Personen, deren Beine so dick waren, wie der Leib eines Mannes von dreißig Jahren. Die schönsten Weiber und Mädchen in Cochin haben bisweilen ein Fußwerk wie die Elephanten *). Reiche Leute lassen sich ihr Trinkwasser meistens aus dem Feira d'Alva holen, welches sehr rein ist, und einen vortrefflichen Geschmack hat. — Wenn ein Malabarischer König, Prinz, oder vornehmer Herr stirbt, müssen die Mucaver das Fischen unterlassen. Zum Zeichen, daß ihnen dasselbe verboten ist, werden dann allemal hier und da Zweige an die Ufer der Flüsse gesteckt. Gewöhnlich läßt man sie acht bis zehn Tage stehen, damit die Seele des Abgeschiedenen unterdessen Zeit gewinnen möge, sich in dem Körper eines oder des andern Fisches eine neue Wohnung zu wählen.

Conchylien. — In den Gewässern bei Collam und andern Orten, hält sich der Meerigel auf, der aber dort viel größer ist, als auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und zu Isle de France. Diese Thiere hängen sich so fest an die Klippen und Felsen, daß man sie fast nicht losbringen kann. Auf der einen Seite haben sie schwarze spitzige Stacheln, die ihnen zur Vertheidigung gegen ihre Feinde dienen; auf der andern bemerkt man eine runde

*) Ich habe in Taheiti und den benachbarten Inseln mehr als Einmal den so genannten Elephanten-Fuß gesehen. Er war hart anzufühlen, und zuweilen roth, doch öfters auch ganz natürlich, und von der Farbe des übrigen Körpers. Die Kranken konnten übrigens gehen, ohne daß diese Anschwellung ihnen Schmerzen verursachte. Ob dort das Wasser den Leuten diese Krankheit zuzöge, konnte ich nicht untersuchen. Ich glaube indeß, daß Erkältungen nach starken Erhitzungen, und Gefräßigkeit dieses Uebel bewirken; denn nur vornehme Erihs waren davon befallen. F.

glatte Oeffnung, welche die Stelle des Mundes vertritt, und wodurch sie, vermittelst einiger zarten Fasern, die inwendig hohl sind, ihre Nahrung an sich ziehen. Wenn sie satt sind, klammern sie sich mit eben diesen Fasern so fest an, daß man einen Meißel zu Hülfe nehmen muß, wenn man sie losmachen will. Wollen sie sich von einem Orte zum andern begeben, so gebrauchen sie ihre Stacheln anstatt der Ruder, und schwimmen ganz gemächlich auf dem Meer einher, so daß sie fast wie schwarze Kugeln aussehen. — Meersterne findet man sehr häufig in dem großen See gegen Osten von Cochin. Diese Thiere bilden unter sich eine Art von Gesellschaft, wie verschiedene Arten von Fischen; nur selten wird man einen allein sehen. Sie schwimmen truppweise auf der Oberfläche des Wassers, und richten sich allemal nach dem Winde; ihre Bewegung ist aber kaum sichtbar. Sie haben einige kleine Saugröhren, durch welche sie ihre Nahrung zu sich nehmen, ziehen sie aber ein, wenn man sie anrührt. Der Speisebehälter, von wo sich die Nahrungssäfte bis in die kleinsten Fäserchen verbreiten, befindet sich wahrscheinlich im Mittelpunkt ihres Körpers, wo alle ihre Zacken sich koncentriren. Sie haben weder Augen noch Mund, anstatt deren aber ein sehr feines Gefühl, das die Stelle des Gesichtes vertritt. — Auf den Seeklippen giebt es auch eine Art von Schalthieren (auf Italiänisch Ballani genannt), welche fleischfarbig aussehen, und sehr gut schmecken. Ihr Gehäuse hat die Gestalt einer halbaufgeblühten Tulpe. — Das Pfeifenthier (Tubipora) sieht fast wie ein zackiges Blatt aus. — Bei Collam findet man auch verschiedene Gattungen von Turbiniten.

Schlangen. — Die gewöhnlichste, obgleich nicht die giftigste, Gattung dieser Thiere, welche man in Malabar antrifft, ist die Nallapamba, das heißt: die schöne Schlange. Sie wird deswegen so genannt, weil sie zwei Stücke Haut am Halse hängen hat, die wie ein Paar Brillengläser glänzen, und die sie, wie eine Art von

Hut oder Kappe, bis über den Kopf ausdehnen kann. Es giebt verschiedene Spielarten dieser Schlangen. Die eine hat eine vollständige Kappe, zu beiden Seiten des Kopfes, und heißt Padamullaven. Eine andere ist nur auf Einer Seite damit versehen, und wird Ottapadaven genannt. Noch eine andere Gattung hat zwar auch die ganze Kappe, ist aber viel kleiner, als die beiden vorgenannten, und unter allen die giftigste. Wenn sich diese Schlange gegen den Menschen zur Wehre setzt, oder mit dem Kirri kämpft, so richtet sie sich gerade in die Höhe, geht auf dem Schwanze einher, pfeift, bewegt sich mit dem Obertheile des Körpers von einer Seite zur andern, und sucht auf diese Art ihren Feind zu verwunden. Einige dieser Schlangen sind drei bis vier, andere hingegen sechs bis acht Palmen lang; aber die kleinste, welche die Indier Cayto lacurungni nennen, ist, wie gesagt, die giftigste unter allen. Wenn sie einen Menschen verwundet, so ist er gemeiniglich drei bis vier Stunden nachher des Todes; doch kommt es freilich darauf an, wo sie den Menschen verletzt, ob an einem edleren Theile des Leibes, von wo das Gift schneller zum Herzen dringt, oder an einem andern. Mit Theriak von Poitiers, und Gegengift von Madura, habe ich mehr als funfzig Personen wieder hergestellt, die von solchen Schlangen gebissen worden waren. Wenn ich einen solchen Patienten in die Kur nahm, ließ ich ihn vor allen Dingen recht warm zudecken, und sowohl die Thüren als auch die Fenster auf das sorgfältigste verwahren, damit ihn ja kein kühles Lüftchen berührte. Da ich aus wiederholter Erfahrung wußte, daß das Gift dem Blute eine tödtende Kälte mittheilt, wodurch es in Stockung geräth; so ließ ich den Kranken öfters warmes Wasser trinken, und gab ihm zwei bis drei Dosen Theriak oder Madurisches Gegengift ein. Kam er in Schweiß, und ward ihm das Athemholen leichter, so fuhr ich fort, ihn warmes Wasser trinken und Theriak nehmen zu lassen. War aber schon die ganze Blut-

masse angesteckt, so konnte meine Kurart freilich nicht anschlagen, und der Patient mußte den Geist aufgeben. Vorher aber ward er blau um die Augen und auf den Lippen, im Gesichte ganz dunkelbraun und weiß, und an allen Gliedmaßen starr und steif. Die kräftigsten Arzneimittel, welche man solchen Patienten eingeben kann, sind: Otternsalz, Eau de Luce, und kaustisches Alkali. Dergleichen spirituöse Sachen sind aber in Indien schwer zu bekommen, weil sie sich nicht aufbewahren lassen, sondern in kurzer Zeit verdunsten. Die Malabaren bedienen sich gewöhnlich der Alpamwurzel und des pulverisirten Amelpori; auch unterbinden sie das verletzte Glied, und brennen die Wunde mit einem glühenden Eisen. Dies letztere Verfahren hilft aber wenig oder nichts, und eben darum sterben an diesem Gifte so viele Menschen, die vielleicht auf andre Art gerettet werden könnten. Die Beschreibung, welche die Alten von dem Aspis machen, paßt sehr genau auf diese Schlange, und man hat Ursache, sie für eben dieselbe zu halten *). Das wilde Schwein und auch verschiedene Arten von Vögeln fressen sie zwar, lassen aber den Kopf unberührt. Der Kirri bringt sie wahrscheinlich deswegen um, weil sie, wie er, die Eier aussäuft, den Mäusen und Fledermäusen nachstellt, und ihm folglich seine Nahrungsmittel entzieht; wenn er sie aber getödtet hat, läßt er sie unangetastet lie-

*) Die Schlange, von welcher der Verfasser so vieles sagt, ist die bekannte Brillenschlange (Coluber Naja L.), Portugiesisch: Cobra de Capelo. Vor einiger Zeit erzählte ein Engländer in den Philosoph. Transactions, er habe mehrere von der Naja gebissene Menschen mit Alkali volatile gerettet. Bei den von ihr Verwundeten fängt schon nach fünf Minuten die Mundsperre an; man muß daher eilen, ihnen 30 bis 40 Tropfen Hirschhorngeist in Wasser beizubringen, ja ihnen, nöthigen Falls, den Mund aufbrechen, und nach einer kurzen Zeit die Dosis verdoppeln. Der Tod erfolgt bei den Gebissenen in zwei bis drei Stunden, und sie erstarren, wie der Verfasser es beschreibt. Ich zweifle übrigens, ob diese Naja der Aspis der Alten sey. F.

gen. Man kann sie so zahm machen wie ein Hausthier, wenn man ihr nur, wie von den Malabaren geschieht, täglich etwas Milch und Zucker vorsetzt. Sie kommt dann alle Tage zu gewissen Stunden, verzehrt ihr Futter, thut niemanden das geringste zu leide, und läßt sich endlich sogar auf mancherlei Art abrichten. Ich selbst sah diesen Spaß im Hause des Pennicare zu Verapole mehrmals mit an, und wunderte mich nun nicht mehr über die Kunststückchen der alten Aegyptischen Priester, welche bekanntlich die Schlangen ebenfalls abzurichten wußten. Wenn diese Schlange an einen Ort kommt, wo viele Hühner sind, so machen diese sogleich gemeinschaftliche Sache, und stellen sich gegen ihren Feind in Schlachtordnung. Sie folgen in dieser Rücksicht eben dem Instinkte, welcher die Büffel veranlaßt, bei Erblickung des Tiegers einen Kreis zu schließen, sich mit dem Hintertheil an einander zu drängen, und diesem Räuber die Hörner zuzukehren. Diese Schlange hält sich gern in solchen Gärten auf, wo Ananas stehen, deren Geruch etwas sehr Anziehendes für sie hat. Hingegen fliehen alle Schlangen, ohne Ausnahme, vor angezündetem Schwefel, wie auch vor Kräutern, Wurzeln und andern Gewächsen, die einen starken Geruch von sich geben. — Eine andere giftige Schlange, wird von den Malabaren Vellikettén oder Vallumi, auf Deutsch die Ringelschlange, genannt, weil sie einige ganz weiße Ringe um den Leib hat. Sie ist zwar nicht länger als zwei Palmen, und nur einen Finger dick, aber dennoch ein sehr giftiges Thier, vor dem man sich nicht genug hüten kann, weil es in die Wohnzimmer kommt, und sich nicht nur unter Tische und Bänke, sondern sogar in die Betten verkriecht. — Die Fleckenschlange, Maudali genannt, ist von einer ganz andern Art als die Anelli, welche Pater Vincentius a Sancta Catharina mit ihr verwechselt, und im achten Kapitel des vierten

Buchs seiner Reise nach Ostindien, beschrieben hat. — Die Schlange Ettadimuken nennen die Portugiesen Cobra de oitto passos, weil sie sich immer zusammenkrümmt, und dann acht Schritte fortspringt. — Die Cerattapàmba, d. i. die Springschlange, ist ganz weiß, klein, hält immer den Kopf in die Höhe, und bildet mit dem Leibe einen Bogen, wenn sie sich fortbewegt. Schlangen dieser Art traf ich auf den Gebirgen in Maleatur an, wo sie sich unter abgefallenem Laube aufhielten. — Tevi ist der Nahme einer kleinen schönen streifigen Schlange, die niemanden verwundet. Wenn man eine derselben tödtet, finden sich ihrer eine ganze Menge ein, und bleiben so lange in der Gegend, wo ihre todte Gespielin liegt, bis dieselbe hinweggeschafft wird. So unglaublich es scheinen mag, so gewiß ist es wahr, daß sich dieser Fall unter andern im Seminarium zu Ambalacati, und zwar in Gegenwart von wenigstens dreißig Personen, ereignete. Mehr als einmal war ich im Begriff eine solche Schlange zu tödten; aber immer baten mich sowohl Christen als Heiden um des Himmels willen, ich sollte es doch nicht thun, weil sonst der vielen Schlangen wegen, die von allen Seiten herbeigekrochen kämen, und sich vor einigen Tagen nicht wieder entfernten, keines Bleibens im Hause wäre. Ich überlasse es den Naturforschern, diese sonderbare Erscheinung zu erklären. — Malapàmba, oder Perimpàmba, die Bergschlange, hält sich in den Gattes-Gebirgen auf, sieht ganz dunkelbraun aus, ist dreißig bis vierzig Römische Fuß lang, und so dick wie ein Mastochse. Sie hat zwar keine Zähne, frißt aber dennoch Hunde, Hirsche, Kühe, und andere Thiere, welchen sie sich um den Leib schlingt. Ihre Existenz ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, weil sich dergleichen zu Vaypur, Cagnarapalli, und an andern Orten sehen lassen. Bisweilen werden sie auch durch die Gewalt des Wassers von

den Gebirgen herabgeschwemmt. Ich selbst ließ eine Schlange dieser Art fangen, und schenkte sie Herrn de l'Ormier. Sie war funfzehn Fuß lang. Wenn man einen Löffelvoll von dem Fette dieser Schlange einnimmt, und warmes Wasser nachtrinkt, so vertreibt es den Aussatz. Ich habe ein ganzes Fläschchen voll. — Irutalakuszali ist eine Schlange, die zwei Köpfe hat, was auch immer Charleton, und Andere dagegen einwenden mögen. Auf Portugiesisch heißt sie Cobra de duas cabeças, auf Lateinisch Amphisbaena. Herr Rosier, Kommandant zu Collam, wies mir zwei solche Schlangen, die er in einer gläsernen Flasche aufbewahrte. Auch sah ich eine dergleichen im Gebirge von Maleatur. Sie ist eine oder anderthalb Palmen lang, hat die Farbe von verdorrtem Laube, und kriecht nicht etwa, wie andere Schlangen, gerade vor sich hin, sondern reckt immer den einen Kopf in die Höhe, und macht mit dem Leibe einen Bogen, wenn sie sich fortbewegt. Ihr Biß hinterläßt jederzeit eine Geschwulst, die mit Gift angefüllt ist; dies wirkt aber sehr langsam, so daß man dem Patienten noch immer zeitig genug zu Hülfe kommen kann *). — Die giftigste und gefährlichste unter allen Malabarischen Schlangen, heißt Rudhiramandali. Dieses Samscredamische Wort zeigt an, daß sie gefleckt ist, und daß ihr Gift dem, welchen sie verletzt, das Blut aus dem Körper treibt; denn Rudhira heißt Blut, und

*) Die Amphisbaena des Systems hat nicht zwei Köpfe, sondern ist am Kopf und am Schwanze gleichdick, so daß es scheint, als könne sie nach jedem Ende gehen. Es giebt indeß wirklich zweiköpfige Schlangen; wenigstens hat man in Amerika einige bemerkt. Vielleicht pflanzt diese Monstrosität sich durch Erzeugung fort, wie die monstra per excessum in der Familie Ruhe und Calleja, deren Nachkommen mehr als fünf Finger und fünf Zehen an Händen und Füßen haben. Nur genauere Untersuchung eines Anatomen und Physiologen könnten bestimmen, ob diese zweiköpfigen Schlangen ein besonderes Genus ausmachen. F.

Mandali, mit Flecken geziert. Die fürchterliche Wirkung ihres Giftes schildert Lucan *) auf folgende Art:

Aus allen Adern quoll zu gleicher Zeit,
In rothes Gift verwandelt, Blut hervor:
Blut waren seine Thränen; da, wo nur
Das Flüßige durchkommen konnte, drang
Das Blut mit Macht hervor; zu Nas' und Mund
Stürzt es heraus, und färbt sogar den Schweiß.
Kurz, alle Blutgefäße thun sich auf;
Der ganze Körper ist nur Eine Wunde. —

In diesem gräßlichen Zustande sah ich einst eine junge Frauensperson von etwa zwanzig Jahren zu Verapole. Eine Menge Leute baten mich inständig, die Qual dieser Unglücklichen zu lindern; aber weder Theriak, noch Otternsalz, noch Madurisches Gegengift, konnten sie retten; in Zeit von drei Stunden war sie todt. Der Biß dieser Schlange bringt also eine Wirkung hervor, die gerade das Gegentheil von dem Bisse des Aspis ist. Dieser macht, daß das Blut in den Adern stockt, und gleichsam gefriert; jener aber löset es völlig auf, und setzt es so in Wallung, daß es, so zu sagen, auf eben die Art aus dem Körper läuft, wie siedendes Wasser aus einem Kessel, der auf dem Feuer steht. Noch bis auf den heutigen Tag ist nicht ein einziges Heilmittel bekannt, wodurch man solche Patienten wieder herstellen könnte. — Nicht minder gefährlich ist eine andere Schlange, welche Polaven (nicht Polaga) genannt wird, und deren Körper mit Beulen und Blattern besetzt ist. Der Unglückliche, welchen sie verwundet, schwitzt ebenfalls Blut, nur mit dem Unterschiede, daß es tropfenweise aus dem Körper dringt. — Die Karuwaèla hat drei Knötchen oder Exkrescenzen auf dem Kopfe, die eine Art von kleinem Kamm bilden, und um den Hals drei

*) Pharſ. L. IX.

rothe Ringe. Sie ist eine Elle lang und glänzend schwarz, bis auf die Augen, welche feuerroth sind, und von Grimm funkeln. Man sagt, sie könne den Menschen durch ihr Anschauen tödten; und wenn dies gegründet wäre, so könnte man sie mit Recht den Malabarischen Basilisken nennen. Man findet sie nirgends als auf den Gattes-Gebirgen, von wo sie nie herunter kommt, wenn sie anders nicht von dem Regen mit fortgeschwemmt wird. — Die Cancutti ist eine kleine Schlange, welche gern nach den Augen springt. Mir selbst ist weder diese noch die vorige zu Gesicht gekommen; die Einwohner von Malabar versicherten mir aber, daß es dergleichen in ihrem Lande gäbe.

Während meines Aufenthaltes zu Verapole traf ich überall Schlangen an, nicht nur in den Gärten, sondern auch in den Häusern, Wohnzimmern, Speisesälen, ja sogar auf den Patayas, oder Reiß-Magazinen. Man muß daher immer auf seiner Hut seyn, alles sauber und rein halten, oft Dinge verbrennen, die scharf riechen, besonders aber viel Dampf und Rauch machen; denn dies ist das beste Mittel die Schlangen zu vertreiben, welche sich ohnehin nur an solchen Orten einnisten, wo man nicht auf Reinlichkeit hält. — Es ist bekannt, daß die Indier sich darauf verstehen, die Schlangen zu beschwören, oder vielmehr auf eine künstliche Art an sich zu locken. Ich sah diese Operation mehrmals mit an, und fand, daß alles ganz natürlich zuging. Die Schlangenbeschwörer bestrichen ihre Hände mit allerlei Kräutern, die einen lieblichen Geruch von sich geben, machten dann Musik, und sangen dazu. Sobald die Schlange, welche ein sehr leises Gehör und scharfes Gesicht hat, dies bemerkte, kroch sie aus ihrem Loche hervor, ward gleichsam berauscht, und schlang sich um ein dünnes Stäbchen, welches man ihr vorhielt. Der Schlangenbeschwörer nahm ihr nun das Gift, that sie

in ein Körbchen, und trug sie hernach auf freier Straße herum, wo sie den Pöbel durch allerlei Kunststückchen belustigen mußte *). — Der brahmanischen Mythologie zufolge, soll es eine Schlange geben, welche die ganze Welt umschlingt. Sie nennen dieselbe Sarparagia, den Schlangenkönig, oder Väsughi. Eigentlich ist sie nichts anderes als der Annulus Platonis, ein Sinnbild des Lebens und Todes, des ewigen Kreislaufs aller in der Welt befindlichen Dinge. Man weiß, daß Plato diese Idee seinem Lehrer Pythagoras zu danken hatte, welchem sie zuerst von den Magiern in Indien mitgetheilt wurde **).

Zu den Malabarischen Zoophyten, oder Thierpflanzen, gehört noch die Meernessel, die von Einigen urtica marina, von Andern aber flamma maris genannt wird. Es ist ein schwammichter Körper, der in der Mitte ein Loch hat, welches von einer purpurfarbenen Binde umgeben ist, die gleichsam eine Art von Mütze formirt. In dem großen See bei Cochin giebt es zwei Gattungen dieser Thiere, welche auf eben die Art darin herum schwimmen, wie die Meersterne. Wenn man sie in die Hand nimmt, verursachen sie eine eben so unangenehme Empfindung wie die Brennnesseln. Auf Malabarisch heißen sie Cioriunu.

Der Perlmutter bedienen sich die Indier, um Fenster daraus zu machen. Man verfertigt dergleichen auf

*) Von den verschiedenen Mitteln, die Schlangen aus ihren Löchern zu locken und zu fangen, findet man in den Philosoph. Transactions Nachricht; und von den Künsten, die man sie lehrt, handelt Kämpfer in den Amoenitat. exoticis. F.

**) Plato kann unmöglich den Pythagoras zum Lehrer gehabt haben. Jener wurde 431 Jahre v. Chr. Geb. in Aegigina geboren; und dieser blieb schon 471 Jahr v. Chr. Geb. in einem Treffen zwischen den Syrakusanern und Agrigentinern. F.

dem Kap Comari, wo die Perlenfischerei getrieben wird. Die Perlen selbst werden dort nicht nach dem Gewichte verkauft, wie in Europa, sondern bloß auf Gerathewohl. Man giebt z. B. für zwanzig Stück Perlenaustern eine Rupie, darf sie aber nicht eher öffnen, als bis man den Kaufpreis erlegt hat. Findet sich in einer dieser zwanzig Austern nur eine einzige Perle, so hat der Käufer hinlängliche Ursache mit dem getroffenen Handel zufrieden zu seyn; sind sie aber alle leer, so muß er seinen Verlust freilich verschmerzen.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Geburt und Erziehung der Kinder.

Die Weiber, sagen die Malabaren, werden in der Stille befruchtet, und gebären mit lautem Geschrei. Wenn eine Frau sich in gesegneten Umständen befindet, so erweisen ihr nicht nur ihr Mann, sondern auch ihre Eltern, Verwandten und Nachbarn, die größte Achtung, und alle zu ihrer Caste gehörigen Einwohner des Ortes interessiren sich für ihre Gesundheit und ihr Wohl. Sie betrachten die Schwangerschaft als einen sehr ausgezeichneten Beweis von den Segnungen der Göttin Lakshmi *), welche ein Symbol von

*) Diese Göttin Lakshmi nennt Sonnerat (B. I. S. 132.) Latschimi. Sie ist die Göttin der Reichthümer, welche, nach der Indischen Mythologie, den Vischnu geheirathet und mit ihm den Manmadi, den Gott der Liebe, erzeugt haben soll. In des Fra Paolino Lateinischem Werke, wovon in Gotha 1797 eine Deutsche Uebersetzung mit Kupfern herausgekommen ist, findet man Tafel XII. drei im Museo Borgiano befindliche, eherne Abbildungen der Lakshmi. Sie wird auch dort die Gemahlin Vischnu's genannt, und es werden alle sie bezeichnende Nahmen der Indier angegeben. Dort heißt sie die Göttin des Glückes, die Gebärerin, die Mutter der Welt; hier nennt der Verfasser sie die Fruchtbarkeit der Erde, und weiter unten auch, die Göttin des Reichthums. — Es ist überhaupt nöthig, bei diesem Abschnitte in unsres Verfassers Buche Son-

der Fruchtbarkeit der Erde ist; und so verhaßt ihnen die Wittwen und Unfruchtbaren sind, so liebreich begegnen sie den verheiratheten und schwangern Weibern. Das Verdienst, welches diesen letztern beigelegt wird, hat seinen guten Grund in einer vernünftigen Gesetzgebung und gesunden Philosophie, welche sich dieses Mittels in der Absicht bediente, die Bevölkerung und Kinderliebe zu befördern. Wenn sich eine Frau im siebenten Monath ihrer Schwangerschaft befindet, wird ihretwegen eine besondere Feierlichkeit veranstaltet. Man errichtet nehmlich im Vorhof ihrer Wohnung eine Laube, die aus Zweigen, Blättern und Blüthen des Kokosbaumes besteht. Ihr Mann schickt allen ihren Verwandten und Freunden Betelblätter zu, und läßt sie zu dieser Feierlichkeit einladen. So bald die ganze Gesellschaft sich in der Laube versammelt hat, bringt man den Göttern auf einem Bananasblatte abgesottenen Reiß zum Opfer dar, welcher Ponghel, d. i. Opferreiß, genannt wird. Hierzu kommen nun noch einige Stück Feigen, etwas Zucker, und Butter, so daß das Ganze einer Libation ähnlich sieht. Es ist leicht zu erachten, daß diese Veranstaltung deswegen getroffen wird, damit die Götter dadurch bewogen werden sollen, für die Erhaltung des Kindes zu sorgen, und damit dessen Mutter in den letzten Monathen ihrer Schwangerschaft um so mehr alles verhüte, was demselben etwa zum Nachtheil gereichen könnte. Nach der Libation wird eine Kokosnuß zerbrochen und dem Ganesha zum Opfer dargebracht. Hierauf hängt man der schwangern Frau, welche mitten in der Laube sitzt, einen Blumenkranz um den Hals, und stellt eine Schüssel vor sie

nerats Reise nach Indien zu vergleichen; ferner das schon erwähnte Werk des Fra Paolino, das Hindus-Gesetzbuch, oder die Verordnungen Menu's von Jones und Hüttner, Weimar, 1797, und endlich die Gentoo-Gesetze von Raspe. Hamburg, 1778. In diesen Schriften ist nehmlich Manches zur Erläuterung über die hier vorgetragenen Sachen zu finden. F.

hin, die mit Saffran und Kalk angefüllt ist, welchen man zuvor in Wasser aufgelöst hat. Der Saffran, oder Cuncuma, ist den Planeten geheiligt, die von den Indiern als Götter verehrt werden, und soll die Eigenschaft haben, die bösen Dämonen zu vertreiben. Deswegen nehmen alle Weiber, welche bei dieser Feierlichkeit zugegen sind, jenes Gefäß nach der Reihe in die Hand, und fahren damit der Garbhani, d. i. der schwangern Frau, dreimal vor dem Gesichte hin und her, um sowohl die bösen Dämonen zu verscheuchen, als auch alle Hexereien und Zaubermittel, die etwa dem Kinde oder dessen Mutter Schaden zufügen könnten, unkräftig zu machen. Alsdann holen eben diese Weiber einen andern Napf mit etwas Milch herbei, worin verschiedene goldne und silberne Münzen liegen. Diesen Napf giebt man der schwangern Frau in die Hand, und beugt ihr zugleich den Kopf ein wenig vorwärts, worauf hernach eins von den anwesenden Weibern nach dem andern herzutritt, ein Gold- oder ein Silber-Stück aus dem Napfe nimmt, und ihr dasselbe zwischen die Schultern legt. Dies geschieht in der Absicht, ihr den Segen der Lakshmi zu erflehen, welche die Indier als die Göttin des Reichthums, der Milch, des Obstes, des Getreides, und aller Fruchtbarkeit, die es auf der Erde giebt, verehren. Auf einigen Griechischen Gefäßen findet man verschiedene Gebräuche und Ceremonien abgebildet, welche mit dieser eine auffallende Aehnlichkeit haben, und ich bin sehr überzeugt, daß sich nicht eher eine befriedigende Erklärung davon geben läßt, bis man dieselben mit den Sitten des Orients vergleicht.

Nach ihrer Entbindung betrachtet man die Wöchnerin eine Zeitlang als unrein; doch ist der Termin, welcher ihr in dieser Rücksicht vorgeschrieben wird, verschieden, je nachdem sie zu dieser oder jener Caste gehört. Für die Caste der Brahmanen sind hierzu zehn, für die der Kshetria oder Rāgiaputra elf, und für die niedrigste Caste der Vayshya funfzehn Tage festgesetzt. Die Weiber der

Shudras, oder Künstler, und anderer geringen Leute, pflegen sich zwar eben nicht sehr streng an dies Gesetz zu binden; doch müssen sie sämmtlich wenigstens einige Tage in einem abgesonderten Zimmer zubringen, das bisweilen absichtlich zu diesem Behuf eingerichtet wird, damit die übrigen Bewohner des Hauses sich nicht etwa gegen das strenge Verbot ihrer Religionsgesetze verunreinigen. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß hierbei viel Aberglaube zum Grunde liegt; doch hat diese Einrichtung in einem so heißen Lande, wie Indien ist, zugleich ihren sehr guten Nutzen. Eben so zweckmäßig sind die öftern Lustrationen und Bäder, deren sich diese Weiber bedienen müssen. Sie befördern nicht nur die Reinlichkeit, sondern stärken auch den Körper, und bewahren ihn vor Nervenschwäche, wie überhaupt vor der Entkräftung, die widrigenfalls aus der allzuheftigen Transpiration entstehen würde *). So bald ein Kind auf die Welt kommt, hüllt man es nicht, wie bei uns Europäern, in Tücher und Windeln, sondern läßt ihm den freien Gebrauch seiner Gliedmaßen, und legt es ganz nackt auf eine Matte. Nachdem es zu wiederholtenmalen mit kaltem Wasser abgewaschen worden ist, giebt seine Mutter ihm die Brust. Jede Indierin, von welchem Stande sie auch seyn mag, würde es für eine Grausamkeit halten, diese Naturpflicht zu vernachlässigen, und ihr Kind einer Amme anzuvertrauen, die ihm, wie es leider in andern Ländern nur allzu oft geschieht, mit ihrer Milch zugleich ihre schändlichen Leidenschaften oder ihre Krankheit einflößt **). Auch ist in In-

*) Die Gesetzgeber der Indier scheinen früh mit ihrem Klima, und dessen Einflusse auf die Gesundheit bekannt gewesen zu seyn. Uebrigens waren sie unstreitig sehr kluge Leute, da sie, um den Gesetzen über die, physisch so nöthigen, Reinigungen mehr Kraft und Verbindlichkeit zu verschaffen, sie mit in das Religions-System verwebten. F.

**) Das Klima von Indien erlaubt, daß man die neugebornen Kinder ganz nackt auf eine Matte legen und sie wiederholt mit kaltem Wasser abwaschen kann; so wie hingegen im Norden die neugebornen Kinder vor der Kälte beschützt werden müssen.

dien nicht zu befürchten, daß ein Edelmann durch seine Amme verzogen und in einen Bauer verwandelt werde; sondern jedes Kind bekommt eben die Erziehung, die seinem Vater und allen Mitgliedern derselben Caste gegeben wurde. So bald die Wöchnerin entbunden ist, muß es ihr Mann, oder ihr Liebhaber, dem Richter oder Vorsteher seiner Caste melden, damit derselbe das neugeborne Kind in das Verzeichniß der Personen eintrage, welche zusammengenommen das Corps dieser Caste ausmachen. Diese Vorsteher, welche man Giàdi Egiamàn nennt, sind von Amtswegen verbunden, dem Könige eine mit der größten Genauigkeit verfertigte Liste von der Anzahl und von den Eigenschaften der Personen zu übergeben, die unter ihrer Aufsicht stehen. Der König ersiehet daraus beim ersten Blicke, wie stark seine Macht ist, wie viele Vasallen er hat, und wie viel der Tribut beträgt, den er von ihnen fordern kann. Diese Politik der Indischen Volksherrscher ist schon seit den ältesten Zeiten üblich, und kommt bereits im Strabo vor. Sie ist eben so zweckmäßig wie jenes Gesetz des Servius Tullius in Rom, der es jedem Hausvater zur Pflicht machte, allemal ein Geldstück in den Tempel der Lucina zu tragen, so oft ihm ein Kind geboren wurde. Mit gleicher Sorgfalt pflegen auch die Brahmanen alle dergleichen Geburtstage in ihren Pagoden oder Tempeln anzumerken. Immer trifft man daselbst einen, wo nicht ein Paar, Brahmanen an, die von den Vorstehern des Tempels ausdrücklich deswegen besoldet werden, damit sie die Tage der Geburt, der Verheirathung, des Absterbens, kurz alle nur einigermaßen interessante Vorfälle aufschreiben, welche die dazu gehörige Caste betreffen. Es ist diesen Vàriar, oder

— Das Säugen kann und muß allerdings die sanfte, zu Gehorsam gewöhnte Indische Frau selbst verrichten; aber bei uns, wo die Frauen zuweilen in heftige Leidenschaften gerathen, sich im Tanze erhitzen und dann sich wieder erkälten, saure, süße und gesalzne Speisen unter einander genießen — bei uns giebt manche Mutter, wenn sie selbst säugt, ihrem Kinde Gift; und da ist denn eine gesunde, apathische Amme besser. F.

Kalkulatoren, leicht, von den Familienverhältnissen, Lebensumständen und Schicksalen dieser oder jener Person, eine so genaue und bestimmte Nachricht zu geben, daß man darüber erstaunen muß. Freilich geht alles dabei ganz natürlich zu; aber gleichwohl sieht sie einer Prophezeiung so ähnlich, daß manche Leute, denen es an Nachdenken fehlt, oft gar nicht wissen, wie sie daran sind. Wenn jemanden ein Kind geboren worden ist, läßt er einige dieser Astrologen zu sich rufen; und da sich dieselben auf die Gestirne, oder vielmehr auf die acht und zwanzig Planetenhäuser verstehen, welche der Mond alle vier Wochen durchläuft, so nehmen sie den Augenblick, wo das Kind auf die Welt kam, zum Maßstabe, berechnen hiernach die Konstellation der Planeten, unter welcher er geboren wurde, und sagen ihm zu Folge dieser Berechnung sein künftiges Geschick, oder vielmehr Verhängniß, vorher. Dies Verhängniß, welches sie Giàdaga nennen, schreibt ihr Gott Brahma jedem Menschen in der Stunde seiner Geburt auf die Stirn, und von ihm rühren alle die unvermeidlichen Ereignisse her, welchen er sich sein ganzes Leben hindurch ausgesetzt sieht. Der Glaube an dies Verhängniß ist die wahre Ursache, daß die meisten Indier Stoiker sind, und dieser Stoicismus äußert sich, wenn sie krank liegen, wenn ihre Weiber sich mit dem Leichnam ihrer Ehegatten verbrennen, in der außerordentlichen Apathie und in den zum Theil ganz fürchterlichen Bußübungen ihrer Philosophen, und überhaupt in der bewundernswürdigen Geduld, mit welcher die Indier Schmerz, Arbeit, Sklaverei und andere Leiden ertragen.

Wenn die Tage der Reinigung vorüber sind, und nun das Kind einen Nahmen bekommen soll, findet sich die erwähnte Gesellschaft abermals im Hause der Wöchnerin ein. Nachdem sich diese letztere zu wiederholtenmalen mit frischem Wasser gewaschen, und ganz neue Kleidungsstücke angelegt hat, erscheint sie mit dem Kinde auf dem Arm, präsentirt es ihren Freundinnen, und setzt sich mitten in der

Gesellschaft neben ihrem Manne nieder. Nun sagt ein Brahman in ihrer Aller Gegenwart eine Menge Gebete her, und zündet dann das Hòma, oder Brandopfer, an, kraft dessen das Kind dem Shiva, als dem Symbol der Sonne und des Feuers, geheiligt wird, welches, nach der Lehre der Brahmanen, ein Bild des einzigen wahren Gottes seyn soll. Die Materialien, deren man sich bei diesem Brandopfer bedient, sind Holz, Reiß und Butter. Der Nahme, welcher dem Kinde beigelegt wird, ist entweder unmittelbar von den Elementen, Planeten und andern Gestirnen hergenommen, oder von den Symbolen und Götzenbildern, durch welche die Elemente, Planeten und Gestirne vorgestellt werden. Sobald entschieden ist, wie das Kind genannt werden soll, bringt man ein Bananasblatt herbei, schüttet einen Klumpen abgesottenen Reiß darauf, stellt auf denselben ein Gefäß mit Wasser, thut einige Vepa- oder Amargoseira-Blätter hinein, und legt vor die Mündung des Gefäßes eine Kokosnuß. Der Brahman segnet dies Wasser unter vielen Gebetsformeln ein, taucht dann die Blätter in dieses Weihwasser, und besprengt sowohl das Kind als alle Anwesenden damit. Hierauf bricht er die Kokosnuß von einander, legt beide Hälften, wie auch einige Feigen, nebst etwas Betel und Areca, auf ein Bananasblatt, und reicht es dem in der Nähe befindlichen Bildnisse des Ganesha zum Opfer. Diesem Gott zu Ehren wirft er auch Weihrauch ins Feuer, das während dieser ganzen Ceremonie auf das sorgfältigste unterhalten wird. Endlich sagt der Brahman den Nahmen des Kindes dem Vater. Dieser nennt es dreimal bei demselben; die Gesellschaft bezeugt ihm darüber ihre Freude, und begiebt sich dann hinweg. Diese Ceremonien sind indeß nicht allgemein üblich: denn sie verursachen beträchtliche Kosten, die von armen Leuten nicht leicht bestritten werden können; und die Brahmanen thun nicht gern etwas umsonst. Wenn daher armen Eltern ein Kind geboren wird, so bekommt dasselbe seinen Nahmen vom

Vorsteher der Caste, und der Vater oder Oheim macht ihn den übrigen Verwandten bekannt. Man betrachte diese Gebräuche, wie man will, so erhellet auf jeden Fall, daß sie ursprünglich eine Erfindung der Brahmanen sind, und ihren Grund in der natürlichen Philosophie der Heiden habe, vermöge deren ihre Philosophen das Volk unter der Herrschaft des Gesetzes zu erhalten suchten. Dies gilt indeß nur in so fern, als diese Gebräuche auf das Religionssystem der Indier Beziehung haben, und nicht vom bloßen Ceremoniell. So weiß man zum Beispiel, daß die Bananasfeige die Fruchtbarkeit vorstellt, und dem Bacchus oder der Sonne gewidmet ist; daß die Vepablätter, welche sehr bitter sind, die Wunden reinigen, und daß man sich ihrer folglich bei diesen Gebräuchen in der Absicht bedient, um dadurch auf eine symbolische Art die Reinigung des Geistes und des Körpers anzudeuten; daß die Kokosnuß dem Ganesha gewidmet ist, weil sie ein nirgends zusammengefügtes Ganzes ausmacht; und daß die Indischen Philosophen mit ihren Ceremonien auf eben die Art einen mystischen Sinn zu verbinden pflegen, wie bei allen alten Völkern des Orients von jeher üblich war *).

Alle Griechische Geschichtschreiber schildern uns die Indier als Menschen, die viel besser gebauet und ungleich größer wären, als andere. Wenn dies gleich nicht im Allgemeinen wahr ist, so bleibt doch so viel gewiß, daß die reine Luft, die gesunden Nahrungsmittel, der Ueberfluß an allen Nothwendigkeiten, die mäßige Lebensart, und die Erziehung der Indier, ungemein viel zur körperlichen Ausbildung und besonders zur Geschlechtsvermehrung dieser Leute beitragen. Ihre neugebornen Kinder liegen immer auf der Erde, als wenn man sie, so zu sagen, weggeworfen hätte.

*) Hier ist ein neues Beispiel, wie die Indischen Gesetzgeber vieles mit der Religion in Verbindung zu setzen wußten. Daß sich Astrologie und anderer Aberglaube mit einmischt, kann man bei einem so guten und sanften Volke leicht übersehen. F.

Sie werden weder gewickelt, noch geschnürt, oder auf andere Art eingepreßt, wie es in Europa geschieht. Ihre Gliedmaßen können sich daher ganz frei und ungehindert entwickeln, ihre Nerven und Knochen gewinnen eine festere Konsistenz; und wenn diese Kinder in das Jünglingsalter treten, bekommen sie nicht nur einen schönen Wuchs, sondern auch einen sehr gesunden, gelenkigen, robusten und festen Körperbau. Der öftere Gebrauch kalter Bäder, das wiederholte Salben ihres Körpers mit Kokosöl und dem Safte der Ingiapflanze, ingleichen auch ihre Leibesübungen, die den Juvenalien sehr ähnlich sind, und die ich in Malabar öfters mit angesehen habe: dies alles trägt dazu bei, ihre Stärke und Gelenkigkeit zu vermehren. Sie verliert sich so bald eben nicht, den Fall ausgenommen, daß einige dieser Jünglinge sich einer liederlichen Lebensart ergäben, oder ihren Körper durch übertriebene Anstrengung und allzustarke Transpiration vor der Zeit schwächten. So munter und gesund aber die jungen Indier überhaupt sind, so kraftlos und elend werden gemeiniglich diejenigen, welche vor dem zwanzigsten Jahre ihres Alters heirathen. Uebrigens kam mir in Indien nur selten ein Lahmer, Buckeliger, oder sonst verkrüppelter Mensch zu Gesicht. — Die Malabaren, welche gegen Abend wohnen, sind viel robuster und schöner, als die Coromandeler, oder die Tamuler im östlichen Indien auf der Küste Coromandel.

Der Unterricht der Jugend ist in Indien viel einfacher und bei weitem nicht so kostspielig, als in Europa. Halb nackend versammeln sich die jungen Leute im Schatten der Kokosbäume, setzen sich reihenweise auf den Erdboden, mahlen die Anfangsgründe der Buchstabenschrift mit dem Zeigefinger der rechten Hand in den Sand, und ebnen ihn wieder mit der linken, wenn sie andere Buchstaben bilden wollen. Der Schreibmeister, Agian oder Eluttacien genannt, befindet sich seinen Schülern gerade gegenüber, sieht zu, korrigirt ihre Fehler, und zeigt ihnen, wie sie die-

selben verbessern sollen. Anfänglich steht er; wenn aber die jungen Leute einige Fertigkeit im Schreiben erlangt haben, setzt er sich mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen auf ein Tiegerfell, eine Hirschhaut, oder auch wohl auf eine Matte, die aus Blättern von Kokosbäumen, oder wilden Ananasstauden geflochten ist und Kaida genannt wird *). Diese Art des Schreibunterrichts war, nach dem Zeugnisse des Megasthenes, bereits zwei hundert Jahre vor Christi Geburt in Indien eingeführt, und ist dessen ungeachtet heut zu Tage noch eben so üblich; überhaupt hängt nicht leicht ein Volk auf der ganzen Erde so sehr an seinen alten Gebräuchen und Gewohnheiten, wie die gebornen Indier. Ein Schulmeister in Malabar bekommt alle Monate von jedem seiner Zöglinge zwei Fanon oder Panam für den Unterricht. Einige geben nicht einmal baares Geld, sondern ein bestimmtes Quantum Reiß, so daß die Eltern diese an sich sehr geringe Ausgabe fast gar nicht merken. Einige Lehrer ertheilen diesen Unterricht ganz unentgeldlich, und werden dafür von den Vorstehern der Tempel oder der Casten bezahlt. Wenn es die Lehrlinge im Schreiben zu einiger Vollkommenheit gebracht haben, erhalten sie Zutritt in gewisse Schulen, welche Eutupalli genannt werden. Hier fangen sie nun an auf Palmblätter (Panà) zu schreiben, die, wenn ihrer mehrere zusammen geheftet und zwischen zwei Täfelchen befestigt sind, ein Grantha, d. i. ein Indisches Buch, ausmachen. Ist ein solches Buch mit einem eisernen Griffel geschrieben, so heißt es Granthavari oder Lakya, d. i. Schrift, im Gegensatz von Alakya, welches „etwas nicht Schriftliches" bedeutet. Wenn der Guru, oder Lehrmeister, in die Schule kommt,

*) Die Kaida des Rhude hort. malab., so wie die Keura Athrodactylis und Pandanus odoratissima, ist nicht eine wilde Ananas-Staude, sondern eine Pflanze, deren männliche Blumen einen höchst angenehm riechenden Blumenstaub haben. Mit diesem bestreuet man sich in Arabien und Indien den Kopf, wie bei uns mit parfumirtem Puder.

wird er einmal wie das andere mit der größten Ehrerbietung empfangen. Sie müssen sich mit dem ganzen Körper vor ihm niederwerfen, und die rechte Hand auf den Mund legen, dürfen auch nicht eher ein Wort sprechen, als bis er es ihnen ausdrücklich erlaubt. Wer gegen das Verbot seines Lehrers plaudert, wird als ein Mensch, der seine Zunge nicht bändigen kann, und folglich zur Philosophie ganz untauglich ist, aus der Schule gestoßen. Auf diese Art behält der Lehrer immer die Achtung, welche ihm gebührt; die Schüler gehorchen ihm, und vergehen sich nur selten gegen eine Verordnung, die ihnen so pünktlich eingeprägt wird. Die gewöhnlichsten Kenntnisse, worin die Guru Unterricht geben, sind: 1) die Anfangsgründe der Schreib- und Rechenkunst; 2) die Samscredamische Grammatik, welche die Deklinationen und Konjugationen enthält. (Sie heißt auf Malabarisch Sidharuba, im Königreiche Bengalen aber Sarasvada, oder die Kunst zierlich zu sprechen); 3) der zweite Theil dieser Grammatik, welcher den Syntax enthält, oder das Buch Vyagarna; 4) das Amarasinha, oder brahmanische Wörterbuch. Dieses Werk, welches selbst in den Augen der Brahmanen großen Werth hat, besteht nicht, wie Anquetil du Perron sagt, aus drei, sondern vielmehr aus vier Theilen, und enthält alles, was auf die Götter, die Wissenschaften, die Farben und Töne, Erde, Meer und Flüsse, Menschen und Thiere, Künste und allerlei Geschäfte in Indien Beziehung hat. Um den jungen Leuten die Konstruktion und das Emphatische der Samscredamischen Redensarten desto einleuchtender zu machen, gebrauchen die Guru mehrere kurze Sentenzen, die in Samscredamische Verse eingekleidet sind, und Shloga genannt werden. Diese Verse dienen nicht nur zu Beispielen, wie man die Worte mit einander in Verbindung setzen müsse, sondern enthalten auch zugleich eine ganz vortreffliche Moral, welche auf diese Art den jungen Leuten gleichsam spielend beigebracht wird, so daß man

ihnen bei Erlernung der Sprache zugleich Regeln zur Ausbildung ihres Charakters, und zur Einrichtung ihres künftigen Verhaltens giebt. Damit man die Moral der Brahmanen desto besser beurtheilen könne, will ich einige dieser Sentenzen zur Probe hieher setzen.

I. Wozu nützt das Studieren, wenn es nicht darauf abzweckt, den kennen und fürchten zu lernen, der die Weisheit selbst ist?

II. Warum haben wir den Aufenthalt in den Wäldern verlassen, und uns in Städten und Flecken zusammengesellt, wenn es nicht darum geschehen ist, der Freundschaft zu genießen, uns wechselseitig Gutes zu erzeigen und die Fremdlinge und Wanderer in unsern Wohnungen zu beherbergen?

III. Wunden, die eine verläumderische Zunge verursacht, schmerzen weit mehr, und sind viel schwerer zu heilen, als die, welche von Feuer und Schwert herrühren.

IV. Wozu nützt es, daß du die Thür deines Hauses verschließest? Es ist deswegen nöthig, damit dein Weib lerne sich selbst zu hüten.

V. Wer eine Beleidigung rächt, genießt ein Vergnügen, das allenfalls einen Tag dauert; wer sie aber vergiebt, dem wird ein frohes Bewußtseyn zu Theil, das ihn durch sein ganzes Leben begleitet.

VI. Bescheidenheit steht jedem gut, gereicht aber besonders den Gelehrten und Reichen zur Zierde.

VII. Der Zustand zweier Eheleute, welche sich nie vom Pfade der Ehre, der Tugend, und der wechselseitigen Pflicht entfernen, ist eben so peinlich, wie der Zustand derer, die sich die härtesten Bußübungen auflegen.

In den Gärten und geheiligten Hainen, wo Schule gehalten wird, trifft man gewöhnlich den Lingam, oder Priap an, der in Gestalt eines Cylinders aufgestellt ist. Er wird jedoch nicht von allen Indiern, sondern nur von den Shivaniten angebetet. Diese machen eine eigene

Sekte aus, welche das Feuer unter der Gestalt des Götzen Shiva als das Princip, oder die erzeugende Kraft, wodurch alles hervorgebracht wird, verehrt. Außer jenem Götzenbilde sieht man daselbst auch noch zwei andere Statüen, die gemeiniglich vor dem Eingange der Schule stehen. Die eine stellt den Ganesha vor, den Beschützer der Wissenschaften und Gelehrten; die andere die Sarasvadi, die Göttin der Beredtsamkeit und Geschichte. Jeder Studierende richtet beim Eintritt in die Schule allemal die Augen auf diese beiden Götzenbilder, hebt die Hände bis an den Kopf auf, und bezeugt ihnen seine Verehrung durch gewisse Gebetsformeln. Die, mit denen der Ganesha begrüßt wird, lauten gewöhnlich folgendermaßen: Sal Guruve namà; Anbetung dir, du wahrer Meister! Oder: Ganabadaye namà; Anbetung dir, o Ganabadi! Dies ist freilich wahre Abgötterei; diese Gebräuche dienen aber doch wenigstens zum Beweise, daß die Indier ihre Kinder frühzeitig daran gewöhnen, die Götter zu verehren und sie als ihre Beschützer und Wohlthäter zu betrachten. „Wem es darum zu thun ist, die Macht der Religion, und den Einfluß religiöser Meinungen kennen zu lernen", sagte der Marquis Kergariou, welcher die Französische Fregatte Kalypso kommandirte, „der gehe nur nach Indien." Er hatte Recht; denn unter zwei tausend Indiern wird man kaum einen einzigen finden, der nicht von der Nothwendigkeit überzeugt wäre, die Götter anzubeten. Die Natur, das Klima, und die Erziehung, geben den dortigen Völkern die stärksten Beweggründe an die Hand, die Gottheit zu verehren, und sich dem Willen derselben zu unterwerfen.

Die andern Wissenschaften und Exercitien, worin die Indische Jugend unterrichtet wird, sind: die Dichtkunst, Cavya; die Fechtkunst, Payatta; die Kräuterkunde und Arzneiwissenschaft, Vaydyashastra, oder Bheszagiashastra; die Nautik, Naushastra; das Tournier zu Fuß (Hastiludium), Cundèra; das Ballspiel, Pandacali;

das Schachspiel, Ciadurangam; das Ballschlagen, Cò-ladi; die Logik, Tarkashastra; die Astrologie, Giò-disha; die Rechtswissenschaft, Svadhyaya; das Stillschweigen, Mauna *). Man wird von selbst bemerkt haben, daß die Chirurgie, die Anatomie und die Erdbeschreibung in dem Verzeichnisse dieser Wissenschaften fehlen. Die Indier sind nehmlich der Meinung, ihr Land sey das schönste und beglückteste auf der ganzen Welt; deshalb liegt ihnen wenig oder gar nichts daran, auch auswärtige Reiche kennen zu lernen. — Ihre gänzliche Enthaltsamkeit von allen Fleischspeisen, und das ausdrückliche Verbot irgend ein Thier zu tödten, verhindern sie, thierische Körper zu zergliedern und den inneren Bau derselben zu untersuchen. Von der Indischen Poesie habe ich ausführlich in meiner Samscredamischen Sprachlehre gehandelt, und werde auch weiter unten noch Verschiedenes darüber sagen. Ihre Nautik beschränkt sich bloß auf ihre schiffbaren Flüsse; denn die heidnischen Indier haben durchgehends den größten Abscheu vor dem Meere. Das Tournieren, Fechten, Ballspielen und Ballschlagen wurde aus sehr guten Gründen eingeführt, um die Indischen Jünglinge stark und gelenkig zu machen, damit es ihnen nicht an Geschicklichkeit fehle, sich in Schlachten und Treffen, wo man nicht mit Kanonen schießt, auszuzeichnen. Alle diese Exercitien, Künste und Wissenschaften haben ihre eigenen Lehrmeister, und jeder dieser Leute wird mit der ausgezeichneten Achtung behan-

*) Die Jünglinge, welche zu Brahmanen bestimmt sind, müssen zehn Jahre im Bezirke des Tempels zu Triciur zubringen, und allen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte meiden. Man legt ihnen ein strenges Stillschweigen auf, welches fünf Jahre dauert. Dies ist der erste Grad der Philosophie. A. d. V. Man sieht, daß Pythagoras seine Philosophie zum Theil von den Indischen Weisen, oder solchen, die mit ihnen in der Lehre Aehnlichkeit hatten, hergenommen haben muß; denn auch seine Schüler waren verpflichtet, fünf Jahre zu schweigen. Diogenes Laërtius, l. VIII. 10. Aul. Gellius. Noct. Attic. I, 9. F.

delt, deren weiter oben gedacht wurde. Zweimal des Jahres wird einem solchen Lehrer ein Stück Seidenzeug gegeben, dessen er sich zur Kleidung bedient; und dieses Geschenk heißt Samànam.

Alle Indische Mädchen, nur diejenigen ausgenommen, welche zu den Casten der Shudras und Nayris gehören, bleiben bis in ihr zwölftes Jahr zu Hause; und wenn sie ausgehen, so geschieht es allemal in Begleitung ihrer Mütter oder Basen. Sie bewohnen eine eigne Abtheilung des Hauses, die Andarggraha genannt wird, und der sich keine Mannsperson nähern darf. Die Indischen Knaben werden im neunten Jahr ihres Alters mit besonderen Ceremonien zu dem Berufsgeschäfte oder zu der Hanthierung der Caste eingeweihet, zu der ihre Väter gehören und von der sie sich nie wieder lossagen dürfen. Dies Gesetz, dessen schon in den Schriften des Diodor von Sicilien, Strabo, Arrian und anderer Griechischen Schriftsteller gedacht wird, ist freilich sehr hart, gereicht aber der bürgerlichen Ordnung, den Künsten und Wissenschaften, ja selbst der Religion, zu sehr großem Nutzen. Eben dieser Verordnung zufolge, ist es nicht einmal jemanden erlaubt, aus einer Caste in die andere zu heirathen. Daher kommt es, daß man hier nicht etwa jene allgemeine und oberflächliche Erziehungsmethode befolgt, bei welcher man die Kinder auf eine solche Art behandelt, als ob sie künftig sämmtlich zu einerlei Stand und zu Erfüllung gleicher Berufspflichten bestimmt wären; sondern die Kinder einer jeden Caste werden vielmehr gleich Anfangs zu dem gebildet, was sie ihr ganzes Leben hindurch bleiben sollen. Der künftige Brahman, zum Beispiel, wird von der frühesten Kindheit dazu angehalten, sich mit Lesen und Schreiben zu beschäftigen, den Opfern beizuwohnen, die Sonnen- und Mond-Finsternisse zu berechnen, die Gesetze und gottesdienstlichen Gebräuche zu studieren, die Nativität zu stellen, kurz alles das zu erlernen, was er nach der Vorschrift des Vèda, oder

des heiligen Gesetzes der Indier, wissen muß. Den Vayshya hingegen unterrichtet man von Jugend an im Ackerbau; den Kshetria in der Regierungskunst und in den Kenntnissen des Soldatenstandes; den Shudra in den mechanischen Künsten; den Mucaver in der Fischerei; den Ciàna in der Gartenkunst; und den Vànyen im Kauf und Verkauf der Waaren. Durch diese Einrichtung werden nicht nur eine Menge gemeinnütziger Kenntnisse in Umlauf gebracht, sondern auch auf die Nachkommen fortgepflanzt, welche sich dadurch in Stand gesetzt sehen, dieselben immer mehr zu erweitern und zu vervollkommnen. In den mechanischen Künsten hatten es die Indier schon zu den Zeiten Alexanders des Großen zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß der Befehlshaber von dessen Flotte, Nearch, sich nicht genug über die Geschicklichkeit verwundern konnte, mit der sie das Geräth nachbildeten, welches sie bei den Griechischen Truppen sahen. Auch ich befand mich einst in einem ähnlichen Falle. Ich hatte nehmlich einem Indischen Künstler eine Lampe anvertrauet, die in Portugal verfertigt und sehr schön gearbeitet war. Einige Tage nachher brachte er mir eine andere, die der meinigen so vollkommen ähnlich sah, daß ich sie fast nicht von derselben unterscheiden konnte. Indeß ist freilich nicht zu läugnen, daß die Künste und Wissenschaften in Indien gar sehr gelitten haben, seitdem die nationellen Könige von ausländischen Eroberern vertrieben, mehrere Provinzen gänzlich verheert, und die Casten mit einander vermischt worden sind. Vor diesem Zeitpunkte standen die dortigen Staaten in Flor, die Gesetze wurden gehandhabt, die bürgerliche Ordnung dauerte fort, kurz es war Recht und Gerechtigkeit im Lande; jetzt aber hängt leider in mehreren Gegenden fast alles von willkührlicher Gewalt und despotischen Verordnungen ab.

Zweites Kapitel.

Ehestandsangelegenheiten der Indier.

Der Ehestand heißt auf Samscredamisch Vivàha oder Pànigrahanna, welches letztere so viel bedeutet als das Deutsche Wort Handgelóbniß; von Pàni, die Hand, und Grahanna das Zugreifen, oder der Handschlag. In der gewöhnlichen Malabarischen Sprache, wird der Ehestand Pennbeta genannt; d. i. ein Band, oder eine Verbindung mit einer Frauensperson. Kettunu heißt binden, Pennkettunu sich selbst binden, eine Frau vermittelst eines Bandes an sich fesseln. Kettiastri bedeutet eine gebundene Frau; Kettiaven einen gebundenen Mann, d. i. einen solchen Mann, der einer Frauensperson einen Mahlschatz giebt, ihr eine Schnur um den Hals legt, sich auf diese Art mit ihr verlobt, und sie für sein eheliches Weib erklärt. Bharta heißt ein Ehemann, der die Herrschaft führt; Bharya, eine Frau, oder ein Eheweib, das unter der Herrschaft steht. Diese Art sich auszudrükken ist indeß nur unter den adeligen Casten üblich, und von dem Ausdruck Kütticondupògunu wohl zu unterscheiden, welcher letztere so viel bedeutet, als eine Frau in das väterliche Haus führen, oder sie in sein eigenes zu sich nehmen, wodurch zugleich die Art der Verlobung angedeutet wird, welche unter den geringern Casten eingeführt ist. Diese zweite Art der Verehelichung geschieht auf eben die Art wie bei den Römern, per usucapionem; nur mit dem Unterschiede, daß der Bräutigam sich vor dem Vorsteher seiner Caste stellen, ihm den Nahmen seiner Braut anzeigen, und demselben, zum Zeichen daß er sie wirklich zur Frau nimmt, einen kleinen Stein einhändigen muß. Auf jeden Fall sieht man hieraus, daß bei den Ehen der

Indier ein wirklicher Heiraths-Kontrakt, eine Verbindlichkeit, zum Grunde liegt, die nach den Gesetzen und vor den Justizstellen ihre vollkommene Gültigkeit hat.

Obgleich die Indischen Gesetze die Vielweiberei dulden, weil sie der Bevölkerung zum Vortheil gereicht, so hat dennoch der Bharta, wenn er sich auch noch so viele Weiber hält, nur eine einzige rechtmäßige Ehefrau, mit der er wirklich verheirathet ist, und die sein Hauswesen besorgt. Sie heißt auf Samscredamisch Pànigrahidì, die Frau, der er den Handschlag gab; Pradhaninì, die Prinzipalin; Mahishì, die Große; Cudbumbinì, die Hausfrau; Sadhadharmanì, die Frau von tausenderlei Verdiensten, Tugenden und Vorzügen. Die andern hingegen nennt man Bhòguinya, Beischläferinnen, Konkubinen. Die Kinder der erstern heißen Sudharmaputra, d. i. rechtmäßige, und erben die Verlassenschaft ihres Vaters; die Kinder der Beischläferinnen aber werden gleich nach ihrer Geburt zur Caste der Shudra gestoßen, die man mit Recht als die Pflanzschule der unehelichen Kinder höherer Casten betrachten kann, da fast alle Beischläferinnen zur Caste der Shudra gehören, und da in ganz Indien die Rechtsregel partus sequitur ventrem ihre volle Kraft hat. Hieraus folgt, daß die Könige, welche sich mit Weibespersonen aus einer andern Caste als der ihrigen, vermählen, ihre Kinder weder zu Erben einsetzen, noch weniger zu ihren Nachfolgern ernennen dürfen. So verhielt es sich zu meiner Zeit mit dem Könige zu Cochin, Perumpadapil, und mit dem Könige von Travancor, Rama Varmer. Als ich zu Tiruvandaburam war, sah ich mit meinen Augen, daß die Kinder dieses letztern nach Art der Shudras daselbst erzogen wurden. Dies Gesetz zweckt eigentlich darauf ab, daß Leute von geringem Stande sich nie auf den Thron oder zur Priesterwürde empor schwingen sollen.

Der Ehebruch, Abarâdha, dessen sich zwei verheirathete oder auch nur verlobte Personen schuldig machen, wird mit Verstoßung aus der Caste, auch wohl, je nachdem die Umstände sind, mit der Landesverweisung bestraft. Ist die Braut oder die verheirathete Frau allein daran schuld, so verliert sie die Prärogativen ihrer Caste, und wird an einen Ausländer, gleichviel ob er Christ, Jude oder Mohamedaner ist, als Sklavin verkauft. Dies war unter andern der Fall mit der berüchtigten Brahmanenfrau von Alangata, welche man verstoßen und verkauft hatte, und die nachher vom Bischofe von Areopolis in Malâbar getauft wurde. Sie konnte die Samscredam-Sprache sehr geläufig lesen und schreiben. Auch ich hatte einst Gelegenheit eine solche Brahmanin in Edapalli zu taufen, welche ebenfalls die Ehe gebrochen hatte. Als ich sie fragte, warum sie zur katholischen Religion übergehen wolle, gab sie mir zur Antwort: Inika dösham vannu poi, d. i. ich habe eine Sünde begangen. Dies ist die gewöhnliche Redensart, deren sich die Indier bei dergleichen Vorfällen bedienen; denn der Ehebruch ist eine von den fünf schweren Sünden, welche sie Pancia mahâ pâva nennen. Es werden aber auch andere Weiber, die keine Brahmaninnen sind, als Sklavinnen verkauft, wenn sie mit jemanden, der nicht ihres Standes ist, die Ehe brechen, oder es thun, nachdem sie in eine andere Caste geheirathet haben. Indeß duldet man es, wenn solche Weibsleute, denen ihre Caste nichts zu befehlen hat, Unzucht treiben, oder wenn sie dergleichen Sünden mit Mannspersonen begehen, die zu einer vornehmern Caste gehören. Wird die Ehefrau eines Mannes, der sie per usucapionem geheirathet hat, und zu einer der geringern Casten gehört, des Ehebruchs beschuldigt, so geht derselbe zum Vorsteher, und läßt sich das Steinchen zurückgeben, welches er ihm bei seiner Verheirathung einhändigte. Hat er nun seine Frau auf diese Art des Ehebruchs wegen angeklagt, so führt er sie wieder in

das Haus ihrer Eltern zurück, und diese Ceremonie vertritt die Stelle einer wirklichen Ehescheidung. Uebrigens ist es den Indiern erlaubt, bis in den dritten Grad der Blutsverwandtschaft zu heirathen. Auf der Küste Malabar herrscht in der Caste, zu welcher die Rothgießer gehören, der Gebrauch, daß nur der älteste Bruder heirathet, die übrigen aber in seiner Abwesenheit bei seiner Frau Mannsstelle vertreten.

Nach der Sitte, welche die Brahmanen, die Vayshya, die Kshetria und die Thomaschristen in Malabar unter sich eingeführt haben, muß die Braut allemal ihr Heirathsgut zu ihrem Bräutigam tragen. Wenn dies geschehen ist, und sie das väterliche Haus verlassen hat, so bekommt sie weiter nicht das Allergeringste, und verliert auf immer das Recht in der weiblichen Erbfolge zu succediren. Vermittelst dieser Einrichtung, welche man durchgehends bei allen größeren Casten antrifft, suchen die Indier der Zerstückelung der Patrimonialgüter und der Verarmung der Familien vorzubeugen, welche ganz gewiß erfolgen würde, wenn die ausgestatteten Töchter bei der Erbschaft mit in gleiche Theile gehen dürften. Der schon mehrmals erwähnte Gouverneur von Cochin, Herr van Angelbeck, wünschte hierin bei den Christen, welche zur Caste der Malabarischen Mundacárer gehören, und unter der Holländischen Compagnie stehen, eine Aenderung zu treffen. Ich erhielt daher von ihm den Auftrag, hierüber mit jenen Christen, welche sich deswegen mehrmals in meiner Behausung zu Mattincéra versammelten, zu negociren; ich konnte sie aber schlechterdings nicht zur Nachgiebigkeit bereden. Immer beriefen sie sich auf das Alterthum dieser Einrichtung, und behaupteten, die meisten Familien würden unfehlbar zu Grunde gerichtet werden, wenn man eine andere an deren Stelle setzte. Gewisser ist es, daß viele Mädchen keine Männer bekommen, weil man es ihnen zur Pflicht macht, ein ansehnliches Heirathsgut mitzu-

bringen. Dies Schicksal trifft besonders die Töchter der Brahmanen, deren bisweilen sechs bis sieben in einem Hause beisammen sind, und die insgesammt unverheirathet bleiben, weil es ihnen an der Ausstattung fehlt. Der Zustand dieser Mädchen ist wirklich bedauernswerth, besonders auch deswegen, weil die Indier, wie wir bereits anderswo gesagt haben, eine sehr verächtliche Idee mit dem ehelosen Leben verbinden. Einem verlobten Mädchen wird der Taly (Mahlschatz) schon in seinem siebenten Jahr um den Hals gehängt, ob es gleich bis nach dem zwölften in dem Hause seiner Eltern bleibt. Die Gebräuche, welche man in Indien bei Eheverlöbnissen und Hochzeiten beobachtet, sind diese:

Wenn die Eltern der Canya, d. i. der Jungfrau, einen jungen Menschen ausersehen haben, den sie ihr zum Manne geben wollen, so melden sie es vor allen Dingen den beiden Brahmanen, deren sich beide Familien in astrologischen Angelegenheiten bedienen. Diese erkundigen sich auf das genaueste nach dem Lebenswandel des jungen Menschen, und untersuchen die Konstellationen, unter welchen das präsumtive Brautpaar geboren worden ist. Sind diese Konstellationen von günstiger Vorbedeutung, so müssen sich die Eltern der Canya eine beträchtliche Quantität weißes Sandelholz, Magnel, Salz, Kokosöl, Betel, Areca, und ungefähr zwei- bis dreihundert Stück Kokosnüsse anschaffen. Wenn alles dies in Bereitschaft ist, wird der Bräutigam zu der Canya ins Haus geführt, und der Brahman macht daselbst im Beiseyn der sämmtlichen Verwandten des neuen Brautpaars das Hôma, oder Brandopfer, zurecht. Dies wird jetzt den sämmtlichen Dèvà, d. i. den Göttern, dargebracht, unter denen man die sieben Planeten versteht, welche zu Zeugen dieses Eheverlöbnisses feierlich aufgefordert werden, und welche man anflehet, demselben eine beglückte und langwierige Fortdauer zu verleihen. Zu dem Ende nimmt man verschiedene

Arten von köstlichem und wohlriechendem Holze, z. B. Sandel-, Aghil-, Arasu-, und Kampher-Holz, schneidet es in Stücke, die ungefähr eine Palme lang sind, legt sie in eine viereckige Grube, und macht ein Feuer daraus, das aber nicht angeblasen werden darf, sondern mit einem Wedel angefacht wird. Sobald es zu brennen anfängt, sagen die Brahmanen gewisse Gebetsformeln her, durch welche sie die vorerwähnten Götter um Beistand anflehen, und werfen Oel, Butter, Zucker, Honig, Gerste, und in Milch abgesottenen Reiß ins Feuer. Das neue Brautpaar steht andächtig dabei, und wirft ebenfalls von Zeit zu Zeit dergleichen brennbare Materialien hinein, damit es wenigstens während eines Viertheils vom Tage in Einem fort brenne. Ist dies vorbei, so läßt der Brahman den Bräutigam niederknieen, legt ihm ein Stück goldnen oder silbernen Zindel auf den Kopf, hängt ihm eine goldene Kette um den Hals, steckt ihm einen goldenen Ring an den Finger, und malt ihm mit pulverisirtem Sandelholz und Curcuma einen halben Mond an die Stirn. Wenn nun der Brahman den Bräutigam auf diese Art herausgeputzt hat, so giebt er ihm eine Kokosnuß in die Hand, die mit allerlei Farben bemahlt ist, und sagt: „der und der, ein Sohn von dem und dem, giebt jetzt, in Gegenwart aller Götter, seine Tochter, die so und so heißt, dem und dem zum Eheweibe, welcher ein Sohn von dem und dem ist." Diese Formel muß die Canya Wort für Wort wiederholen, und zugleich ihren Nahmen mit aussprechen. Dann werden zwei Abschriften auf Olas (Palmblättern) davon verfertigt, worin zugleich der Verlöbnißtag, wie auch die Konstellation, unter welcher Braut und Bräutigam geboren sind, angegeben ist. Diese mit Curcuma bemalten und mit allerlei Schnörkeln verzierten Olas wechseln die Neuverlobten gegen einander aus, und von diesem Augenblick an betrachtet man ihre Verbindung als unauflöslich. Nun lassen sich allerlei musikalische Instrumente hören; die Sänger und

Sängerinnen stimmen Freudenlieder an, und die Tänzerinnen bieten ihre ganze Kunst auf, die Hochzeitgäste zu belustigen. Während der Zeit präsentirt die Mutter der Braut dem Brahmanen ein Becken, welches mit der heiligen Asche angefüllt ist, die von dem oben beschriebenen Brandopfer übrig blieb. Sie wählt allemal eine solche Stellung, daß ihr Antlitz gegen Osten gerichtet ist. Der Brahman nimmt dreimal nach einander eine Handvoll Asche aus dem Becken, und läßt sie ganz langsam zwischen den Fingern durchlaufen. Wenn diese Asche auf dem Erdboden eine runde Figur bildet, so nennt man dies Sudharshana, Ciakra, d. i. das Rad der glücklichen Vorbedeutung; denn das Ciakra, oder Rad, ist das Wapen und charakteristische Kennzeichen des Vishnu, und deutet folglich auf die Eintracht, den Wohlstand, und die Fruchtbarkeit des neuen Ehepaars. Diese heilige Asche wird nebst den schon erwähnten Olas sehr sorgfältig in einem besondern Gefäße aufbewahrt, und als ein theures Unterpfand wechselseitiger Treue betrachtet. Vorher aber theilt der Brahman allen anwesenden Verwandten etwas weniges von dieser heiligen Asche mit, und mahlt ihnen den Nahmen Gottes, Tirunàma, mit einer Salbe an die Stirn, die aus pulverisirtem Sandelholz, Safran, und gedörrtem Kuhmist besteht. Wenn diese Ceremonie geendigt ist, wäscht die Brautmutter dem Brahmanen die Füße; der Vater aber gießt ihm Wasser auf die Hände, trocknet sie wieder ab, und holt dann ein Stück Tuch, Seidenzeug, oder Kattun herbei, welches er ihm, nebst einigen Panam in Gold oder Silber, zum Geschenke giebt. Bisweilen bekommt der Brahman auch wohl ein Kalb, und dies ist ihm gewöhnlich am angenehmsten.

Wenn nun auf solche Art der Heiraths-Kontrakt von beiden Theilen bestätigt worden ist, begiebt sich der Bräutigam wieder in seine Wohnung, und die Canya bleibt in der ihrigen; denn die wirkliche Hochzeitfeier geht nun nicht

eher vor sich, als bis die Braut ihre Reinigung gehabt hat, und folglich ihre Mannbarkeit keinen Zweifel mehr leidet. So bald dies dem Bräutigam gemeldet wird, macht er Anstalt zur Hochzeit, und begiebt sich zu dem Ende in Begleitung seiner sämmtlichen Verwandten nach dem Brauthause, vor welchem man eine Laube erbauet. Sie wird an vier Pfählen befestigt, die ziemlich tief in die Erde geschlagen werden. Ehe der erste Pfahl eingesenkt wird, nähern sich die Brahmanen dem hierzu bestimmten Loche, besprengen es, dem Gannèsha und der Lakshmi zu Ehren, mit Milch und Wasser, und werfen einige Arasublätter nebst etwas rohem Reiß, der mit Saffran vermischt ist, hinein. Wenn alle vier Pfähle stehen, umschlingt man dieselben ganz oben zwei- bis dreimal mit einer rothen Schnur, an welcher eine Menge Mavablätter befestigt sind. Mitten in der Laube wird ein kleiner Altar errichtet, auf welchen man nachher die Bildsäule des Götzen Pollenar setzt, der kein anderer ist, als der oft erwähnte Gannesha. Hinter den Altar pflanzt man einen Zweig von dem Baume Arasu, der, wie ich bereits an einem andern Orte gesagt, als Symbolum der sogenannten Dreieinigkeit der Indier, nehmlich des Brahma, Vishnu und Shiva, gilt. Neben diesen Zweig stellt man sieben irdene Gefäße, in welche man Reiß gesäet hat, der zur Zeit dieser Feierlichkeit wenigstens zwei Zoll hoch ausgesproßt seyn muß. Diese Gefäße haben ihre symbolische Beziehung auf die sieben Planeten. Wenn nun auf diese Art die Laube gehörig ausgeschmückt ist, macht man Anstalt, die Braut zu waschen und zu reinigen. Zu dem Ende gehen sieben wirklich verehelichte Frauen, von denen jede ein Gefäß trägt, in Begleitung der Brahmanen, wie auch der Musiker, Sänger und Tänzerinnen, nach einem in der Nähe befindlichen Flusse oder Teiche, und holen daselbst Wasser, welches sie unter allerlei Ceremonien und mit der größten Behutsamkeit in das Hochzeithaus tragen. Wittwen sind zu dieser, wie überhaupt zu jeder andern hoch-

zeitlichen Verrichtung, ganz untauglich, und dürfen sich bei dergleichen Gelegenheiten gar nicht sehen lassen, weil man sie als Geschöpfe betrachtet, von welchen die menschliche Gesellschaft nicht den geringsten Nutzen hat. Jene sieben verheiratheten Weiber entkleiden die Braut, gießen ihr einige Tropfen Wasser auf den Kopf, und reiben ihren Körper von oben bis unten mit den Fasern der Ingiastaude. Hierauf bestreichen sie ihr die Brust, die Schultern und Kniee mit Cuncuma, und gürten ihr ein Stückchen weißen Musselin um die Lenden. Dies wird auf dem Rücken am Gürtel befestigt, der ebenfalls aus einem Streif von solchem Musselin besteht. Ueber diesen Schurz bekleiden sie die Braut mit dem sogenannten Pidambara. Dies ist ein Stück sehr feines Seidenzeug, von goldgelber Farbe, welches vom Kopf herabhängt, unter der linken Achsel durchgezogen wird, in der Mitte des Leibes eine Art von Mantel bildet, und bis auf die Füße herunterfällt, die dadurch von hintenzu bedeckt werden. Die Indier halten dies Pidambara für heilig, weil der Vishnu, wie ihre Mythologie lehrt, sich jederzeit eines solchen Gewandes bedient, wenn er seinen Verehrern erscheint. Kenner der Alterthümer werden sich bei dieser Gelegenheit vielleicht des Flammeum der alten Römer erinnern, welches mit diesem Pidambara auffallende Aehnlichkeit hatte.

Das Geschmeide, welches die Braut anlegt, besteht aus mancherlei Stücken. Es sind folgende: 1) Tòlvalà; ein Armband, das oberhalb des Elbogens befestigt wird. 2) Cadacam; ein goldenes Armband unterhalb des Elbogens. 3) Nettipatam; eine schmale goldene Stirnbinde. (Diese beiden Stücke sieht man auch auf alten Aegyptischen Denkmählern). 4) Shigamani, eine goldene Nadel, um welche die Haare so gewunden werden, daß sie ganz glatt anliegen. 5) Karniga; eine goldne Rose, welche die Indierinnen, wenn sie Staat machen wollen, in der Oeffnung der Ohren befestigen, weil diese sehr lang und

weit ist. 6) Cundala; goldene Ohrengehänge, an welchen nicht selten ein Edelstein prangt. 7) Màla; eine goldene Kette, die um den Hals gelegt wird und bis auf die Mitte des Leibes herabhängt. 8) Urmiga; ein goldener Ring, den die Braut am Goldfinger trägt. 9) Talà; ein silberner Reif, oder Ring, welchen die Indierinnen um die bloßen Füße befestigen, weil sie weder Schuhe noch Strümpfe tragen. 10) Cadacam; ein zweites goldenes Armband, das, außer dem schon erwähnten, das Gelenk der Hand umgiebt. 11) Pushpamàla; ein Halsband von natürlichen Blumen. 12) Tularsimàla; ein Kranz von Basilienkraut, für welches die Indier eine besondere Vorliebe haben.

Wenn nun die Braut völlig angekleidet und mit ihrem sämmtlichen Geschmeide geschmückt ist, wird sie von den erwähnten sieben Frauen an die Thür des Ankleidezimmers geführt, wo sie einige Zeit stehen bleibt, und das Gesicht nach außen zu kehrt. Vor ihr her geht eine von jenen sieben Frauen, die in der einen Hand eine brennende Lampe mit sieben Tochten, und in der andern sieben Stückchen Reißteig trägt, der mit Magnel vermengt ist. Nun sagt der Brahman einige Gebete her, welche dazu dienen sollen, die Braut vor allen Arten von Unglück und Hexerei, besonders aber vor der Augenverzauberung, zu bewahren. In eben dieser Absicht hält die erwähnte Frau die sieben Stückchen Reißteig der Braut dreimal über den Kopf, und thut hernach eben dasselbe mit der vorher beschriebenen Lampe.

Nachdem diese Ceremonie vollbracht ist, und der Braut noch vorher die Füße gewaschen worden sind, setzt man sie auf eine Matte, welche die Stelle des Hochzeitbettes vertritt. Jetzt stimmen die Sänger allerlei Brautlieder an, worin der Neuvermählten große Lobsprüche gemacht werden, mit dem Wunsche, daß sie recht viele und recht gute Kinder zur Welt bringen, überhaupt aber eine glückliche und gesegnete Ehe führen möge. Die Braut hält unterdes-

sen ein Betelblatt vor das Gesicht, um ihre Schamröthe zu verbergen. Zur Probe will ich doch eins von diesen Brautliedern in Malabarischer Sprache beifügen.

Shri sagala gunna nàthane
Shri Lakshmi gunna madàve
Mahà Meru yatha sùghame
Sadadam pùrti tarename
Sàdhu dèhangam sushìlaye
Sàdhu cusuma sugha bàle
Mahà virakti su canyaghe
Mahà viren Kitti Bartavine.

Das heißt: „Selige Sonne! Geberin aller Glückseligkeit! Und du, selige Mutter Lakshmi! Verleihet ihr den Genuß aller Güter, deren man sich dort oben auf dem Berge Meru (dem Aufenthalte der seligen Götter) zu erfreuen hat. Gewährt diese Wonne der scheuen, der keuschen Braut, die so lieblich duftet wie Blumen! Ihr, der schöngewachsenen gutartigen Jungfrau, welcher das Schicksal einen edeln Mann verlieh."

Während der Zeit daß dergleichen Lieder abgesungen werden, legt man auch dem Bräutigam (in einem andern Zimmer eben desselben Hauses, worin die Canya wohnt) das hochzeitliche Gewand an; und so bald er zum Vorschein kommt, wird das Hòma angezündet, welches beide Neuverheirathete sorgfältig zu unterhalten suchen, indem sie Sandelholz, Weihrauch, Oel, Butter, und andere dergleichen brennbare Materialien in die Flamme werfen. Wenn dies vorbei ist, setzt sich der Bräutigam auf eine Art von Sessel, Pida genannt, hält beide Hände an einander, und streckt sie gerade vor sich hin. Der Brahman füllt sie mit Reiß, Betel und Areca, legt oben darauf eine Kokosnuß, und bindet dem Bräutigam eine wollene Schnur um seinen rechten Arm, an deren einem Ende ein Stückchen Cuncuma, oder Indischer Saffran, befestigt ist. Während dieser Verrichtung nennt der Brahman die drei vornehmsten

Götter der Indier, nehmlich den Brahma, Vishnu und Shiva (oder Rudra) bei Nahmen, und knüpft zugleich drei Knoten in die Schnur. Im Nahmen eben dieser Gottheiten mahlt er ihm alsdann mit der heiligen Asche, die von dem Hòma übrig geblieben ist, und Tirunìra genannt wird, ein heiliges Zeichen an die Stirn. Dies stellt entweder das Auge des Shiva, oder einen halben Mond, oder die Seeblume (Nymphaea), oder eine Pyramide, das Sinnbild des Feuers, vor. Nach Vollendung dieser Ceremonie läßt sich der Bräutigam eine Schüssel bringen, schüttet alles, was man ihm (zum Zeichen seiner Verehrung gegen die Götter) in die Hände gegeben hatte, hinein, und beschenkt damit seinen Barbier, den Mann, welcher ihn abgewaschen hat, und die in der Nähe befindlichen Musikanten. Der Brahman tritt abermals herzu, und hängt ihm einen Blumenkranz um den Hals. Nun erhebt sich der Bräutigam von seinem Sessel, setzt sich in einen Palanquin, und läßt sich durch alle Straßen der Stadt tragen. Alle Hochzeitgäste, alle Musikanten, Sänger und Tänzerinnen, geben ihm das Geleit, und machen einen Lärm, der durch den ganzen Ort ertönt. Da dergleichen Hochzeitprocessionen gewöhnlich des Nachts gehalten werden, so befinden sich zugleich eine ungeheure Menge Windlichter, Fackeln, Lampen und Leuchten dabei. Auch sieht man bei solchen Gelegenheiten mehrere kleine transparente Figuren herumtragen, die auf Papier gemahlt sind, und verschiedene Gottheiten der Indier vorstellen. So bald sich der Bräutigam nebst seiner Begleitung wieder im Hochzeithause eingefunden hat, werden abermals allerlei abergläubische Ceremonien vorgenommen, die darauf abzwecken, das neue Ehepaar vor der Verzauberung zu bewahren. Gleich nach Beendigung derselben stellt man ein kupfernes Schüsselchen vor den Bräutigam hin, das mit Betel, Areca und Bananasfeigen angefüllt ist, und worauf ganz oben eine mit Saffran bestrichene Kokosnuß nebst dem Taly, oder dem Unterpfande der ehe-

lichen Treue, liegt. Der Vater befiehlt alsdann der Braut ihre Hände aufzuhalten, schüttet alles Vorerwähnte hinein, und legt oben darauf einige Geldstücke. Wenn nun die Braut dies alles empfangen hat, faßt der Vater sie bei den Händen, und leert alles, was sie darin hält, in die Hände seines Schwiegersohnes aus. In eben dem Augenblick erhebt der Brahman seine Stimme, und sagt deutlich und laut: „Alle Götter sind Zeugen, daß ich dir diese meine Tochter zum Weibe gebe. Sieh, hier ist der Mahlschatz!" Diese Worte werden vom Vater der Braut dreimal wiederholt. Nun nimmt der Brahman den Taly, spricht einige Gebetsformeln darüber, bricht dann die Kokosnuß, welche im Becken lag, mitten entzwei, und legt beide Hälften wieder hinein. Hierauf reicht er den Taly einem Hochzeitgaste nach dem andern zum Anrühren dar; und wenn dieses geschehen ist, übergiebt er denselben dem Bräutigam, welcher ihn seiner Braut um den Hals hängt. Die Beobachtung dieses Umstandes ist von der größten Erheblichkeit; denn hierauf beruhet eigentlich die Gültigkeit der Ehe, welche man von nun an für unauflöslich hält. Der Taly selbst ist eine kleine Figur von Gold, welche den Polleyar, oder, was eben so viel ist, den Gannèsha vorstellt. Sie hängt an einer dünnen Schnur, welche mit Saffran gefärbt und von dem Brahman eingesegnet wird. Einige geringere Casten bedienen sich, anstatt dieser goldenen Figur, des Zahnes von einem Tieger, welcher dem Shiva geheiligt ist. Wenn nun der Bräutigam den erwähnten Taly seiner Braut um den Hals gehängt hat, nimmt der Brahman die beiden Neuverehlichten bei dem Goldfinger, und führt sie auf diese Art dreimal um den kleinen Altar herum; auf welchem das Bildniß des Gannesha steht. Bei dieser Wanderung muß das neue Ehepaar allemal eine kleine brennende Lampe bei sich haben. Noch ein Nebenumstand, der nicht aus der Acht gelassen werden darf, ist der, daß der Bräutigam, wenn er mit seiner Braut bei der steinernen Platte

vorüber geht, auf welcher der Brahman die Kokosnuß zerklopfte, es jederzeit so einrichten muß, daß die Braut diese Platte mit dem Fuße berührt. Wenn diese Ceremonie vorbei ist, nimmt der Bräutigam ein Gefäß mit Milch, kredenzt dieselbe, und giebt seiner Braut davon zu trinken; dann geht dies Gefäß unter den Hochzeitgästen von Mund zu Mund. Den Beschluß dieser Feierlichkeiten macht eine nochmalige Prozession; der Bräutigam setzt sich nun wieder in seinen Palanquin, und wird, unter Beobachtung der schon beschriebenen Gebräuche, durch die Stadt getragen. Einige Tage nachher löset man ihm die Schnur vom Arm, die ihm der Brahman, wie wir gesehen haben, auf eine so feierliche Art umband. Die junge Frau besorgt ihre häuslichen Geschäfte, verrichtet ihre Reinigungen, Lustrationen und Opfer, und geht nie ohne ausdrückliche Erlaubniß ihres Mannes vor die Thür.

Zum Beschlusse will ich hier noch einige Samscredamische Verse anführen, die auf den Beischlaf der Indier Beziehung haben, und die Sittlichkeit dieses Volkes in einem vortheilhaften Lichte zeigen.

Ròguinì, reggiasnàlà, Garbhanni, Dhrdàvrda,
Ràgia vargida brshya, Lagida, Bhàyàdhara,
Ittaram èszuvidham strìgenanghele Cennu,
Satvaram parigrahiçiduvan yògyamalla.

Das heißt: „Es ist eines Mannes unwürdig, sich folgender Gattungen von Weibern zu bedienen: 1) einer Kranken, Ròguinì; 2) einer die ihre monatliche Reinigung hat, Reggiasnàla; 3) einer Schwangern, Garbhanni; 4) einer Verrückten, Drdhàvrda; 5) einer Proskribirten, die aus ihrer Caste verstoßen worden, Ragia vargida brshya; 6) einer die allzu verschämt ist, Lagidà. 7) einer, die sich vor dem Beischlaf fürchtet, Bhayadharà." Wer hätte wohl bei solchen Heiden eine so lautere und reine Moral gesucht? — Uebrigens muß ich noch anmerken, daß die Hochzeitgebräuche, welche ich hier

beschrieben habe, in Malayàlam, d. h. in Malabar, im Königreich Pandi oder Madura, in Maissur, Congao und Carnàdage, oder Carnate, überall auf eben dieselbe Art beobachtet werden. Indeß will ich keinesweges behaupten, daß sie auch in solchen Gegenden allgemein üblich sind, wo sich das alte Religions-System der Landeseinwohner nicht in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten hat. Im nördlichen Indien, das den feindlichen Einfällen der Perser, Griechen, Araber und Tatarn ausgesetzt gewesen ist, kann vielleicht manches auf einen ganz andern Fuß eingerichtet seyn; doch verbürge ich dies nicht mit Gewißheit, weil ich nie Gelegenheit gehabt habe, jene mitternächtlichen Gegenden von Indien zu besuchen *).

*) Sir William Jones ist sehr für die Brahmanen zu Banares, und zu Gunsten jener heidnischen Gebräuche eingenommen, die in Bengalen üblich sind. Dort aber haben sich zuverlässig viel größere Revolutionen ereignet, als auf der Küste Malabar, und folglich läßt sich mit Recht vermuthen, daß diese Gebräuche in jenen Gegenden noch weit mehr als hier von ihrer ursprünglichen Reinheit verloren haben. Man lese hierüber nach d'Anville Antiquités géographiques de l'Inde, Paris 1775, wo unter andern, p. 117 gesagt wird: Le Malabar defendu par les Ghattes a été moins sujet à des vicissitudes que d'autres parties de l'Inde etc. Zu Cangiburam in Carnate, existirt noch jetzt eine berühmte brahmanische Schule, die, nach dem Zeugnisse des Ptolemäus, schon im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vorhanden war, und deren Mitglieder den Brahmanen zu Banares, oder Benares, gewiß das Gleichgewicht halten. Die Akademie zu Triciur auf der Küste Malabar ist ebenfalls im ganzen südlichen Indien berühmt. A. d. V. — Die Ceremonien, durch welche der Ehestand nach den Gesetzen der Indier eingeweihet und unauflöslich gemacht wird, dienen zu einem neuen Beweise von der Klugheit ihrer frühen Gesetzgeber. Diese sahen vollkommen ein, daß keusche Ehen und gute Erziehung der Kinder auf den Staat und das allgemeine Wohl seiner Mitglieder einen großen und glücklichen Einfluß haben. F.

Drittes Kapitel.

Gesetze der Indier *).

Die erheblichsten und vornehmsten Gesetze, welche die Indier zu beobachten haben, lassen sich auf zwölf reduciren, und betreffen folgende Punkte:

1) Niemand zu tödten. — Wer einen Mord begeht, macht sich dadurch einer von jenen fünf schweren Sünden schuldig, welche die Indier Mahàpàva nennen, und auf welche, wie wir in der Folge sehen werden, die härtesten Strafen gesetzt sind. In solchen Provinzen, wo die Heiden die Oberhand haben, wird sogar derjenige als ein Mörder bestraft, der eine Kuh schlachtet. So sah ich einst, daß man dieses vermeinten Verbrechens wegen, in einem Wäldchen bei Ambalapusha fünf Malabaren an einen Baum aufgeknüpft hatte. Da die Kuh ein sehr nützliches Thier ist, und da jedermann weiß, daß sie, nach der Indischen Mythologie, für ein Symbol der Göttin Lakshmi gilt: so möchte sich dieses Gesetz noch allenfalls entschul-

*) Im Original steht zu Anfange dieses Kapitels eine historisch-kritische Abhandlung über das Alterthum des Vèda, die nicht weniger als zehn Quartseiten füllt. Unser Verfasser widerlegt darin den berühmten William Jones, welcher behauptet hatte, daß jenes Gesetzbuch wenigstens tausend, wo nicht funfzehn hundert Jahre, vor Christi Geburt schon vorhanden gewesen sey. Als letzterer erfuhr, daß Fra Paolino ganz entgegengesetzter Meinung sey, ward er so böse darüber, daß er ihn Hominem trium litterarum schalt. Zur billigen Vergeltung sagte dieser: sein Gegner sey Homo unius litterae. In so weit hätten nun beide Kämpfer einander nichts weiter vorzuwerfen. Einen desto widrigern Eindruck macht es hingegen, daß unser Verfasser dem verstorbenen William Jones, dessen frühzeitigen Tod er bedauert, eine Lobrede hält, und gleichwohl am Schlusse derselben sagt: er habe zwar alles erklären wollen, aber leider alles im Dunkeln gelassen. Nach einer solchen Aeußerung werden es sachverständige Leser dem Uebersetzer wohl schwerlich verdenken, daß er die erwähnte Diatribe ebenfalls im Dunkeln ließ.

digen lassen; es giebt aber Indische Philosophen und Pfaffen, welche es auf alle Arten von Thieren überhaupt angewendet wissen wollen. Daß indeß die Opferthiere eine Ausnahme von dieser Regel machen, versteht sich von selbst.

2) Niemanden sein Eigenthum zu rauben. — Strabo erzählt: in ältern Zeiten sey es den Indiern nie eingefallen, ihre Häuser zu verschließen. So groß war damals die Genügsamkeit und Simplicität des Indischen Volkes; so groß das Ansehen dieses Gesetzes! Heut zu Tage pflegt man dessen Uebertretung sehr streng zu ahnden. Zu Collam sah ich am Ufer des Meeres einen Malabaren aus der Caste der Cianas am Galgen hangen, der in dem Hause eines Nayren drei Kokosnüsse gestohlen hatte. Man hängte ihm das Corpus Delicti um den Hals, damit es alle Vorübergehenden wahrnehmen könnten.

3) Nie mit seines Nächsten Weibe zu sündigen. — Dies Gesetz bezieht sich auf den Ehebruch, wovon im vorigen Kapitel die Rede war.

4) Nicht wider die Wahrheit zu reden. — Von jeher hatten sich die morgenländischen Völker so sehr an das Lügen gewöhnt, daß die Obrigkeit sich genöthigt sah, die gewaltsamsten Mittel zu Hülfe nehmen, wenn sie von einem angeklagten Verbrecher die Wahrheit erforschen wollte. So ließ man ihn z. B. den Finger in siedendes Oel halten, oder goß ihm geschmolzenes Blei in die Hand, um ihn dadurch zum Geständnisse zu bringen. Diese Gebräuche gingen alsdann aus dem Orient in den Occident über, und es finden sich Spuren, daß sie bei verschiedenen barbarischen Völkern wirklich eingeführt waren. — Die Malabaren sind so sehr als Lügner berüchtigt, daß jeder Beamte oder Kaufmann, der irgend etwas von einigem Belang mit ihnen abzumachen hat, sich eine schriftliche Erklärung darüber von ihnen geben läßt. Ein solches Dokument wird Caicktta genannt, d. i. eine Schrift, oder ein Zettel, den jemand mit eigner Hand ausfertigt.

5) Nichts zu trinken, was einen Rausch verursacht. — Dies Gesetz gilt nicht nur von allen starken Getränken überhaupt, sondern auch insbesondere vom Gebrauche des Opiums, und der Canjava oder Banqueblätter. Tippu Sultan verbot seinen Soldaten alle diese Dinge bei Todesstrafe. Im Jahre 1787 ließ Rama Varmer, König zu Travancor, eine Verordnung ergehen, worin der Gebrauch des Tàgara, d. i. des Palmbranntweins, bei Verlust des Vermögens untersagt wurde. Zu Pullingune wurde einer Frau der Staubbesen zuerkannt, und ihr Haus konfiscirt, weil sie, diesem Verbote zuwider, Tàgara verkauft hatte. Die Verachtung, welche die Indier gegen die Europäer hegen, beruhet hauptsächlich mit darauf, daß diese letztern sich so häufig zu betrinken pflegen. Deswegen werden sie auch Ciandàler oder Nisher genannt, d. i. verächtliche, unsaubre, verunreinigte Leute.

6) Nie seinen Stamm (seine Caste) zu verlassen. — Dies halten die Indier für eine der schwersten Sünden. Ein Giadibrshda, d. i. ein Mensch der seiner Caste untreu wird, hat von allen dazu gehörigen Mitgliedern die größten Verfolgungen auszustehen, und gelangt nicht eher zur Ruhe, als bis er sich wieder mit derselben vereinigt. Bei seiner Wiederaufnahme giebt man ihm den sogenannten Panciadevya zu trinken: eine ganz besondere Art von Getränk, das aus Sahne (Rahm), saurer Milch, zerlassener Butter, Kuhhaaren und Kuhfladen besteht, die in Kuh-Harn aufgelöst sind. Hierdurch wird er aber noch nicht völlig von seiner Sünde gereinigt, sondern er muß auch einen ganzen Monat in einer abgesonderten Hütte zubringen; und damit er keinen Vorwand habe, dieselbe zu verlassen, so werden ihm täglich, so lange die Zeit seiner Reinigung und Buße dauert, die nöthigen Nahrungsmittel dahin gebracht. Zu Tiruvandaburam sah ich einst eine Frau aus der Caste der Shudra, welche

dieser Art zu leben unterworfen war. Es fällt von selbst in die Augen, daß diese Verordnung darauf abzweckt, den Uebergang zu einer andern als der heidnischen Religion zu verhindern, und die Caste bei ihrem hergebrachten Ansehen zu erhalten.

7) Keine öffentlichen Gebäude und Anlagen zu zerstören. — Hierunter versteht man die Tempel, die Teiche, worin die Indier ihre Lustrationen verrichten, die königlichen Palläste, besonders aber die Madam, Ambalam, oder Gasthäuser, die zum Behuf der Fremden an den Landstraßen erbauet werden, und die ich bereits weiter oben beschrieben habe. Hier verdient nur noch bemerkt zu werden, daß man für die gute Bewirthung, welche man daselbst findet, nicht das geringste bezahlt. In diesen Herbergen bekommen jene büßenden Philosophen, welche unter dem Namen der Yogui oder Gosuami bekannt sind, von Andern aber ganz irrig Faquire genannt werden, für königliche Rechnung unentgeltlich zu essen; doch geschieht dies bisweilen auch wohl in einem nahe gelegenen Tempel. Sie essen weiter nichts als Reiß, Obst und Kräuter.

8) Weder Gold noch Silber, noch irgend eine Art von Münze zu verfälschen.

9) Kein Tyrann, Despot, oder sonst ein grausamer und unbarmherziger Menschenpeiniger zu seyn. — Dieses Gesetz, welches von den alten Philosophen und Magiern eingeführt wurde, war die stärkste Stütze der Monarchie, und verbürgte dem Staate seine Fortdauer; als aber die Fürsten, welche über Carnate, Maïssur, Madura und Concao herrschten, anfingen ihre Macht zu mißbrauchen, und ihre Minister die Unterthanen quälten, gab dies die erste Veranlassung zu Revolutionen. Daher kam es, daß jene Völker, die es schon längst müde waren das drückende Joch ihrer Regenten zu tragen, ob sie sich gleich nicht gegen dieselben hatten empören wollen, die ausländischen Eroberer mit offenen

Armen empfingen; und dadurch verloren jene Fürsten ihren Thron; und mit ihm zugleich allen Einfluß.

10) Keine Gewaltthätigkeiten gegen Priester, Philosophen, Büßende, Ackerleute und Frauenspersonen zu verüben. — Zu meiner Zeit bekam einmal ein Brahman, auf der Landstraße zwischen Padmanaburam und Tiruvandaram, von einem Unterofficier eine derbe Tracht Schläge. Der letztere wurde sogleich eingezogen, und der König von Travancor, Rama Varmer, ließ ihm den kleinen Finger abschneiden. Ein Mucoa (Fischer) nahm die Frau eines Nayren bei der Hand, und wollte sie zu etwas zwingen, das der Wohlstand nicht zu nennen erlaubt. Sie schrie. Man nahm den Mucoa beim Kopfe, führte ihn vor Gericht, und hieb ihm, da er seines Verbrechens überführt war, die rechte Hand ab. Zu Alangàtta sah ich einen Nayren, der junge Leute im Schreiben unterrichtete, und den hierzu nöthigen eisernen Griffel im Armgelenke hielt, weil der König von Cochim ihm zur Strafe, daß er sich an einer Weibsperson vergriffen, die Hand hatte abhacken lassen. Weibsleute gewaltsamer Weise beim Leibe zu nehmen, ist niemanden, nicht einmal königlichen Ministern und Beamten, erlaubt, wenn der König es nicht ausdrücklich befiehlt. Sind sie strafbar, so können sie zwar ihrer Freiheit beraubt, und als Sklavinnen verkauft werden; aber sie zu hängen, oder auf andere Art zum Tode zu verurtheilen, ist nach den Gesetzen schlechterdings nicht erlaubt.

11) Keinem Arbeiter, Handwerker, oder Tagelöhner seinen verdienten Lohn vorzuenthalten. —

12) Keinen Tempel oder sonst einen heiligen Ort zu betreten, ohne vorher in einem Flusse oder Kulam (geheiligten Teiche) sich gereinigt zu haben. — Die Parreas, oder Abdecker, ingleichen die Palleyas, oder Sklaven, die unter der Aufsicht

der Vayshyas das Feld bauen, und andere dergleichen Leute, die zu den niedrigsten Casten gehören, dürfen nie einen Tempel betreten, der für die höhern Casten bestimmt ist. Jene niedrigern Volksklassen werden Nisher genannt, und haben ihre eigenen Pagoden. An Hauptfesten, welche die ganze Nation feiert, wie zum Beispiel an dem Feste der Göttin Bhagavadi, müssen sie vor der Thür jene Tempel, in welchen die Vornehmen sich versammeln, ihre Opfer niederlegen, und sich damit begnügen, die darin befindliche Gottheit von fern anzubeten. Ueberhaupt findet bei den Indiern fast eben die Eintheilung und Stufenfolge der verschiedenen Volksklassen statt, die ehedem bei den Juden üblich war.

Dies sind die vornehmsten Gesetze der Indier. Sie stehen in dem Buche, welches die Aufschrift führt: Maha Tobassi Dhermaragia Guru, und sich im Borgianischen Museum zu Velletri befindet; ferner im Peguanischen Texte des Buches Kamuva, das in der Bibliothek der Propaganda aufbewahrt wird, und mit schwarzen Charakteren auf vergoldete Palmblätter geschrieben ist. Einige stehen auch im Buch Amarasinha, im Manusmrti, und im Magala Tara, welches letztere vom Pater ab Amato aus der Urschrift Pali übersetzt worden ist, und sich jetzt in den Händen des Kardinals Borgia befindet. Alle diese Gesetze sind Indischen Ursprungs, wie ich in meinem Systema Brahmanicum S. 28. und 29. dargethan habe. Der Verfasser des erwähnten Buchs Dhermaragia Guru, ein Talapoin, welcher dasselbe zur Belehrung des Peguanischen Königs Dhermaragia aufsetzte, dehnt seine moralischen Vorschriften sogar bis auf die Reden und Gedanken der Menschen aus. „Die Sünden," sagt er unter andern, „welche mit der Zunge began„gen werden, sind folgende: 1) Lügen. 2) Verläumdun„gen, die darauf abzwecken, das gute Vernehmen zweier „Personen zu unterbrechen, die einander mit Freundschaft „und Liebe zugethan sind. 3) Unschickliche und unehrbare

„Worte. 4) Unnützes Geschwätz. — Mit den Gedanken „versündigt sich der Mensch: 1) wenn er seines Nächsten „Vermögen an sich zu reißen sucht; 2) wenn er jemanden „haßt, und seinem Nebenmenschen den Tod oder den Umsturz seines zeitlichen Glückes wünscht; 3) wenn er den „Irrgläubigen beipflichtet. — Die guten Werke bestehen: „1) im Almosengeben; 2) in der Befolgung der fünf „Gebote. (Diese sind: Du sollst nicht tödten; Du sollst „dich der Hurerei und des Ehebruchs enthalten; Du sollst „nicht stehlen; Du sollst keinen Wein trinken); 3) im „Gehorsam gegen die Eltern, Verwandten, und gutdenkende Menschen; 4) im Gebet; 5) in der Hülfsleistung, welche man seinen Eltern und Vorgesetzten erzeigt, „wenn sie in bedrängte Umstände gerathen; 6) in dem „Antheile, den man an den guten Werken seiner Nebenmenschen nimmt; 7) in der Mittheilung guter Werke, die man „Andern widerfahren läßt; 8) in der Anhörung des göttlichen Wortes, und im Lesen der heiligen Bücher; 9) in „dem Geschäfte, seinen Nebenmenschen das göttliche Gesetz auszulegen; (welches aber nach der Meinung des Verfassers kein anderes ist, als das, welches sich vom Gott Gautama, oder Gòdama herschreibt); 10) im wahren „Glauben (nehmlich an den Gòdama).“ Die Art und Weise, wie dieser Gott, der Budha der Indier, verehrt werden müsse, schreibt eben dieser Verfasser auf folgende Art vor: „Jeder, dem es darum zu thun ist, zur Kenntniß des Gesetzes Gottes zu gelangen, muß vor allen „Dingen nachfolgende Gebetsformeln dreimal mit Aufmerksamkeit durchlesen, und im wahren lebendigen Glauben „Gebrauch davon machen. Nehmlich: 1) die Verehrung, „welche ich dem allweisen Gotte schuldig bin, ist meinem „Herzen tief eingeprägt, und nichts soll mich davon abwendig machen. 2) Die Verehrung, welche ich seinen heiligen Gesetzen schuldig bin, ist meinem Herzen tief eingeprägt, und nichts soll mich davon abwendig machen.

„3) Die Verehrung, welche ich allen Vorschriften seiner „Priester schuldig bin, ist meinem Herzen tief eingeprägt, „und nichts soll mich davon abwendig machen.“ Welch ein Kontrast zwischen dem System dieses Talapoinen und den Lehrsätzen mancher neuern sogenannten Philosophen, deren ganzes Bestreben bloß darauf abzweckt, die Menschen in Gotteslåugner zu verwandeln, und sie dadurch bis zum Vieh herabzuwürdigen! Möchten doch diese Leute, wenn sie auch gleich der Bibel nicht glauben, wenigstens folgenden Ausspruch des Plato (Dial. IV. de Legibus) beherzigen: „Wir alle stehen unter der Aufsicht der Nemesis. Sie hat der Ewige zur Richterin über unsere Handlungen gesetzt. Kein Sterblicher entgeht ihrem Blicke, und jeder wird dereinst von ihr empfangen, was seine Thaten werth sind.“

Zum Schlusse verdient hier noch Folgendes bemerkt zu werden: 1) daß in allen noch jetzt vorhandenen Abschriften dieser Gesetze eine Menge Samscredamischer Wörter, wie z. B. Mangala, Uttama, Godama, Niba, u. s. w. vorkommen; woraus also die gegründete Vermuthung entsteht, daß sie ursprünglich in der Samscredam-Sprache verfaßt waren. 2) Ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Gesetze ungefähr sechzehnhundert Jahre vor Christi Geburt schriftlich aufgesetzt wurden, und zwar zu jener Zeit, wo die Schule der Samanen in Aufnahme kam. 3) Fällt von selbst in die Augen, daß alle diese Gesetze bloß moralischen Inhalts sind, und folglich als solche zu den Sàmavèda, d. i. zum Indischen Moralgesetze, gehören. Es giebt aber auch noch andere, dogmatischen Inhalts; und diese machen den Ircuvèda aus, d. i. denjenigen Theil des Indischen Gesetzbuches, welcher von göttlichen und himmlischen Dingen handelt. Endlich giebt es auch noch Ceremonial-Gesetze, welche sich auf die gottesdienstlichen Gebräuche, Opfer, Lustrationen u. d. g. beziehen; und diese machen zusammen den Yagiurvèda aus. Alle diese drei Gattungen werden in dem brahmanischen

Wörterbuche Amarasinha erwähnt, und zwar in dem Kapitel, welches die Aufschrift Shabdàdivargga führt. Von diesen Gesetzen sind zwar in allen Tempeln und Akademieen Abschriften vorhanden; sie werden aber von den Brahmanen verwahrt, und außer diesen bekommt sie niemand zu lesen *).

Viertes Kapitel.

Klassen oder Stämme der Indier.

Dieser Stämme, welche von den Indiern Giadi oder Varna, von den Europäern aber ganz irrig Casten **) genannt werden, giebt es gar mancherlei. Die vier vornehmsten heißen: Brahmana, Kshetria oder Ràgiaputra, Vayshya und Shudra. Ihr Ursprung verliert sich in die Zeiten des Noah, welchen die Indier den König Menu nennen ***). Die Brahmanen machen den Priesterstamm aus. Ihr Oberpriester, Sarvavèda, d. i. ein Mann der alle Obliegenheiten des Gesetzes voll-

*) Die Engländer haben, seit ihren Eroberungen in dem Lande der Indier, manchen der gelehrtesten und vernünftigsten Brahmanen zu gewinnen gewußt. Einige gelehrte Männer unter ihnen besitzen nun ganze Sammlungen der Indischen heiligen Bücher, und haben die Sprache, in welcher diese geschrieben sind, so weit gelernt, daß sie im Stande waren, mehrere derselben zu übersetzen. So gab z. B. William Jones uns Menu's Verordnungen. Das Bhagwat-Dschitah (Geetah) nebst dem Hitopades übersetzte Herr C. Wilkins; der Ezur-Vedam wurde ins Französische übersetzt. Wahrscheinlich werden wir nach und nach alle, nur einigermaßen nützliche Schriften der Indier bekommen. F.

**) Dies ist ein Portugiesisches Wort. F.

***) Ob der König Menu mit dem Noah der Juden eine und eben dieselbe Person sey, ist noch sehr zweifelhaft. Ueberhaupt halten manche neuere Gelehrten zu viel auf das Deuten. So hat der Pater Georgi in dem Alphabetum Tibetanum eine Menge von Gelehrsamkeit unnütz verschwendet. Auch W. Jones begeht in seinen Abhandlungen über die Völker Asiens eben diesen Fehler. F.

bracht hat, führt die Aufsicht über den öffentlichen Gottesdienst, und ohne seinen Befehl wird nie ein Opfer veranstaltet. Alle Brahmanen überhaupt, die je ein öffentliches Opfer dargebracht haben, werden Eburandiri genannt. Hiernächst aber werden sie in verschiedene Klassen eingetheilt. Die, welche bei dem großen Opferfeste Yaga zugegen gewesen sind, das in meinem Systema Brahmanicum S. 1. und ff. beschrieben wird *), heißen Yagiamàna oder Yashda. Andre, welche dem Gott Sòma (dem Monde) feierliche Opfer darbrachten, heißen Sòmàdri, Sòmabadi oder Dikshida. Guru ist die Benennung derer, welche die Moral und andere philosophische Wissenschaften lehren. Die, welche die Leute unterrichten, wie sie öffentlich in den Tempeln und bei andern feierlichen Gelegenheiten beten sollen, werden Shrotria genannt. Jene hingegen, welche zu den sogenannten Màndra, oder Herzensandachten, Anweisung geben, heißen Aciàrya. Die Benennung derer, die sich mit der Astronomie beschäftigen, ist Grahashastri; die Astrologen aber, welche eine ganz besondere Klasse ausmachen, heißen Giòdishyashàstri. — Unter diesen Brahmanen giebt es mehrere philosophische Sekten, als: 1) die Brahmaciàri, d. i. die Enthaltsamen, die Unverheiratheten. 2) Die Grahasta, d. i. die Beweibten. 3) Die Vanaprasta, d. i. die Einsiedler, Waldmönche. Zu diesen gehören unter andern auch die Muni oder Mauni, oder die Stillen; denn sie geben nur selten einen Laut von sich. 4) Die Bhikshu, oder Bettelmönche, welche bloß von Almosen leben. Diese letztern sind unter allen die zahlreichsten **). Zu ihrer Sekte

*) Dieses Systema Brahmanicum ist die in Gotha herausgekommene Darstellung der Brahmanisch-Indischen Götterlehre, mit 30 Kupfertafeln. 1797. F.

**) Diese Philosophen sind eigentlich keine Priester, gehören auch nicht zum Geschlechte der Brahmanen, welche sich zwar in alle diese vier Institute ebenfalls aufnehmen lassen, aber mit den Gymnosophisten, Samanen, Poguis und Gosua

oder zu ihrem Orden, gehören unter andern auch jene philosophischen Bettelmönche, die unter dem Namen der Talapoinen bekannt sind, im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung aus Indien emigrirten, und in Pegu, Siam, Sina und Japan die Religion des Budha oder Gòdama einführten. Sie glauben weder an die Dreieinigkeit der Indier, nehmlich den Brahma, Vishnu und Shiva, noch an die Göttin Bhavani, welche die perso-

mis, die nie mit ihnen essen, nie ihre Pagoden und Tempel besuchen, ganz und gar nichts gemein haben. Die letzteren machen ebenfalls vier verschiedene Klassen unter sich aus. Sie bestehen nehmlich aus Einsiedlern, aus solchen Mitgliedern, die in Gemeinschaft leben und liegende Gründe besitzen, aus Mendicanten oder eigentlich sogenannten Gymnosophisten, und aus Sannyasis (Senassens), die alles, sogar ihre eigenen Weiber, im Stich lassen, und nackend umherlaufen. Alle diese Philosophen, die man aber, wie gesagt, mit den Brahmanen ja nicht verwechseln muß, legen sich Bußübungen auf, welche beinahe unglaublich scheinen. „Einige dieser Leute, sagt Pallebot de Saint Lubin (Tom. I. p. 25.), „bleiben so lange auf der Erde sitzen, bis sie sich nicht „mehr von der Stelle bewegen können. Andere halten den „Arm so lange in die Höhe, daß sich zwischen dem Armgelenke und dem Schulterblatt eine Anchilosis formirt, und „sie nicht mehr im Stande sind, den Arm gerade zu biegen. „Einige falten immerfort die Hände zusammen, so daß ihnen die Nägel durch das Fleisch wachsen und auf der andern Seite wieder zum Vorschein kommen. Diese schleppen ungeheure Ketten hinter sich her; jene halten schwere „Balken in die Luft; noch andere wälzen sich von hohen „Bergen herab, u. s. w.“ Ich selbst sah einen dieser Menschen, an dessen Vorhaut eine schwere Kette hing; ein anderer hatte seinen Kopf bis über den Hals in einen eisernen Käfig gesteckt; ein dritter hatte seinen Arm so lange ans Feuer gehalten, bis er völlig ausgedorrt war. Die Abkömmlinge dieser Philosophen haben sich bis in die Tartarei ausgebreitet, wo man eine große Menge derselben antrifft. Der Khutuktu der Kalkasier und der Dalai-Lama zu Tibet gehören ebenfalls zu dieser Raçe. Außer den vorbenannten giebt es auch noch eine Menge anderer Sekten in Indien, wie z. B. die Pandaras oder Phallophoren der Alten, welche heutiges Tages unter dem Namen der Lingamisten bekannt sind; ferner die Kabirs, Taders, Paramanghas, und andere. Sehr unrichtig werden diese Leute Faquire genannt; denn dieses Wort ist nicht einmal Indischen Ursprungs, sondern schreibt sich entweder aus dem Arabischen oder dem Persischen her. A. d. V.

nificirte Natur vorstellt, und lassen es sich auch gar nicht einfallen die Elemente anzubeten, denen die Brahmanen unter den Symbolen verschiedener heiligen Thiere göttliche Ehre erzeigen. Ihr Gottesdienst ist von einer weniger sinnlichen Art. Der höchste Gott, welchen sie verehren, heißt Budha, Shakya, Gòdama, oder Amida. Dies sind lauter Samscredamische Benennungen, welche den Merkur bezeichnen: denn Budha will eben so viel sagen, als weise, verständig; Shakya schlau, listig, scharfsinnig; Gòdama, ein Kuhhirt; Amida unermeßlich. Den Gegner des Gottes Gòdama, oder den bösen Dämon, nennen sie Dèvada. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele, ingleichen auch an die Seelenwanderung, halten viel auf Fasten, Lustrationen, fleißiges Lesen der heiligen Bücher, leben im ehelosen Stande, und beobachten die bereits angeführten fünf Hauptgebote auf eben die Art wie die Indischen Budhisten. Diese Sekte, welche sehr zahlreich ist, und sich überall mit Betteln durchhilft, hat sich vom Kap Comari bis nach Tibet unter die Kalmykken, und sogar bis nach Sibirien verbreitet *).

Diodor von Sicilien **) will zwar behaupten, die Brahmanen nähmen keine öffentlichen Aemter und Ehrenstellen an; dies ist aber eine offenbare Unwahrheit. Die Könige, welche zu Edapalli auf der Küste Malabar,

*) Daß die Anhänger des Budha sich in Osten, Norden und Nordwesten von China ausgebreitet haben, ist nicht zu läugnen. Die Angaben, zu welcher Zeit diese Einwanderung des Budhisten-Systems geschehen sey, stimmen nicht mit einander überein. Kämpfern, in seiner Geschichte von Japan, zufolge, rechnete man in Siam nach dem Sonkarad, oder dem Tode des Sammona-Khutama, welcher auch Prah und Budha heißt, in 1690 der christlichen Zeitrechnung 2234 Jahre, so daß das erste Jahr mit 544 vor Chr. Geb. zusammentreffen müßte. Diese Budhisten-Zeitrechnung scheint also in die ersten Zeiten des Persischen Königs Kyrus zu fallen; da hingegen die Einführung des Budhisten-Systems im Norden 600 Jahre später geschehen ist. F.

**) Tom. I. l. II. p. 153. Edit. Amstel.

wie auch zu Parur und Aracèri regieren, sind allerdings Brahmanen, und der König von Travancor hatte im Jahr 1776 einen Dalava, oder Premierminister, der ebenfalls zu dieser Caste gehörte. In solchen Staaten, die unter der Herrschaft heidnischer Regenten stehen, sind sie übrigens, noch eben so wie zu den Zeiten des Diodor von Sicilien, Vorsteher der Religion, Oberpriester, Volkslehrer, Bewohner der Sonnen- und Mond-Finsternisse, und Rathgeber der Könige. Sie werden förmlich zu Priestern geweihet, und haben zu dem Ende ihre eigenen Initiationen. In Malabar gehen sie barfuß, und ihr Oberleib ist bis auf den Gürtel entblößt. Ihr Gewand besteht aus einem Stück Musselin, welches um die Lenden befestigt wird, bis auf die Füße herabhängt, und sie völlig bedeckt. In der einen Hand tragen sie gewöhnlich einen Sonnenschirm von Palmblättern, und in der andern einen Stock; auch haben sie meistens einen Ring am Finger und ein Grantha (Buch) unter dem Arm. Einige pflegen, außer dem vorerwähnten Stück Musselin, noch ein anderes über die Schultern zu hängen, welches allem Vermuthen nach das Superhumerale ist, dessen Appollonius von Tyana erwähnt *). Wenn man bedenkt, daß diese Philosophen eben die Grundsätze, Sitten und Gebräuche, welche sie schon zu den Zeiten Alexanders des Großen beobachteten, bis auf den heutigen Tag beibehalten haben, so muß man über diese Beharrlichkeit erstaunen. Niemand weiß sich des Falls zu erinnern, daß sie je einen gemeinen Menschen in ihre Caste aufgenommen oder zu ihrem Oberhaupte gewählt hätten. Wenn ein Brahman auf die Welt kommt, veranstalten seine Eltern sogleich ein Fest, oder vielmehr eine feierliche Ceremonie, die auf Samscredamisch

*) Die Stelle heißt wörtlich so: Gestant annulum et baculum (Brahmanes). Vestis eorum in superhumeralis formam composita est. Photius Cod. CXLI. p. 999. Edit. Rothomag. 1653.

Giátaga Karma, das Geburtsfest, genannt wird. Giátaga will so viel sagen als Geburt, Geburtsstern; Karma, eine Ceremonie. Der Zweck dieser Ceremonie besteht darin, daß man die Konstellation untersucht, unter welcher das Kind geboren wurde, und daraus dessen künftiges Geschick zu erforschen. Eilf Tage nachher wird das sogenannte Náma Karma, oder Nahmensfest, gefeiert. Der Nahme, welcher dem Kinde beigelegt wird, ist gewöhnlich von einer der vornehmsten Gottheiten, z. B. vom Krshna, Ráma, Govinna u. s. w. entlehnt. Am hundert und funfzigsten Tage nach der Geburt, begeht man das Carnakarma, oder Ceutakarma: eine Feierlichkeit, die deswegen veranstaltet wird, weil man an diesem Tage dem jungen Brahman Löcher in die Ohrläppchen sticht, und ihm ein Paar goldene Ohrringe einhängt. Im siebenten Jahre wird er ein wahrer Brahmaciári, d. i. ein Enthaltsamer, Keuscher; und im zwölften Jahre macht man ihn zum Grahi, Grahasta, d. i. zum Verlobten, zum Ehemann. Bei allen diesen Feierlichkeiten werden besondere Libationen, Opfer, Reinigungen, Gastmähler u. d. g. veranstaltet. Im siebenten Jahre bekommt ein solcher Knabe schon die Schnur, welche Yagnapavada genannt wird und das Unterscheidungszeichen des Priestergrades ausmacht. Sie besteht aus hundert und acht in einander geschlungenen Fäden, und zieht sich von der linken Schulter unter dem rechten Arme hinweg, wo sie mit drei Knoten befestigt wird. Vermittelst derselben erlangt der Initiirte unter andern das Recht, dem großen Opfer, Namens Yaga oder Yagna beizuwohnen, welches der Sonne dargebracht wird; auch darf er von nun an in den drei Vedas, oder Gesetzbüchern, lesen, die unter der Benennung Ircu, Sàma und Yagiurveda bekannt sind. Auch trägt er nunmehr den Cudumi oder Curumbi, wie man den Haarschopf zu nennen pflegt, welchen die Brahmanen auf dem Wirbel ihres, übrigens ganz glatt geschornen, Kopfes

stehen lassen. Dieser Haarschopf ist ebenfalls ein Unterscheidungszeichen dieser Caste, und zeigt an, daß jeder, der es trägt, zum Priester geweihet ist. Wenn ein Brahman durch eigenes Verschulden seiner Schnur oder seines Haarschopfes verlustig wird, so verliert er dadurch zugleich seine Gerechtsame, und darf sich von nun an keine priesterliche Verrichtung mehr erlauben. Will er wieder in den vorigen Stand gesetzt seyn, so werden ihm allerlei Demüthigungen und Bußübungen vorgeschrieben, besonders aber ein strenges Fasten und reichliches Almosengeben. Wenn er dies alles ausgehalten hat, wird er von neun Brahmanen mit eben den Gebräuchen und Ceremonien wieder aufgenommen, als ob er die Priesterweihe aufs neue erhielte. Alle Verstümmelte, Blinde, Schielende oder Bucklige, ingleichen alle diejenigen, welche den Aussatz, die Krätze, oder weiße Flecken im Auge haben, sind ein- für allemal vom Priesterstande gänzlich ausgeschlossen *). Ereignet es sich, daß ein Brahman einen Menschen, oder auch nur eine Kuh tödtet, so machen alle übrigen Brahmanen desselben Gráma, oder Bezirks, gemeinschaftliche Sache gegen ihn, schneiden ihm seinen Curumbi ab, nehmen ihm seine Schnur, entsetzen ihn seiner priesterlichen Würde, und stoßen ihn aus ihrer Caste. Dann wird er rücklings auf eine Eselin gesetzt, und in diesem Aufzuge über die Gränze gebracht. Da ich bereits in meinem Systema Brahmanicum S. 45. 46. 47 und ff. (in der Deutschen Uebersetz. S. 51—59.) von der Verfassung, wie auch von den verschiedenen

*) Diese äußere Vollkommenheit war auch bei den Juden jedem Priester nothwendig. Man kann indeß daraus nicht schließen, daß eine Nation diesen Gebrauch der andern abgeborgt; eher noch, daß vielleicht beide ihre Sitte aus Aegypten entlehnt haben. Es ist indeß wohl möglich, daß die Gesetzgeber mehrerer ältern Nationen für sich selbst auf den Gedanken gekommen sind, ungestaltete Personen von dem Priesterstande auszuschließen, da die Nationen in ihrer Kindheit so gutmüthig sind, sich ihre Priester als Muster der Vollkommenheit und als Mittelspersonen zwischen der Gottheit und den Menschen zu denken. F.

Klassen, Gebräuchen, Einweihungen und Verrichtungen der Brahmanen, umständliche Nachricht gegeben habe, so würde es sehr überflüßig seyn, hier dasselbe zu wiederholen. Als einst der König von Travancor, in der Absicht seine Festungen zu besehen, eine Reise unternahm, und bei dieser Gelegenheit durch Parur zog, hatte er mehr als tausend solche Brahmanen zur Begleitung bei sich. Da sah ich unter andern, daß ihrer acht ein viereckiges Tabernakel trugen, welches an einer langen Stange befestigt war. Es stand eine kleine goldne Statue der Göttin Bhagavadì darin, für welche die Indier ganz besondre Ehrfurcht haben. Das Tabernakel wurde mit einem Stück gelben seidenen Zeuges bedeckt; denn die gelbe Farbe ist bei den Indiern eben so beliebt, wie es die rothe bei den alten Aegyptern war. Die übrigen Brahmanen gingen zu beiden Seiten des Tabernakels, und recitirten in Samscredamischer Sprache eine Menge Gebete, die gar kein Ende nahmen. Niemand, der zu den geringern Casten gehörte, durfte sich diesem Heiligthume nähern; denn zwei Brahmanen, die vor dem Zuge einher gingen, riefen einmal über das andere in Malabarischer Sprache: Pò! Pò! d. i.: fort! fort! als wollten sie sagen: hinweg mit euch, ihr verächtlichen Menschen, ihr Unreinen, ihr Profanen! Zu gewissen Zeiten beschreiben die Brahmanen einen Zirkel auf der Erde, stellen jene Statue hinein, und drängen sich so an einander, daß sie ebenfalls einen Kreis formiren. Hierauf sagen sie sämmtlich gewisse vorgeschriebene Gebetsformeln her, und der Sarvavèda, oder diensthabende Brahman, bestreuet die Statue mit Blumen. Diese Ceremonie wird Archyapugia, das Blumenopfer, genannt. Bei andern Gelegenheiten machen sie ebenfalls einen solchen Zirkel auf der Erde, stellen aber auf dessen Peripherie acht kleinere Statuen, und zwar so, daß sie in gewisser Entfernung von einander abgesondert sind, und die acht Himmelsgegenden vor sich haben, aus welchen die Winde wehen. Die Brahmanen glauben nehmlich, acht un=

tergeordnete Götter, welche sie Indrà, Aghni, Yama, Nirudi, Varuna, Vàgu, Vaishrava und Shiva nennen, hätten die Aufsicht über die vorerwähnten acht Himmelsgegenden; und dies ist die Ursache, warum sie jene acht Bildsäulen in gleicher Entfernung auseinander stellen, und sie anrufen, das Weltall fernerhin unter ihre Obhut zu nehmen, damit es seinen Lauf nicht verändre.

Die zweite edle Caste formiren die Kshetria oder Ragiaputra, das ist, die Kinder des Königs; denn Ragia heißt ein König, Putra ein Sohn, ein Kind. Ganz irrig sagt Pater Marcus a Tumba in einer seiner Handschriften: Ragput ist eine Art von Brahminen, die sich dem Soldatenstande widmen. Das Wort Ragput ist eigentlich nichts anderes, als das Samscredamische Ragiaputra, welches man auf eine ganz abscheuliche Art korrumpirt hat; und diese Ragiaputra sind keine Brahmanen, sondern Kriegsleute, aus deren Caste die Indischen Könige gewählt werden. Der Missionar Pater Norbert, welcher dieser Sache viel tiefer auf den Grund sah, als der Pater Marcus, erklärt sich hierüber in einem Manuskripte, das ich so eben vor mir liegen habe, auf folgende Art: Die zweite Caste, welche man Satrias (Kshetria) nennt, besteht einzig und allein aus der königlichen Familie. So ist es auch; die wahren und rechtmäßigen Könige stammen insgesammt aus der Caste der Kshetria, obgleich in einigen Provinzen, wie z. B. in Edapalli, Parur, Pandalam u. d. g., auch Brahmanen regieren. Die Kshetria werden von ihrer frühesten Kindheit an in den Schulen und Akademien der Brahmanen erzogen. Sie tragen auch die Schnur, dürfen aber gleichwohl den Vèda weder lesen noch erklären. Jene Schnur soll den Mitgliedern dieser Caste bloß zu einem Erinnerungszeichen dienen, daß es die Pflicht eines Königs sey, mit Weisheit zu regieren und seinen Unterthanen die strengste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Regierungskunst

ist also die Hauptwissenschaft, deren sich die Kshetria in den Schulen der Brahmanen befleißigen müssen. Der König von Cochin, Perumpadapil, die alten Könige von Madura, der König Kòlatiri oder Colastri, und der König von Travancor, Rama Varmer, waren insgesammt von den Brahmanen in dergleichen Tempeln erzogen worden. Jeder regierende Fürst hat solche Priester und Philosophen um sich, die ihm mit Rath und That an die Hand gehen müssen, damit er nichts unternehme, was der Religion oder den Landesgesetzen zuwider ist. Wenn ein Regent über ein Land herrscht, das aus hundert Provinzen besteht, und Ràshtra genannt wird, so ist er ein Ciacravartti oder Maharagia; besteht es aus zwölf Provinzen, so heißt er Ishvara, Herr, oder Duàdasha Mandaleshvara, Herr von zwölf Provinzen, oder Nrba, König; besitzt er aber nur eine einzige Provinz, so nennt man ihn Ragia König, Adhishvara, durchlauchtiger Herr, Nàyaga Herr, Pàla oder Pàlaga Regent, Karta, einen regierenden Herrn. Aus dem Worte Nàyaga, welches ursprünglich Samscredamisch ist, haben unwissende Erdbeschreiber und Reisende Naik, aus Pàlaga das korrumpirte Paleagar, und aus Ragia das eben so verdrehte Naza, Rag, oder Rajah gemacht. Der königliche Hof heißt Ràgiadhanì, der geheime Rathgeber des Königs, Mandri oder Amàdya; der Günstling des Königs, Mitra, Sagghi, oder Suhrl; die Beischläferinnen Bhògynya; der Ort, wo sich die Kshetria über die Staatsangelegenheiten berathschlagen, Ragiasabha; der geheime Gegenstand dieser Berathschlagungen, Rahasya; der Thron Sinhàsana; der Generalvisitator, Mahà Kàrta Kritaga; der Justizminister, welcher die Kriminalsachen besorgt, Mahà Danda Nàyaga; der Generalissimus, Mahàsèna; der Lehrer oder Hofmeister der königlichen Kinder, Mahàcumàramatya; der geheime Zimmerbewahrer, Dvadsta, Darshaga, oder

Dvárapála; der Kommandant einer Festung, Cottapála; der Gouverneur einer Stadt, Purapála; der Aufseher über die Seehäfen und Flüsse, Turapála; ein Bezirksvorsteher, Adhigári; ein Gesandter, Sandeshaciára oder Duda; die geheimen Kundschafter des Königs, Abasarpa, oder Ciara; der Hof-Astrolog, Giòdisha; der Oberhofmeister, Cangiuguia, und der Schatzmeister Coshadhyaksha. Alle diese Benennungen kommen im Amarasinha, im Vyagarina, wie auch in der Inschrift von Monguir, vor; und da jene Bücher hundert oder zweihundert Jahre vor Christi Geburt geschrieben wurden, so folgt hieraus, daß alle vorbenannte Hofämter und Dienststellen zu jener Zeit an den Höfen Indischer Fürsten wirklich besetzt waren. In Malabar existiren noch jetzt folgende königliche Officianten: der Torakáren, Intendant über die Seehäfen und Flüsse; der Sènabadi, Generalissimus über die sämmtliche Kriegesmacht; vier Sarvadis, oder Gouverneure, deren jeder vier Provinzen unter seiner Aufsicht hat; sehr viele Kariakarer, oder Oberbeamten; eben so viele Adhigári oder Bezirkaufseher, nebst einer Menge Pravartikárer oder Steuereinnehmer, und Pullas oder Schreiber.

Die ersten und ältesten Indischen Könige waren Egavàgi d. i. Monarchen; von èga ein, und vàgi ein regierender König. Zum Beweise, daß sich die monarchische Verfassung bis auf den heutigen Tag unter den Indischen Heiden erhalten hat, darf ich mich nur auf die Fürsten der Marashdi (welche man ganz unrichtig Maratten nennt), auf einige Könige in Nepal, auf den König von Candia (in der Insel Ceilan) und auf den König von Travancor berufen, welche sämmtlich noch jetzt als unumschränkte Herren regieren. Zu Folge der Tradition war Manu der erste König der Indier. Dieser Manu, welcher in einigen Indischen Schriften Manu Mahusha genannt wird, war zuverlässig der Altvater Noah, wie selbst

Sir

Sir William Jones zugesteht. Anquetil du Perron, Pater Tiefenthaler, und die Verfasser der Asiatick Researches, haben uns verschiedene Verzeichnisse der ältesten Indischen Könige geliefert, und ich selbst ließ mich verleiten, in mein Systema Brahmanicum den Anfang einer solchen Nahmenliste einzurücken. Sie sind sämmtlich aus dem Mahabhàrada, d. i. aus der großen Geschichte gezogen, die in Malabarischen Versen geschrieben ist, und aus achtzehn Büchern besteht. Allein beim ersten Blicke wird der Leser wahrnehmen, daß jene Katalogen mit einander in offenbarem Widerspruche stehen, und daß sogar die Nahmen solcher Könige darin enthalten sind, deren Herkunft von der Sonne und vom Monde abgeleitet wird.

Alles was sich aus meinem Exemplar des Mahabhàrada, und aus dem ziemlich langen Verzeichnisse der Indischen Könige in den Asiatick Researches nehmen läßt, ist Folgendes: Manu der Erste, oder Adam, lebte 5794 Jahre vor dem Jahr 1788 der christlichen Zeitrechnung. Manu der Zweite, oder Manu Nahusha, der Nochos der Griechen, und der Noah der Israeliten, lebte 4737 Jahre vor eben dieser Zeitrechnung. Unter der Regierung dieses Königs erfolgte die Vellapralaya, d. i. die Sündfluth, oder die Verwüstung der Erde durch Wasser. Nun kommt Hirannyacasipu, vielleicht Nimrod, den die Brahmanen zu den bösen Dämonen rechnen, und der 4006 Jahr vor jener Zeitrechnung gelebt haben soll. Bali oder Mahábali, der Belus der Assyrer, lebte 3892, und Budha, der Thaut der Aegypter und Hermes der Griechen, 2815 Jahre vor 1788. Nun folgen Vikramàditya, Devapàla und Salbahin, oder vielmehr Salivahan. Der erstere existirte 1844, der zweite 1811, und der dritte 78 (?) Jahre vor 1788. Mit dem Tode dieses letztern fängt die Salivàhana Sagàptam an; d. i. die neue brahmanische Zeitrechnung der Maratten, Canarinen, Malabaren und Tamuler. Bharaden, oder Bha-

rata ist der Stammvater, von welchem alle Indier die Abkunft ihrer nationellen Könige herleiten. Er lebte sechzehnhundert Jahre vor Christi Geburt.

Könige, die wirklich existirten, sind:

I. Ciassar, ein Zeitgenosse des Cyrus. Er schrieb einen Brief an letztern, und schickte ihm Geld. Cyrus hatte wahrscheinlich denjenigen Theil von Indien erobert, welcher sich vom Sindu gegen Nordwesten erstreckt, und damals unter der Herrschaft bald der Persischen, bald der Indischen Könige stand. Candahar war die Hauptstadt darin.

II. Zu der Zeit, wo Alexander der Große einen Theil von Indien eroberte, existirte eine gewisse Königin Nahmens Kleophidis, welche sich an die Spitze einer beträchtlichen Anzahl vornehmer Indierinnen stellte, und diesem Helden entgegen ging. Der König Porus, oder richtiger Puru, widersetzte sich diesem Eroberer, und eben das that auch Abisar; doch Omphis ergab sich ihm auf Diskretion. Mehrere Nachrichten hierüber findet man in d'Anville Antiquité géographique de l'Inde; à Paris 1775.

III. Sandracoto, oder richtiger Ciandracotta. Dieser brachte nach dem Tode Alexanders des Großen alle Provinzen, welche jener Macedonische Held in Indien erobert hatte, unter seine Herrschaft. Auch schloß er nachher mit dem Seleukus, welcher sich derselben wieder zu bemächtigen suchte, einen Friedenstraktat, der sich aber nur auf solche Oerter erstreckte, qui fecus Indum sunt, d. i. die auf der nordwestlichen Seite des Sindu liegen. Sein Sohn Allitrokates widersetzte sich den Griechen mit so glücklichem Erfolge, daß sie nie wieder in Indien eindringen konnten. Antiochus machte zwar nachher einen Streifzug in dieses Land, und setzte den Sopagasen in Kontribution; dieser König blieb aber übrigens ganz unabhängig und frei.

IV. Porus oder Pandi, von Strabo Pandion genannt. Er war König von Madura, und schickte, als die Griechen gänzlich aus Indien vertrieben waren, eine Gesandtschaft an den August, die den Auftrag hatte, ihm eine Allianz anzubieten.

V. Cemproboto, oder Cermbotti, ein Zeitgenosse des schon erwähnten Pandi, besaß unter andern Calianapur und Baliapatna, zwei ansehnliche Städte auf der Küste Malabar.

VI. Vikramàditya, von Andern Bekermadiit genannt. Er war der Nachfolger seines Bruders Sughàditya, und starb funfzig Jahre vor Christi Geburt. Mit dem Tode dieses Königs fängt eine ganz neue Zeitrechnung an, wonach sich die Geschichte der Indier mit Gewißheit bestimmen läßt. Vorher berechneten verschiedene Indier die Zeitfolge nach der Epoche des Königs Yudhishthira, vom Stamme der Pandos, welchen Anquetil ganz irrig Djetaschter nennt. Seit jener Epoche, bis zum Tode des Sughaditya, zählte man 3044 Jahre. Die Carnater, Tamuler und Malabaren nehmen zwar jene Zeitrechnung ebenfalls an, bedienen sich aber weit öfter der Salivàhana Sagàptam, die sich, wie schon oben gesagt worden, mit dem Tode des Beherrschers von Dekan, Salivahan oder Salbahin anfängt, der 78 Jahre vor Christi Geburt starb. Nach eben dieser Epoche datiren auch die Brahmanen zu Cangipuri, Tiruvatur und Triciur ihre astronomischen Berechnungen.

Es giebt Leute, welche behaupten wollen, der Stamm der wahren Kshetrias sey in Indien gänzlich erloschen. Ich kann aber im Gegentheil versichern, daß ich unweit Vaipur im Gattes-Gebirge einen Flecken nebst einem Tempel antraf, der eben diesen Kshetrias zugehörte, welche das umliegende Ackerfeld bearbeiten, und von dessen Ertrage leben. Auch versicherte mir der Pater Pavone, (der während eines Zeitraums von dreißig Jahren die Auf-

sicht über die Missionsanstalt zu Madura geführt hätte), es hätten sich sehr viele Kshetrias aus Madura in jene Gebirge geflüchtet, um den Gewaltthätigkeiten des Hayder Aly Chan, des Tippu Sultan, Mohamed Ali, und der Engländer zu entgehen.

Die dritte edle Caste der Indier besteht aus den Vayshya, welche aber keineswegs Bice genannt werden, wie Hodges und Robertson vorgeben. Auch diese Caste wurde von dem Manu oder Noah gestiftet, wenn anders dem Buche Manushastra und der Indischen Tradition zu trauen ist. Die Verrichtungen der Vayshya sind: Krshi, der Ackerbau; Pashupalya, die Viehzucht; Vànigiya, der Verkauf ihrer Produkte. Sie versorgen das Publikum mit Reiß, Korn, Senf, Pfeffer, Ingwer, Erbsen, Hirsen, Mais und andern solchen Erzeugnissen; Butter und Milch aber liefern sie ausschließlich an ihre Könige, Brahmanen, und Tempel, damit es den Göttern nie an dergleichen Opfern fehle. Die Vayshya leben gewöhnlich mit ihren Familien auf dem Lande, wo jeder sein eigenes Haus und ein Wäldchen besitzt. In letztern steht ein kleiner Tempel mit der Bildsäule des Shiva oder einer andern Gottheit, welcher alle Morgen nach der Lustration Blumen geopfert werden. Nach der Verordnung des Manu, ist der König allein Herr und Eigenthümer von allen im ganzen Lande befindlichen Grundstücken, und diese allgemeine Regel gilt in Malabar noch bis auf den heutigen Tag. Anquetil du Perron hat also sehr Unrecht, daß er dem Herrn Dalrymple widerspricht, welcher diesen Satz in der Schrift A short Account of the Gentoo's mode of collecting the Revenues on the Coast of Coromandel; London 1783, behauptet hat. Daß diese Behauptung sehr gegründet sey, erhellet unter andern aus einer alten Inschrift, welche man unter den Trümmern der Stadt Monguir gefunden hat, und worin ausdrücklich gesagt wird, der König Devapàla verpachte ein Stück

Land an eine gewisse Indische Familie. Herr Wilkins hat diese Inschrift, welche drei und zwanzig Jahre vor Christi Geburt verfertigt wurde, übersetzt, und in den ersten Band der Asiatick Researches eingerückt, wo sie S. 126 zu finden ist. Der König Devapàla sagt darin: es sey hiermit kund und zu wissen, daß ich die vorbesagte Stadt Meseeka überlassen habe u. s. w.; und aus dem Zusammenhange erhellet, daß er jenes Stück Land verpachtete, und zu dem Ende auf sein Eigenthumsrecht, während eines bestimmten Zeitraums, Verzicht that. Nächst den Königen sind indeß auch die Tempel als Eigenthümer zu betrachten; denn überall herrscht in Indien der Glaube, daß die Grundstücke, welche sie besitzen, den Göttern zugehören. Deswegen nimmt sie auch der König Devapàla in der erwähnten Inschrift ebenfalls von der Verpachtung aus. Daß die Vorsteher der Tempel auf der Küste Malabar dergleichen Grundstücke noch bis auf den heutigen Tag verpachten dürfen, ergiebt sich unter andern daraus, daß unser Kloster zu Verapole wirklich ein Stück Feld in Pacht hatte, welches einem heidnischen Tempel zugehörte. Kein Privatmann, er sey von Adel oder nicht, hat auf ein solches Landeigenthum Anspruch zu machen. Im Gegentheil muß vielmehr alle zehn Jahre von jedem Grundstücke der Nilavari entrichtet werden, d. i. eine Abgabe, die bei der ersten Ausmessung der Ländereien festgesetzt wurde. Außer dieser Abgabe wird bisweilen auch noch der dritte oder vierte Theil des Pachtzinses erlegt, je nachdem die paciscirenden Theile mit einander übereingekommen sind. Von den Palmgärten wird die Ettonna, d. i. die achte Palme, erhoben. Die geringeren Casten müssen den Talapanam zahlen, eine Auflage, die von jedem Kopfe fünf Panam (einen Viertelgulden) beträgt und der in einigen Europäischen Ländern eingeführten Kopfsteuer entspricht. Die Mucaver (Fischer) erlegen eine Taxe, welche Valà, d. i. Netzgeld ge-

nannt wird, und in einem Rāgi in Gold oder zehn Ciacras besteht, deren sechs und zwanzig einen Gulden machen. Es ist leider nur allzu gegründet, daß die Indier sehr unter dem Druck leben, und besonders in Kriegeszeiten hart mitgenommen werden. Robertson hat uns zwar von der Menschenliebe und Milde der Indischen Fürsten und Brittischen Gouverneure ein sehr reitzendes Gemälde entworfen; desto mehr aber muß man bedauern, daß es mit dem Betragen eines Clive, Hastings, Moens und Anderer auf eine so grelle Art kontrastirt.

Die vierte edle Caste besteht aus den Shudra. Zu dieser gehören die Citracàra, Maler; die Tunaciàya, Tuchfärber; die Pushpaga, Guirlandenmacher oder Kranzbinder; die Shastramagia, Schmide; die Ciaruna, Sänger; die Ciarmacàra, Schuhflicker; ferner die Weber, Schneider, Zimmerleute, Silberarbeiter, Uhrmacher, und andere Handwerker. Alle diese Leute machen besondere Klassen unter sich aus, deren Mitglieder nicht einmal mit andern essen, noch weniger sich mit ihnen verheirathen.

Die geringern Casten werden Nisha oder Ciandala, d. i. die verächtlichen, die schlechten, die unreinen, genannt. Zu diesen gehören unter andern die Fischer; die Cianas oder Gartenarbeiter, welche Wasser herbei tragen und die jungen Palmbäume begießen; die Parreas oder Abdecker; die Leute, welche die Teiche ausfegen; die Bartscherer; die Töpfer; und endlich die Malabarischen Pelleyas. Diese letztern sind zwar nur Sklaven, aber dennoch eine sehr nützliche Gattung von Menschen; denn sie bewachen die Feldfrüchte, hüten die Büffel, deren man sich zum Pflügen bedient, besorgen die Ernte, und reinigen den Reiß von seinen Hülsen.

Fünftes Kapitel.

Justizpflege der Indier.

Religionssachen. Alle Angelegenheiten, welche die Religion betreffen, werden bloß von den Brahmanen, und zwar unter dem Vorsitze ihres Sarvavèda oder Oberpriesters, entschieden. Der König, welcher bekanntlich nicht zur Priestercaste gehört, spielt hier die Rolle eines Kshetria, und giebt sein Votum erst dann, wenn die Brahmanen den vorkommenden Rechtsfall gehörig erwogen und darüber ihr Gutachten ertheilt haben. Die Versammlung oder Gemeinde, die darüber berathschlagt und entscheidet, wird Yòga genannt. Alle Mitglieder derselben haben das Stimmrecht. Ihr Ausspruch gilt als untrieglich, und wer sich dagegen auflehnt, wird aus der Gemeinde gestoßen. Diese Yogas erkennen über alle Streitigkeiten, die wegen Verlöbnisse, Heirathen, Ausstattungen und anderer hieher gehörigen Fälle entstehen, so wie über alle Vergehungen gegen die Religion und die Caste. Haß, Feindschaft, Abtreiben der Geburt, Schlägereien, wobei kein Blut vergossen worden, Mißhelligkeiten zwischen Eltern und Kindern, mit Einem Worte alle Vorfälle, welche nur auf die entfernteste Art mit der Religion in Verbindung stehen, werden vor diesen Richterstuhl gezogen. Jedermann hat das Recht sich zu vertheidigen, seine Gegenerinnerungen zu machen, und sich eines Sachwalters zu bedienen, ohne daß er genöthigt ist, Gerichtsgebühren zu erlegen, oder Papier zu verderben; denn alles wird mündlich verhandelt. Die Mitglieder der Yoga sitzen auf Matten, die Partheien aber müssen stehen.

Civil- und Kriminalsachen. Diese werden bloß vom Könige und dessen Beamten entschieden. Die Galgen-

strafe haben zu gewärtigen: 1) die Svâmidrôhi, d. i. alle diejenigen, welche Empörungen anstiften, oder dem Könige nach dem Leben trachten; 2) die Bramahanda, die einen Brahman tödten; 3) die Madruhanda, welche ihre Mutter umbringen; 4) die Pidruhanda, die ihren Vater, Oheim, oder einen andern Verwandten ermorden; 5) die Mânuszahanda, alle Mörder überhaupt; 6) die Gôhanda, welche eine Kuh tödten; 7) die Kshetra Stêna, Kirchenräuber; 8) alle die, welche zu einer von den geringern Casten gehören, und etwas aus den Wohnungen vornehmer Leute entwenden; 9) jeder der die Bhandâra, d. i. die königliche Kasse, bestiehlt; 10) Leute, die mit einer Beischläferin des Königs, oder auch nur mit einer unverheiratheten Weibsperson, welche zum königlichen Andarggraha gehört, Unzucht treiben; 11) die falschen Münzer; 12) diejenigen, welche mit der Gattin eines Brahmanen oder ihres Lehrmeisters Ehebruch begehen. Der Verbrecher wird jederzeit an einem solchen Platz aufgehängt, wo ihn alle Vorübergehenden sehen können. Der Galgen besteht nur aus zwei Balken, und kann mit leichter Mühe von einem Orte zum andern geschafft werden. Man befestigt einen Haken an dem einen Ende eines Seils, drückt ihn dem Verbrecher unterhalb des Kinns mit aller Macht ins Fleisch, zieht ihn dann in die Höhe, und befestigt das andere Ende des Seils am Galgen. Bisweilen hängt man auch wohl den Delinquenten nach Europäischer Art, so daß er augenblicklich ersticken muß. Geringere Verbrechen werden mit Abschneiden der Nasen und Ohren *), Abhacken der rechten Hand, oder mit Lan-

*) Bessere Kultur und Europäische Verfeinerung hat auch in Rußland die schreckliche und alle Rechte der Menschheit verletzende Strafe, die Glieder eines Verbrechers zu verstümmeln, abgeschafft. Zwar las man neulich in den Zeitungen mit Erstaunen, daß Staatsverbrechern die Ohren abgeschnitten und die Nasen aufgeschlitzt worden wären; allein sichren Nachrichten zufolge, ist ein so schreckliches Urtheil freilich gefällt, doch

desverweisung, Gefängniß, Hunger und Durst, Sequestrirung oder Konfiskation des Vermögens, bisweilen auch wohl an Geld bestraft. Das Todesurtheil muß der Delinquent gewöhnlich mit eigener Hand unterschreiben, nachdem er zuvor verhört und seines Verbrechens überwiesen worden ist. Der Ort, wo das Verhör gehalten wird, heißt Mandava, und ist eine Art von Richthaus in der Residenz des Beamten. Solcher Residenzen giebt es viele, und zwar immer in der Nähe eines Tempels. Sobald der Delinquent seines Verbrechens überführt ist, begiebt der Beamte sich in den Mandrashàla, oder Berathschlagungssaal, wo alle übrigen Beamten nebst einigen Brahmanen sich ebenfalls einfinden. Von ihrem Gutachten und Ausspruche hängt entweder das Leben oder der Tod des Delinquenten ab. Indeß steht es ihm frei, an den König zu appelliren, wie er denn überhaupt nicht eher hingerichtet wird, als bis dieser das über ihn gefällte Urtheil bestätigt hat. In zweifelhaften Fällen werden die Vorsteher und Aeltesten der Caste mit zur Berathschlagung gezogen. Bei dergleichen Zusammenkünften pflegt man sich gleich anfänglich nach den Gesetzen, Gewohnheiten und Gebräuchen zu erkundigen, die von Alters her bei der Caste, oder in dem Flecken, in der Stadt, wo das Verhör gehalten wird, eingeführt sind, und nach diesem alten Herkommen wird alsdann der vorliegende Fall entschieden. So lange ich in Malabar war, hörte ich nie, daß man einem Verbrecher den Kopf abgeschlagen, wohl aber, daß man bisweilen diesen oder jenen mit Lanzen erstochen hätte. Eidschwüre werden jederzeit

nicht vollzogen worden. — Es ist übrigens bemerkenswerth, daß es gerade in dem despotischen, unaufgeklärten Indien, wo noch dergleichen schreckliche, die Menschheit empörende Strafen Statt finden, den Leuten aus niedern Casten verboten ist, das Studium des Vedam zu treiben, welches sie belehren und aufklären könnte. — Der Allgütige und Allweise gebe doch den Fürsten richtigen Verstand, daß sie die wahren Mittel wählen, sich auf ihren Thronen zu sichern und ihre Völker zu beglücken! F.

vor der Thür eines Tempels abgelegt, und zwar so, daß derjenige, welcher etwas betheuert, beide Hände auf den Kopf legt, und den Mahadeva, d. i. den großen Gott, zum Rächer anruft, ihn als einen Meineidigen zu bestrafen, wofern er die Wahrheit verhehle. Die Gerichtshöfe stehen Tag für Tag jedermann offen: von früh an bis nach der Lustration, und von der Stunde des Abendessens bis nach Mitternacht. Zur Zeit des Neumonds und Vollmonds, wie auch an den Festtagen des Shiva und der Bhagavadi, wo der König den feierlichen Opfern beiwohnen muß, werden keine Rechtssachen abgethan, und die Gerichtshöfe bleiben geschlossen. Weibspersonen, Sklaven, Verbannte, und Leute, auf welchen die Infamie haftet, können kein gültiges Zeugniß ablegen. Wenn vor Alters eine verdächtige Person durch einen Strom watete, worin ein Krokodill auf Raub lauerte, wenn sie einen Finger in siedendes Oel, geschmolzenes Blei, oder in eine Kokosnuß, worin eine Schlange verborgen war, steckte, und unbeschädigt davon kam, so hielt man sie für unschuldig. Dies ist aber heut zu Tage nicht mehr üblich. In Malabar, Tanjaur und Madura existirte ehedem, vor dem Einbruch des Mohamed Aly, eine Art von herumstreifender Justiz. Es zog nehmlich ein Beamter nebst vier Soldaten auf allen Straßen umher; und wenn er irgendwo Händel und Streitigkeiten wahrnahm, so schlichtete oder bestrafte er dieselben auf der Stelle. Diese Gewohnheit ist jetzt nur noch in Malabar üblich. Ein Beamter dieser Art wird auf Malabarisch Pravaticàrer oder Adhigàri genannt, und hat die Befugniß, überall Gericht zu halten, wo es ihm beliebt: bald im Schatten der Bäume, bald in irgend einem Hause; jetzt auf dem Marktplatze, dann wieder auf freiem Felde. Es giebt Leute unter den Beamten, die sehr geldgierig sind, und Geschenke (Kosha Colunnu) nehmen; wenn aber dergleichen Bestechungen an den Tag kommen, so läßt der König solche ungerechte Richter

ins Gefängniß setzen und ihre Güter konfisciren. Alles Obige bezieht sich übrigens bloß auf die Indischen Heiden; denn bei den christlichen Indiern findet eine ganz andere Einrichtung Statt.

Sechstes Kapitel.

Sprachen der Indier.

Die Samskrda ist die Mutter aller Indischen Sprachen. Ihre Benennung zeigt an, daß sie eine vollkommene, vortrefflich eingerichtete Sprache seyn muß; denn Krda bedeutet ein vollkommenes, ein vollendetes Werk, und das Wörtchen Sam, miteinander, zugleich, enthält eine Anspielung auf die Verbindung ihrer zu einem harmonischen Ganzen geordneten Theile. Man nennt sie die Sprache der Götter, der Weisen, die heilige Sprache. Nach der Lehre der Brahmanen entstand sie aus der Unterredung, welche der Ishvara (der Herr) mit der Göttin Shakti oder Bhavàni (der Natur) hielt, als beide gemeinschaftlich das Weltall erschufen.

Das Originalwort Samskrda, welches in keiner andern Sprache existirt, als nur in dieser, wird nicht nur von ausländischen, sondern selbst von Indischen Schriftstellern auf mancherlei Art geschrieben; nehmlich: Samskrit, Samskretan, Samscrudam, und Samscret. Alle diese Variationen haben ihren Grund in den Alphabeten der verschiedenen Provinzial-Dialekte, welche aus dieser Ursprache entstanden und in Indien eingeführt sind. Es verhält sich damit eben so, wie z. B. mit dem Lateinischen Worte Homo, woraus der Italiäner Uomo, der Franzose Homme, und der Portugiese Homem gemacht hat. Die Samskrda besteht aus zwei und funfzig Radikal-Buchstaben; und unter dieser Anzahl giebt es mehrere,

die man in keiner andern Sprache findet. Es ist daher außerordentlich schwer, die ursprünglich Samscredamischen Wörter gehörig auszusprechen, und beinahe nicht möglich, sie in andere, besonders Europäische, Sprachen überzutragen. Die Griechen, Perser, Römer, Sineser, Peguaner und Europäer, haben eine Menge Samscredamischer Wörter so sehr korrumpirt und verunstaltet, daß sie fast nicht mehr kennbar sind. So heißt z. B. der Fluß Yamuna bei dem Plinius Jomanes, bei dem Ptolemäus hingegen Djemna und Diamuna; Herr de l'Jsle nennt ihn Gemené, und der Pater Marcus a Tumba Giamuna. Aus jenen zwei und funfzig Samscredamischen Radikal-Buchstaben werden wieder eine Menge anderer formirt, und dies geht so weit, daß ich ein Samscredamisches Alphabet aufzeigen kann, welches nicht weniger als acht tausend und vier Bestandtheile enthält. Die Vervielfältigung jener schon an sich so zahlreichen Buchstaben entspringt aus der Sylbenbildung; denn das, was bei uns Europäern eine Sylbe formirt, wird in der Samscrda vermittelst eines einzigen Buchstabs, oder eines einzigen Charakters ausgedrückt. Will man, zum Beispiel, die Sylben kra, kre, kri, kro, kru, krai, krau, auf Samscredamisch schreiben, so setzt man anstatt derselben nur sieben einzelne Buchstaben, deren jeder aber so viel gilt wie eine ganze Sylbe *). Die Art und Weise, wie die Sylben

*) Viele morgenländische Sprachen haben das Auszeichnende und Eigenthümliche, daß eine kleine Veränderung eines Buchstabs eine neue Sylbenveränderung mit einer andern Aussprache verursacht. So ist es z. B. mit dem Aethiopischen Alphabete. Dies hat 26 Buchstaben, von denen jeder durch 7 Vocal-Zeichen verändert wird. Hierzu kommen noch 20 besondre Zeichen für Diphthongen, so daß das ganze Alphabet aus 202 Schriftzeichen besteht. Die Amharische Sprache, welche gewöhnlich in Aethiopien gesprochen wird, hat 33 Buchstaben, welche ebenfalls durch 7 Vocal- und 20 Diphtongzeichen verändert werden, so daß ihr Alphabet 251 Schriftzeichen enthält. — In den Commentariis Petropolitanis Tom. III und IV. hat der große Sprachgelehrte Theophilus Siegfried Beyer auf 10 und 7 Tafeln eine Menge solcher brahmanischer Buchstaben in

gebildet und mit einander in Verbindung gesetzt werden, ja sogar die Anzahl der Buchstaben, deren man sich hierzu bedient, ist in allen Indischen Provinzial-Sprachen, die von der Samscrda abstammen, eben dieselbe; nur mit dem Unterschiede, daß jede dieser Sprachen, wie z. B. die Nagarische, Talengasche, Canarinische, Tamulische, Malabarische und Guzaratische, ihr eigenes Alphabet hat, das in Ansehung seiner Form und Gestalt von allen andern verschieden ist. Das Merkwürdigste hierbei ist dies, daß jene Bestandtheile sogar in dem Alphabete der Barmanen in Pegu und Ava, wie auch, jedoch mit einigen Abweichungen, in dem Aethiopischen Alphabet Gheez und Ambhar enthalten sind, eben dieselbe Gültigkeit haben, und auf ähnliche Art zusammengesetzt werden. Mir scheint es historisch gewiß, daß die Peguanischen Barmanen die in der Samscrda vorhandenen Schriften, nebst dem dazu gehörigen Alphabet und der Anweisung diese Sprache zu lernen, aus Indien erhielten *). Viele, ja die meisten Wörter der Pali-Sprache sind entweder ganz Samscredamisch, oder doch wenigstens daraus abgeleitet und zusammengesetzt. Als sich einst unter den Peguanischen Talapoinen über die Auslegung gewisser in den Pali-Büchern enthaltenen Redensarten ein Streit erhob, schickte der jetztregierende König von Pegu einige Deputirten an den König von Candia, auf der Insel Ceilan, welche den Auftrag hatten, sich bei den dortigen Brahmanen und Budhisten nach der wahren Bedeutung jener streitigen Ausdrücke zu erkundigen.

Kupfer stechen lassen. Diese betragen wenigstens 525 Veränderungen, wo nicht mehr. F.

*) Das Alphabet der Barmanen im Reiche Ava ist in Rom durch die Congregation de propaganda fide, 1787. 8. herausgegeben worden. Ich habe es von dem sehr gelehrten und zur Verbreitung aller nützlichen Kenntnisse so bereitwilligen Kardinal Borgia, welcher zeither diese Congregation und ihre Druckerei unter seiner Aufsicht hatte, nebst andern mir noch fehlenden Alphabeten, geschenkt bekommen, so daß ich jetzt, wie ich glaube, eine der vollständigsten Sammlungen besitze. F.

Dieser Vorfall, und die genaue Uebereinstimmung, welche man zwischen den Sprachen jener beiden Reiche wahrnimmt, dient, wie mich dünkt, zu einem hinlänglichen Beweise, daß die Pali-Sprache in Pegu ein Dialekt der Samscrda sey. Was hiernächst das erwähnte Aethiopische Alphabet anbelangt, welches ebenfalls mit dem Samscredamischen eine gewisse Aehnlichkeit hat, so konnte man allenfalls annehmen, daß es von jenen Indischen Gymnosophisten nach Aethiopien gebracht worden sey, die zur Zeit des Apollonius auf einem gewissen Berge nicht weit vom Nil wohnten *). Wer weiß, ob die Aethiopier, Perser, Tibetaner und Peguaner die Samscredam-Sprache nicht auf eben die Art aus Indien mit in ihr gegenwärtiges Vaterland brachten, wie die Parreas, die, nach dem Zeugnisse des Herrn Grellman **), unter der tyrannischen Regierung des Timur aus Indien flohen, die Tatarei, Scythien und Ungarn durchzogen, und dennoch bis auf den heutigen Tag eine Sprache reden, die mit dem Samscredamischen Dialekt, dessen man sich im Königreiche Guzarat und besonders in der Stadt Tatta bedient, eine auffallende Aehnlichkeit hat. Diese Vermuthung gewinnt eine desto größere Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß jene Völkerschaften in ältern Zeiten mit den Indiern auf eben die Art Verkehr hatten, wie heutiges Tages

*) Man lese hierüber nach, Phot. in Vit. Apoll. Tian. cod. CCLLI. L. Vives, Comment. in lib. XIV. S. Aug. de Civ. Dei. p. 1734. Edit. Paris. Euseb. in Chron. p. 72. Edit. Scalig. und Philostrat. in Vit. Apoll. Lib. 3. Cap. 6. it. Lib. 4. Cap. 6. A. d. V. — Gymnosophisten bedeutet, wie bekannt, nackte Philosophen. Es ist aber gar nicht nothwendig, daß es Leute aus Indien gewesen seyn müssen, welche die Griechen so benannten. Das heiße Klima machte solchen Menschen auch am Nil die Bekleidung überflüßig. Sie führten ein kontemplatives Leben, und hießen daher ebenfalls Gymnosophisten; aber sie brachten nicht die Buchstabenschrift aus Indien nach Aethiopien. F.

**) Siehe die Schrift: Historischer Versuch über die Zigeuner. Göttingen 1787. A. d. V.

die Araber mit den Einwohnern der Küste Malabar; daß sie, nach ihrem eigenen Geständniß, ihre Religion und ihre heiligen Bücher aus Indien erhielten, und daß folglich auch die Samscredam-Sprache gar leicht von Tatta, Cabul und Candahar nach Persien, so wie von Nepal über Tibet nach der Tatarei, wie auch nach Asem in Pegu und bis an den Ava, gebracht werden konnte.

Die Samscrda enthält sehr viele Wörter, die sowohl dem Klange als auch der Bedeutung nach mit dem Lateinischen übereinkommen; z. B. Dendha, dens, ein Zahn; Yuga, jugum, das Joch; Juncta, junctus, juncta, junctum, vereint; Nau, navis, ein Schiff; Nàviga, navita, navicularius, ein Schiffer; Nava, novem, neun; Sapta, septem, sieben; Tri, tres, drei; Dui, duo, zwei; Adja, hodie, heute; Vidhava, vidua, eine Wittwe; Nò, non, nein; Sua, suus, sein; u. s. w. Diese und andere solche Wörter beweisen hinlänglich, daß die Samscredam-Sprache gewiß nicht vor der Sündfluth existirte, wie Pater Pons einst behaupten wollte. Sie entstand vielmehr in Chaldäa, und zwar zur Zeit jener allgemeinen Sprachverwirrung, aus welcher man die Analogie mehrerer andern Wörter herleiten muß, deren sich damals so manche Völkerschaften, und folglich auch die Vorfahren der Brahmanen und Lateiner, bedienten. Uebrigens besitzt die Samscredam-Sprache einen viel größern Reichthum an Synonymen, als die Lateinische. Die Sonne bezeichnen z. B. dreißig, den Mond mehr als zwanzig, ein Haus zwanzig, einen Stein sechs bis sieben, einen Baum zehn, ein Blatt fünf, einen Affen zehn, und einen Raben neun verschiedene Benennungen *). Eben so verhält es sich auch mit andern sowohl sichtbaren als unsichtbaren Dingen.

*) Der Reichthum einer Sprache muß nicht auf diese Art berechnet werden. Man pflegt zu behaupten, die Arabische Sprache sey reich, weil sie ein Schwert, ich weiß nicht auf wie vie-

Die gemeinern Indischen Mundarten, deren Ursprung in der Samscredam-Sprache zu suchen ist, sind folgende:

I. Die heilige Sprache, deren sich die Priester und Budhisten in der Insel Ceilan bedienen. Ptolemäus hat uns in seiner Erdbeschreibung, wo er unter andern auch dieser Insel unter dem Nahmen Salica erwähnt, verschiedene Samscredamische Benennungen aufbewahrt. So schreibt er Sindocanda, welches eigentlich Sindhucanda heißen soll; so gedenkt er des Berges Malà unter der Benennung Malea; und ein großer, den Brahmanen zugehöriger Distrikt Mahàgràmam, wird von ihm Maagramum genannt *). Man sehe hierbei die Landkarte nach, welche sich in d'Anville Antiquité géographique de l'Inde, à Paris 1775, befindet. Diese Sprache wird noch heut zu Tage im Königreiche Candia gesprochen, aber nicht auf der Seeküste, wo man sich durchgehends des Cingalesischen bedient, eines sehr elenden Dialekts, der aus dem Tamulischen und Malabarischen zusammengestoppelt ist.

II. Die Tamulische Sprache. Diese wird in Tanjaur, Madura, Maissur, Concao, Malabar (doch nur in den Ortschaften an der Seeküste, bis in die Gegend

lerlei Art, benennen könne. Eine dieser Benennungen sagt wörtlich: die Männermörderin. Dies ist doch nur ein metaphorischer, bildlicher Ausdruck; und solcher lassen sich in jeder nur einigermaßen gebildeten Sprache eine Menge erfinden und zusammensetzen. Aus den Griechischen Dichtern könnte man sehr leicht 30 und mehr Benennungen der Sonne sammeln; aber noch niemanden ist es eingefallen, daraus den Reichthum der Griechischen Sprache zu beweisen. F.

*) Dergleichen Samscredamische Wörter kommen nicht nur beim Ptolemäus, sondern auch beim Arrian und Strabo vor. Folglich widerlegt sich die Vermuthung des Herrn Georg Forster von selbst, daß die Samscredam-Sprache den Griechen gar nicht bekannt gewesen sey, und nur erst seit Christi Geburt in Indien existire. Man sehe Forsters Anmerkungen zu dem Indischen Schauspiel Sakontala, Seite 333 und 334. A. d. V.

Gegend von Collam) und auf den Gattes-Bergen gesprochen. Sie ist wohlklingend, schickt sich ungemein gut zur Poesie, und läßt sich leicht erlernen, weil ihre Bestandtheile sehr einfach sind. Wenn Samscredamische Wörter darin vorkommen, die sich vermittelst ihres Alphabets nicht ausdrücken lassen, so entlehnt sie zu diesem Behuf einige Buchstaben entweder aus der Granthamschen, oder aus der Samscredamischen Ursprache. Die Buchstaben, welche sie von der Grantha borgt, sind: kſha, ſza, ſhda, ſa, ſpa, ſma, ſtra, ſkra. Da es ihr an den Buchstaben W und H fehlt, so ersetzt sie dieselben durch B und G, und schreibt z. B. anstatt Aham (welches auf Samscredamisch Ich heißt) Agam oder Akam, und anstatt Wàva (der Neumond) Bàba. Sie besteht nur aus dreißig Buchstaben, die bei weitem nicht zureichen, alle Samscredamische Wörter auszudrücken.

III. Die Malabarische Sprache. Sie erstreckt sich vom Kap Comari bis an den Berg Illy, welcher die beiden Landschaften Malabar und Canara von einander scheidet. Diese Sprache bedient sich eines doppelten Alphabets, nehmlich des Maleyam Tamul und des Grantha. Ersteres besteht aus drei und zwanzig, und letzteres aus zwei und funfzig Buchstaben, welche vollkommen zureichend sind, das Samscredamische zu schreiben. Dieser letztern Charaktere haben sich die Verfasser aller heiligen Bücher bedient, welche man in Maissur, Madura, Carnada und auf der Küste Malabar zu Gesicht bekommt.

IV. Die Canarinische Sprache, welche in der zum Königreiche Canara gehörigen Gegend des Berges Illy, und von da bis nach Goa gesprochen wird.

V. Die Maraſhda-Sprache. Sie ist durchgängig im Reiche der Maràſhdi üblich, welche man sehr unrichtig Maratten nennt.

VI. Die Talenga-Sprache: eine wohlklingende, kraftvolle, männliche, reichhaltige und gelehrte Sprache, hat, wie das Granthamsche, zwei und funfzig Buchsta-

ben, welche vollkommen zureichend sind, das Samscredamische zu schreiben. Sie wird auf der Küste von Orixa, in Golconda, am Flusse Krshna, und bis an die Gebirge von Balangate gesprochen. Alle diese Sprachen haben ihre eigenen Alphabete, so daß man sich in jeder Provinz eine besondere Art von Charakteren bekannt machen muß, wenn man seine Gedanken in der daselbst gewöhnlichen Mundart aufsetzen will.

VII. Die gemeine Bengalische Sprache. Ein elender, im höchsten Grade korrumpirter Dialekt. Er hat kein V, und bedient sich statt dessen des B, so daß man z. B. Bed anstatt Veda schreibt. Man spricht ihn zu Calcutta, und in Bengalen an den Ufern des Ganges.

VIII. Die Devanagarische, oder Indostanische Sprache, von Andern Nagru, Nagari, oder auch Dèvanagari genannt. Sie wird zu Benares, oder Vanares, gesprochen, und besteht aus zwei und funfzig Charakteren, mit denen man ebenfalls das Samscredamische schreiben kann. Ihre Schriftzüge sind im nördlichen Indien überall eingeführt. Man findet sie im ersten Bande der Asiatick Researches.

IX. Das Guzaratische, welches nicht nur im Königreiche Guzarat, sondern auch zu Baroche, Surate, Tatta, und auf den Gebirgen von Balangate eingeführt ist. Sein Charakter ist wenig vom Devanagarischen verschieden.

X. Das Nepalische, welches im Königreiche Nepal gesprochen wird, und sehr viele Aehnlichkeit mit dem Dèvanagarischen hat.

Von allen diesen Sprachen findet man umständliche Nachricht in meiner zu Rom 1790 gedruckten Samscredamischen Grammatik, worin ich ausführlich dargethan habe, daß sie sammt und sonders aus dem Samscrit entsprossen sind, obgleich die Herren Wilkins und Jones behaupten wollen, daß eigentlich das Nagru oder Dèvanagari den ursprünglichen und wahren Charakter der Sam-

scredamsprache ausmache, und daß dieselbe keineswegs eine Indische Ursprache, sondern vielmehr aus Persien nach Indien verpflanzt worden sey.

Das vornehmste unter allen in der Samscredam-Sprache geschriebenen Büchern ist der Vèda. Dies Wort, welches einige Engländer sehr unrichtig in Bed oder Beadh, verwandelt haben, bezeichnet nicht etwa ausschließend ein besonderes heiliges Buch, sondern bedeutet überhaupt so viel als heiliges Gesetz, gleichviel ob dasselbe von den Indiern oder von andern Völkerschaften beobachtet wird. So heißt zum Beispiel das Gesetz oder Religionssystem der sogenannten Nazaräner, oder Thomaschristen, Nasrànni Vèda, und das jüdische Gesetz Judavèda. Daß dieses Wort noch außerdem in sehr ausgedehnter Bedeutung genommen werde, erhellet unter andern aus folgender Mythe. Der Gott Brahma war zur Zeit der allgemeinen Weltüberschwemmung in Schlaf gerathen. Da kam der böse Dämon, Hayagriva genannt, stahl ihm den Vèda, und warf ihn ins Meer. Unfehlbar würde er auf immer verloren gewesen seyn, wenn nicht der Gott Vishnu sich augenblicklich in einen Fisch verwandelt und ihn wieder aufgesucht hätte. Als er ihn fand, übergab er ihn den Menschen, welche sich mit dem Könige Manu in der Yanapatra, d. i. in einem schwimmenden Fahrzeuge, gerettet hatten. — Es fällt von selbst in die Augen, daß sich diese Fabel unmöglich auf den noch jetzt vorhandenen Vèda anwenden läßt. Nimmt man hingegen an, daß dieses Wort hier, wie es wirklich der Fall ist, das Naturgesetz bedeute, so läßt sich die sinnreiche Allegorie sehr gut erklären. Die Brahmanen wollten nehmlich dadurch zu verstehen geben, daß die natürliche Ordnung und Verbindung der Elemente zur Zeit der Sündfluth gänzlich zerrüttet, nachher aber durch den Vishnu wieder hergestellt worden sey. Man sehe hierüber den zweiten Band der Asiatick Researches, S. 116—120; wie auch das Systema Brahmanicum, S. 83 und 279, wo dieses Ereigniß nach einem Indi-

schen Originalgemälde abgebildet worden ist, das sich im Borgianischen Museum befindet *).

Die andern Indischen Bücher, welche vorzüglich geschätzt werden, sind folgende: Manushastra und Mahabhàrada, die sich, der Tradition zufolge, noch aus den Zeiten des Manu, oder Noa, herschreiben sollen. Die neun Purana, oder Canda, worin die neun Erscheinungen des Vishnu beschrieben werden. Das Buch Ràmàyana, welches die fabelhafte Geschichte des Gottes Ràma und der Sida enthält. Ferner des Bhagavada, ein sehr geschätztes Buch, das von der Menschwerdung des Vishnu handelt, als er sich nehmlich in der Gestalt des Krshna, d. i. des schwarzen Gottes, zeigte. Von der Kindheit dieses letztern wird in dem Balagapurana ausführliche Nachricht gegeben. Das Lingapuràna enthält die älteste Geschichte des Lingam oder Phallus. Das Shivapuràna erzählt die Geschichte des Gottes Shiva oder Mahadèva. Das Gangabhakya, d. i. Gangis felicitas, handelt von der Glückseligkeit, deren man durch die Reinigung in diesem Flusse theilhaftig wird. Das Raghu vamsha enthält den Stammbaum des Raghu nàtha, d. i. des Vishnu, der aus der Familie Raghu entsprossen seyn soll. Aadiparba ist ein Gedicht, worin die Entstehung der Dinge besungen wird. Das Sandhya carma enthält Vorschriften, wie man sich bei den Lustrationen zu verhalten habe, welche des Abends vorgenommen werden; und das Yudhisthiravigea ist ein sehr schönes Samscredamisches Gedicht, worin der Sieg des Königs Yudhisthira besungen wird, der einer von den fünf Söhnen des Pando war. Hierzu kommt noch das Buch Bhagavatguita, wovon Herr Wilkins eine Uebersetzung geliefert hat.

Die Bücher, deren man sich bedienen muß, wenn man die Samscredam-Sprache nach Regeln, und nicht, wie

*) M. s. das Systema Brahm. in der Deutschen Bearbeitung S. 100, und Taf. IX. b. F.

die meisten Europäer, bloß durch Uebung erlernen will, sind: Sidharùba, oder Sarasvada, die Samscredamische Grammatik; Vyàgarna, der Syntax; mehrere Shlòga, oder versificirte Sentenzen, woraus man die wahre Bedeutung und den richtigen Gebrauch der Samscredamischen Wörter kennen lernt; besonders aber das öfters erwähnte Amarasinha, ein ganz vortreffliches Wörterbuch in Samscredamischer Sprache, welches ungefähr sechzig Jahre vor Christi Geburt zusammengetragen wurde. Es ist, wie alle ältern Indischen Bücher, in Versen geschrieben, und nicht etwa in Kapitel, sondern nur in gewisse Rubriken abgetheilt, so daß die Wörter, welche zu einer gewissen Gattung gehören, ohne Rücksicht auf Auswahl und Ordnung zusammengetragen sind. So führt z. B. die eine Abtheilung die Aufschrift Svarggavargga, d. i. Geschlecht der Benennungen, welche dem Himmel zukommen; eine andere heißt Manushavargga, d. i. Geschlecht der Benennungen, welche dem Menschen beigelegt werden, u. s. w. Diese Einrichtung zeugt offenbar von dem hohen Alterthume dieses Werkes; denn die Art und Weise, die Bücher nach Maßgabe des Inhalts in besondere Kapitel einzutheilen, und hierbei einen gewissen Plan zum Grunde zu legen, ist eine Erfindung neuerer Zeiten. Amarasinha, der Verfasser dieses nach ihm benannten Wörterbuches, war, zufolge einer Tradition, die unter den Bewohnern des nördlichen Indiens allgemein für glaubwürdig anerkannt ist, Minister bei dem Könige Vikramàditya, welcher sieben und funfzig Jahre vor Christi Geburt starb. Man lese hierüber die Asiatick Researches, T. I. S. 160, und T. II. S. 123. Jones, Davis, Hastings, Anquetil du Perron, und andere sachverständige Männer, pflichten dieser Behauptung bei, und die Brahmanen sind so sehr von dem hohen Alterthume dieses Buches überzeugt, daß sie sich desselben als eines Probiersteins bedienen, die Echtheit der Samscredamischen Aus-

drücke, welche in andern Schriften vorkommen, durch dessen Beihülfe zu erforschen.

Siebentes Kapitel.

Religion und Gottheiten der Indier.

Das allerhöchste, unendliche, ewige, unermeßliche, nothwendige, durch sich selbst bestehende Wesen, heißt in der Samscredam-Sprache Parabrahma, Tatva, Paramèshvara, Svayambhu, Paràbara. Parabrahma bedeutet die höchste Weisheit, das allerweiseste Wesen; Tatva, das Wesen, welches durch sich selbst besteht; Paramèshvara, der Allerhöchste (von Parama, der Höchste, und Ishrara, Herr, welche beide Wörter durch eine Elision zusammengezogen und in Eins verwandelt werden); Svayambhu, ein Wesen, das von und für sich selbst existirt (denn Svaya heißt auf Samscredamisch: von sich selbst, und bhu, bestehend); Paràbara, das allervortrefflichste, über alles erhabene Wesen. Alle diese Ausdrücke, welche Theils aus der brahmanischen Grammatik, Theils aus den Indischen Wörterbüchern gezogen sind, geben deutlich zu erkennen, daß die Indier an den einzigen wahren Gott glauben, der den Grund seiner Existenz in sich selbst hat, und von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt. In dem Indischen Buche Mahabhárada werden ihm folgende Benennungen beigelegt: Canmaszа vináshana, der, dem es nicht möglich ist, seine Reinheit zu verlieren; der Unbefleckte, der nie sündigt. Karmasákshi, der Zeuge aller menschlichen Handlungen. Genmanáshádihina, der, welcher nie weder sein Wesen noch sein Daseyn verliert. Nirmala, der Unbefleckte. Nirmádiguelkoru dharmanáyaga, der wohlthätige Herr, oder das Grundprincip alles dessen, was rein ist. Deswegen sagt Pater Joseph von Carignan, der zu Bettia als Missionar angestellt war und dem dortigen Könige ein Buch

in Indostanischer Sprache zueignete: „Ihr Heiden schreibt in eurer Puràna (Geschichte der ältern Zeiten), und ein Theil eurer Weisen lehrt, daß ein Gott existirt, welcher allmächtig, unkörperlich, und ein purer Geist ist." Hätte er es wohl ungestraft wagen dürfen, im Beiseyn der Brahmanen, und noch überdies gegen einen König, diese Sprache zu führen, wenn er nicht seiner Sache gewiß gewesen wäre? Niebuhr, Pallot de Saint Lubin, und Andere, haben hinlänglich bewiesen, daß sehr viele Indier die reinsten Begriffe von der Gottheit haben. Eines Tages fragte ich einen ganz rohen Malabarischen Heiden, wie groß wohl seiner Meinung nach der liebe Gott sey. Er antwortete: Saptaságaram eluranda lògavuun onnu ciuttia vàsughi Sarpamàya avene pidicia caratina ábharatinál ettarudáde oru Mey. Auf Deutsch: „Gott ist so groß, daß die Schlange Vásughi, welche die sieben Meere und die vierzehn Welten umgiebt, noch viel zu klein seyn würde, wenn er sich derselben bedienen wollte, sie statt eines Ringes an einen seiner Finger zu stecken". Man sieht, daß dieser Heide sich eine sehr erhabene Vorstellung von Gott machte, ob er sie gleich auf eine figürliche Art ausdrückte. Freilich giebt es auch Menschen in Indien, die so verblendet und dumm sind, daß sie glauben, die Gottheit sey ein Wesen, das aus mehrern Theilen bestehe, und folglich die Sonne, die Luft, das Wasser, oder wohl gar den Reiß, welcher ihnen zur Nahrung dient, als ihren Gott verehren. Wo ist aber wohl irgend ein Land auf der Erde, in welchem es nicht Thoren giebt?

Ueber die Art und Weise, wie Gott das Weltall hervor gebracht habe, und noch jetzt in dessen Regierung zu Werke gehe, sind die Meinungen der Indier getheilt. Sie lassen sich jedoch auf folgende Grundlehren reduciren.

1) Einige Indier glauben, Gott habe zu allererst die Göttin Bhavàni, d. i. die alles erzeugende Natur, hervorgebracht. Diese hätte drei Götter, Nahmens Brahma, Vishnu und Shiva, geboren, sich sodann in drei

Mädchen verwandelt, und diese ihre eigenen Söhne geheirathet. Dem ersten sey das Geschäft übertragen, alles, was die Welt bedürfe, hervorzubringen; dem zweiten, es zu erhalten; und dem dritten, dies alles, so bald es nicht mehr nöthig seyn werde, wieder zu vernichten. Leben, Wachsthum und Tod, oder Zeugung, Erhaltung und Zerstörung, nehmen wir ja im Reiche der Natur überall wahr. Die vorerwähnte Göttin Bhavani, welche die alles erzeugende Natur vorstellt, ist, nach den Lehrsätzen der Brahmanen, unter allen Gottheiten diejenige, der nächst dem höchsten Wesen die größte Ehrfurcht gebührt.

2) Andere behaupten: Vishnu, der Geist Gottes (denn dies bedeutet die Benennung Pranen, die demselben im Buche Mahabhàrada ausdrücklich beigelegt wird) habe von Anbeginn alles aus Wasser erschaffen, und aus seinem Nabel sey dann Brahma, Shiva, und die ganze Schaar aller andern Götter hervorgegangen.

3) Noch Andere sind der Meinung, der Gott Parabrahma habe zuerst die Elemente erschaffen; diese wären in einem Motta, d. i. in einem Ei, verschlossen gewesen; das Ei sey zersprungen, und zwar so, daß die obern Bruchstücke sieben gleiche Theile, und die untern ebenfalls sieben gleiche Theile ausgemacht hätten; hieraus wären dann die sieben obern und die sieben untern Welten entstanden, so daß sie derselben vierzehn zählen. Als nun der oberste Gott, Parabrahma, die Elemente und alle diese Welten erschaffen hatte, erschien er auf dem Goldberge Meru, ließ daselbst die andern Götter vor sich kommen, und übertrug dem Brahma das Geschäft, die Schöpfung fortzusetzen, dem Vishnu, sie zu erhalten, und dem Shiva, alle in der Welt befindliche Dinge wieder zu vernichten.

Auf diesen drei verschiedenen Systemen beruhet die ganze Gottesgelahrtheit der Brahmanen. Sie sind im Mahabharada, im Bhavagavada, Aadiparva und andern Indischen Handschriften enthalten. Umständliche

Nachrichten hierüber findet man Theils in meinem Systema Brahmanicum, Theils in meinen Erläuterungen der Indischen Handschriften, welche sich im Borgianischen Museum befinden. Aus allen diesen Systemen folgt unwidersprechlich: 1) daß die Indier glauben, Gott habe das Weltall erschaffen, ob sie gleich in ihren Begriffen, wie und auf welche Art dasselbe hervorgebracht worden sey, nicht mit einander übereinkommen; 2) daß sie weder Atheisten noch Materialisten sind, weil sie an die Existenz eines höchsten Wesens glauben, das durch sich selbst besteht, alles hervorgebracht hat, und der Urheber des Universums ist; 3) daß sie auch keine Manichäer sind, indem sie als bekannt annehmen, daß der einzige wahre Gott über alles erhaben, und von jedem andern Wesen ganz unabhängig sey. Ihrer Meinung nach, ist er ewig, einzig in seiner Art, und der alleinige Erschaffer der Welt.

Dem ersten System zufolge, soll Gott vor dem Anfang aller Kreatur eine Weibsperson erschaffen haben. Wer war aber diese Weibsperson? Aus den Namen, die ihr von den Brahmanen beigelegt werden, ergiebt sich, daß sie darunter die Natur verstehen, welche sie unter der Gestalt eines Weibes personificirt haben. Auf Samscredamisch heißt sie Paramèshvarì, die höchste Frau; Ishi oder Ishani, die Frau; Bhavanì, die Erschafferin, die allen Dingen ihr Daseyn giebt; Aadicumari, die erste Jungfrau, das erste Mädchen; Manassa, der Wille des Herrn; Shakti, die Stärke, die Kraft; u. s. w. Pater Joseph von Carignan und Pater Marcus a Tumba versichern, die Indier verständen darunter den Willen Gottes, der in weiblicher Form von ihm ausgeflossen sey, um die Erschaffung der Welt anzufangen. Nach der Lehre der Brahmanen verändert und verwandelt sich diese Göttin Bhavani in tausenderlei Gestalten, und erscheint bald als Mann, bald als Weib. In Tibet wird sie Lhama-

ciupral, in Nepal Mayadevi, in Bengalen Ishani genannt, und überall verehrt man sie, wie Sir William Jones sehr richtig bemerkt, als die Göttin der Natur. Einige unwissende Indier glauben, sie sey die Gattin des höchsten Gottes; andere halten sie für das Weib des Sura oder Suraya, d. i. der Sonne. Auf einigen Indischen Gemählden und Denkmählern wird sie mit einer Schnur um den Hals abgebildet, woran eine Menge Hirnschedel hangen, zum Zeichen, daß sie über Leben und Tod zu gebieten habe, alles hervorbringe und wieder zerstöre. Aus ihrem Menstruum, welches sie auf die Erde fallen ließ, entstanden die Blumen und alle andern erschaffenen Dinge. Die übrigen Gottheiten der Indier haben ihr sämmtlich das Daseyn zu danken. Deswegen mahlen die Heiden sowohl ihnen, als sich selbst, das Yoni oder Medhra (weibliche Zeugungsglied) auf die Stirn, welches durch zwei weiße Seitenstriche angedeutet wird, in deren Mitte sich ein rother befindet. Der Fabeln, welche die Indier, Tibetaner und Sineser von dieser Göttin zu erzählen wissen, sind so viele, daß es nicht möglich seyn würde, sie alle anzuführen. Ihr zu Ehren wird unter andern eine nächtliche Feierlichkeit angestellt, die aber so schändlich ist, daß die Ehrbarkeit es nicht erlaubt, sie zu beschreiben. Alles, was sich davon sagen läßt, ist dies, daß in dieser Versammlung eine ganz nackte Weibsperson erscheint, und daß die weiblichen Schamtheile nicht nur mit Blumen bestreuet, sondern sogar angebetet werden. Dies Opferfest wird auf Samscredamisch, Malabarisch und Tamulisch Shaktipùgia genannt, d. i. das Fest der Göttin Shakti, der Natura, die alles hervorgebracht hat, der Mutter aller Dinge.

Diese Göttin gebar drei Söhne, nehmlich den Brahma, Vishnu und Shiva, welcher letztere auch Mahadèva genannt wird. Der erste erschafft, der zweite erhält, der dritte vernichtet alles. Diese drei verschiedenen Wirkungen heißen auf Samscredamisch Srshti, Stidi, Sam-

hara, d. i. Schöpfung, Erhaltung, Vernichtung. Jene drei Götter sind die Symbole der drei Elemente, Erde, Wasser und Feuer. Die Erde bringt alle irdische Dinge hervor; das Wasser befördert ihren Wachsthum und erhält sie; durch das Feuer werden sie wieder zerstört. Deswegen sagen die Malabaren und Tamuler, Brahma habe die Natur des Bhu oder Bhumi (der Erde); Vishnu die Natur des Apu oder Gelam (des Wassers), und Shiva die Natur des Aghni (des Feuers). Alle drei tragen das Zeichen des Yoni auf ihrer Stirn, um dadurch anzudeuten, daß sie von der Bhagavani geboren wurden, folglich erschaffene Wesen sind, die Elemente vorstellen, und alles das, wozu das Menstruum ihrer Mutter den Urstoff darbot, erschaffen, erhalten, und wieder zerstören. Brahma wird als ein Mann mit vier Gesichtern dargestellt, weil die Welt aus vier Theilen besteht. Er reitet auf einem Schwan, weil die Erde auf dem Wasser schwimmt. Vishnu liegt auf einem Blatte der Seeblume (Nymphaea), dem Symbol des Wassers. Shiva hält einen Blitzstrahl in der Hand, um dadurch anzudeuten, daß er das Feuer vorstellt. Man darf nur einen Blick auf die Abbildung dieser Götter werfen, um sogleich die darunter verborgene Allegorie zu enträthseln. Sie verändern und verwandeln sich in Manns- und Weibes-Gestalt, und spielen ihre Rolle bald als Gatten, bald als Kinder, bald als Brüder der Göttin Bhagavani; so wie die Juno der Römer als Gattin, Mutter und Schwester des Jupiter vorgestellt wurde. Zwar sind sie von einander verschieden, machen aber zusammen die monströse Dreieinigkeit, den Trimurti der Indier aus, die in einen Baumstamm eingeschlossen ist, und nicht getrennt werden kann. Auf diese Art sind sie in dem uralten Tempel der Insel Elephantis abgebildet, von welchem Niebuhr im zweiten Theile seiner Reisebeschreibung eine Zeichnung geliefert hat. Tri bedeutet drei, Murti einen Körper; Punya Murti, ein heiliger Körper; Vishnu

Murti, der Körper, oder das Götzenbild des Vishnu. Das Wort Trimurti bezeichnet also nicht drei Götter, oder drei besondere Mächte, sondern drei sichtbare Körper, die von der Göttin Bhavani hervorgebracht worden, und mit einander in einem einzigen Baumstamme vereinigt sind. In dieser Bedeutung kommt dieses Wort sowohl im Mahabhàrada und Sambhava, als auch in den Wörterbüchern des Pater Hanxleden und des Herrn Pimentel vor. Diese drei Götter befanden sich in dem Ei, welches Paramèshvara schuf, und werden am Ende der Welt, dem Buche Ci;anbròdeya zufolge, mit Tode abgehen. Man sehe hierüber meine Samscredamische Grammatik S. 175 nach.

Das Wort Brahma bedeutet in der Samscredam-Sprache sowohl die Wissenschaft der Gesetze, als auch, wie Pater Hanxleden in seinem Wörterbuche sagt, den Gott Brahma, den Erschaffer, der (nach der Lehre der Vishnuviten) aus der Nymphäa hervorging, die dem Nabel des Vishnu entsproß. Als Schöpfer wird er mit Recht die Wissenschaft der Gesetze genannt, weil er die ganze Schöpfung nach den Gesetzen der Natur ordnete. Der Veda, welchen er in der Hand hält, ist nichts anderes als das Buch der Natur, worin er die Anweisung fand, alles nach den Gesetzen der Nothwendigkeit, nach Maaß und Gewicht zu ordnen. Bisweilen wird er als ein Mensch abgebildet, der in einem Ei sitzt, und aus diesem Ei alles Uebrige erschafft.

Die Frau des Brahma ist die Sarasvadi, die Göttin der Sprachlehre, der Dichtkunst und Musik. Im Buche Amarasinha wird sie Brahmi genannt, die Göttin der Wissenschaften; Bhàradi, die Göttin der Geschichte; denn die alte Indische Geschichte heißt Bhàrada oder Mahabhàrada, nach dem Nahmen des Königs Bharaden oder Bharada, von welchem die

Indier ein Geschlechtsregister ihrer ältesten Könige herleiten, das aber übrigens fabelhaft ist. Diese Göttin, welcher noch viele andere Nahmen beigelegt werden, bedeutet ganz unfehlbar die Erde, so wie der Vishnu das Symbol des Wassers ist. Sie führt die Aufsicht über alles Gold und Silber, über die Bäume, Früchte, Reißfelder, Pflanzen, Viehheerden, und besonders über das Feuer, welchem sie sowohl in den Wohnungen als auch auf dem Felde Einhalt thut. Sie wird gemeiniglich so abgebildet, daß sie auf einem Blatte der Nymphäa sitzt, oder einen Säugling an der Brust hat, oder die Produkte der Erde aus einem Sack ausspendet. Ihr Symbol ist die Kuh.

Die Frau des Mahadèva, Shiva oder Rudra ist die Göttin Parvadi; das ist, die Beherrscherin der Gebirge. Sie heißt auch Ishàni, die Frau; Gauri, die Gelbe, Glänzende; Gauri, die Weiße; Haimavadi, die Gebieterin über alles, was feucht und kalt ist; Rudràni, die Göttin, welche macht, daß die kreißenden Weiber weinen, und daß die Menschen über das Fieber, die Blattern, die Pest und andere Krankheiten trauern; Sarmangala, die Göttin der Wollust, der Freude, welche das Emporkeimen und den Wachsthum aller irdischen Dinge befördert. Sie wurde dem Shiva, d. i. der Sonne, zum Weibe zugeeignet, weil der Mond von dieser sein Licht empfängt, und in Verbindung mit ihr, wenigstens nach den physikalischen Lehrsätzen der Indier, auf alle irdische Dinge Einfluß hat, und sowohl zu ihrer Zeugung als Zerstörung beiträgt. Ihr Gatte, der Shiva, führt auch noch mehrere andere Nahmen, durch welche seine Eigenschaften und Wirkungen bezeichnet werden. Man nennt ihn z. B. Mahadèva, den großen Gott, Rudra, den Gott, welcher die Menschen durch Krankheiten heimsucht, und sie dadurch zu Thränen zwingt; Isha, den Herrn; Shuli, der, welcher den Dreizack führt, das Symbol der drei Welten, nehmlich des Himmels, der Erde und der Hölle, die alle

drei unter seiner Aufsicht stehen; Shricanda, den Herrn des Lichts; Andagaribu, den Feind der Finsterniß; Vyomaghésha, den Herrn des Firmaments, u. s. w. Alle diese Benennungen beweisen deutlich genug, daß dieser Gott die Sonne vorstellt.

Der Indischen Mythologie zufolge, erzeugten diese beiden Gottheiten, nehmlich Shiva und Parvadi, folgende Kinder: 1) den Gannésha, von welchem schon im Vorhergehenden die Rede gewesen ist; 2) den Kartiguna oder Scanda, den Anführer der himmlischen Heerschaaren; 3) den Hanumán, das Symbol der Luft und des Windes; 4) die Bhagavàdi, deren ebenfalls weiter oben gedacht worden ist.

Nun folgt, der Ordnung nach, unter den Göttern des Himmels der Budha, d. i. der Einsichtsvolle, der Schlaue, der Scharfsinnige. Er soll ein Busenfreund des Shiva seyn, und die Stelle seines Geheimschreibers vertreten. Dies Amt ist ihm von den Indischen Mythologen deswegen ertheilt worden, weil, nach ihrer Voraussetzung, jeder Planet von einem besondern Genius regiert wird, und weil der Budha den Merkur vorstellt, welcher zunächst bei der Sonne steht. Dieser Gott soll eine beträchtliche Anzahl Bücher geschrieben, und die Rechenkunst, die Schreibekunst, Geometrie, Astronomie, kurz alle die Wissenschaften erfunden haben, denen der Kunstfleiß der Menschen ihr Daseyn gab. Die Meinung derer, die ihn für einen wirklichen Schriftsteller, König, oder Gesetzgeber halten, ist lächerlich.

Die übrigen Gottheiten der Indier sind: 1) Indra oder Devendra, der Genius, welcher über den Regen und über die Luft zu gebieten hat; 2) Yama, der Genius, unter dessen Aufsicht die Verstorbenen stehen, der Todesengel, welcher Belohnungen und Strafen austheilt; 3) Aghni, das Feuer, als personificirte Gottheit; 4) Kamadéva, oder Manmatha, der Gott der Wollust, welcher den Verstand verblendet und den Menschen böse Begierden einflößt; 5) Varuna, der Genius, welcher über das Meer,

wie auch über alle Teiche, Seen und Flüsse, zu gebieten hat; 6) Vaishrava, der Aufseher über vergrabene Schätze, und über alle Höhlen und Klüfte, worin Reichthümer verborgen liegen; 7) Vishvacarma, der Aufseher über alle Handwerke und mechanische Künste; 8) Yaksha, gewisse Genien, die im Dienste des schon erwähnten Vaishrava stehen; 9) Gandarva, die Genien, welche im Himmel Musik machen; 10) Kinnara, die Musiker der Göttinnen; 11) Rákshasa, die Nachtgespenster: böse, schadenfrohe Genien, die von der Göttin Addidi erzeugt worden, und den andern Göttern äußerst verhaßt sind. (Mit dieser Benennung werden die Europäer spottweise von den Brahmanen belegt. Merkwürdig ist es, daß die Assyrer und Meder in verschiedenen alten Indischen Büchern mitunter ebenfalls Rakshasa genannt werden. Die Indier schildern sie als wilde, grausame, feindselige Leute, welche jenseits des Berges Imau, oder Himala, wohnen.) 12) Bhuda, mit dem langen u, sind ebenfalls Nachtgeister, die aber im Dienste des Mahadéva stehen; 13) Pishásha, böse Dämonen, Verdammte, Teufel; 14) Apsarastri, Nymphen, die sich Theils im Himmel, Theils auf der Erde aufhalten. Die Indier glauben, daß dergleichen gute und böse Genien überall umhergehen, und sich bisweilen sehen lassen; daher haben sie die Gewohnheit, dieselben zum Essen einzuladen, und ihre Wohnungen zu reinigen, damit sie zum Empfange derselben bereit seyen.

Von obiger Art sind unter andern die Erscheinungen des Vishnu, welcher sich, als Erhalter des Weltalls, den Menschen in neun verschiedenen Gestalten zeigte. In diesen Erscheinungen ist die ganze, sowohl religiöse als profane, Geschichte der Vishnuviten enthalten. Da sie sehr interessant sind, so will ich sie, nebst dem Malabarischen Text, hier einrücken, so wie sie in dem Indischen Buche Mahabhárada beschrieben werden Diese Beschreibung lautet auf folgende Art:

1) Hayagrivane connu Vèdanguel vindu munnam bhayate tirpan Malsya vèszam adhava gèa.

Dein ist der Sieg, o Vishnu, der du den Hayagriva (den Urheber des Bösen) bezwangst, und, in der Absicht, uns von dem ersten (durch die Sündfluth verursachten) Schrecken zu befreien, die Gestalt eines Fisches annahmst, und uns den verloren gegangenen Vèda zurückbrachtest.

2) Kshira ságaram - athanándare munnam adibhàramò dánniduna mandiram uyartuvan ghòramáyoru kùrma vigraham dharicidum kárana murte geá.

Dein ist der Sieg, o Vishnu, der du im Milchmeer, worin die Welt mit ihrer ungeheuern Last versunken und dem Untergange nahe war, die Gestalt einer großen Schildkröte annahmst, ihr wieder emporhalfst, und sie von ihrem augenscheinlichen Verderben rettetest.

3) Dhàtrie rekshiciuden kàdelittadhò Lòga prapticuhhàviciorn Hiranyàccene munnam Potriyàga-vadáram ceidu nigrahiciuden dhàtrie stànatà-Keum yagnànga mùrte geá.

Dein ist der Sieg, o Vishnu, der du die Gestalt eines Ebers annahmst, und in derselben den Hirannya ums Leben brachtest, der durch seine Bosheit die Welt aus ihrem Gleichgewichte hob und ins Verderben stürzte, die du aber durch deine Weisheit gerettet und wieder in ihrem Mittelpunkte befestigt hast *).

4) Hiranyà Kaschipu vamá Asurendrene Kolluvan Narasinha-Karamay ciamagna nalhá geá.

Dein

*) Diese drei Erscheinungen vertreten offenbar die Stelle einer mystischen Hülle, hinter welcher die Indischen Philosophen die Geschichte der Sündfluth und des Falls der bösen Engel verborgen haben. Jene ward von allen alten Völkerschaften geglaubt; und in Betreff der letztern hat das Buch Mahábhárada folgende merkwürdige Stelle: Asuranguel deivatnam codiciaver; d. i. die Asuri, oder die bösen Engel, trachteten mit der größten Begierde nach der Vergötterung. Diese Stelle steht S. 13 in dem Exemplare, welches ich von dem erwähnten Buche in Händen habe. Man vergleiche damit mein Systema Brahmanicum S. 279 ff. A. d. V.

Dein ist der Sieg, o Vishnu, der du die Halbgestalt eines Löwen und eines Menschen annahmst, um den Hirannya, den Heerführer der bösen Dämonen, der mit aller Gewalt angebetet seyn wollte, zu tödten.

5) Didigià - adhibenaya Bálie ciadipadina Didinnadidi Sudanaya Vàmana múrte geá.

Dein ist der Sieg, o Vishnu, der du die Gestalt eines Zwerges annahmst, und dich für einen Sohn der Göttin Didi ausgabst, um den König Bali, den Fürsten unter den Söhnen der Göttin Didi, zu täuschen, und ihn zu bestrafen *).

6) Dharanni Suragena dvèshiguel áyundáya dharanni Pàlemnáre giama daghni genáya irivattoru tude vadhiciu tábam tirkum Parashuràma murte parápalaya geá.

Dein ist der Sieg, o Vishnu, der du die Gestalt eines Helden annahmst, welcher sich Parashuràma nannte; dein, du Erhalter der Welt, der du ein und zwanzig von jenen Königen, die sich gegen die Götter des Himmels empörten, ums Leben brachtest, und die Erde von dieser drückenden Last befreitest.

7) Pankti kanane connu munnam àbatu tirpàn Panktisyandana sudenàya Rágghava geá.

*) Die Göttin Adidi, oder Didi, ist die Mutter der bösen Dämonen, die auf Samscredamisch Asuri genannt werden und den Göttern außerordentlich gram sind. Man lese hierüber das Wörterbuch des Pater Hanxleden unter dem Artikel Adidi und Asuri nach. Bali, welcher unter diesen Asuri die meiste Bosheit und den unerträglichsten Stolz besaß, machte es sich zum immerwährenden Geschäft, die Götter und Menschen zu plagen. Vishnu nahm also die Gestalt eines Zwerges an, überwand ihn, und bestrafte ihn, wie er es verdient hatte. Andere Schriftsteller halten obige Erscheinungen für eine Allegorie auf die Geschichte des ersten Königs der Assyrer, Namens Bel, oder Belus, der 1322 Jahre vor Christi Geburt zu Babylon regierte, und sich als eine Gottheit verehren ließ. Sonach wären hier unter den Asuri die Assyrer zu verstehen. Der Verfasser des schon öfters erwähnten Majabhárada erzählt, der Báli oder Mahábáli, d. i. Báli der Große, habe hundert Söhne gehabt, unter welchen Bánnen der Erstgeborne gewesen sey. A. d. P.

Dein ist der Sieg, o Vishnu, der du unter dem Nahmen Rágghava, vom Geschlecht des Königs Ragghu, als Mensch geboren wurdest, den Panktikana (den Riesen Rávana) umbrachtest, und die Welt von dieser Plage befreitest.

8) Annanni vanna mundàya . . . . . Madhura puri tannil Vàsudèva-àtmagenày Dèvaguì taneyanay vannu Ngiàn genicidum bhumiyil pirrakennam Dèvaguelòda-aruli ceidu satya lògavum pukidinàr . . . . Krshnenày pirranidu ingane gegan-nàlhen Vishnu bhaktenmaroke sèviciar-anandiciàr.

Diese Erscheinungen des Vishnu waren nun also vorüber . . . . . Jetzt erschien er in der Gestalt eines Kindes, das vom Vasudèva (so hieß der Vater) und von der Devaguì (dies ist der Nahme seiner Mutter) gezeugt ward, und erfüllte dadurch die Bitten der Götter, die, als sie hiervon benachrichtigt wurden, sich insgesammt in den Himmel erhoben . . . . Er ward in der Gestalt des Krshna geboren; und so wird Vishnu, der Herr der Welt, von allen Frommen bis auf den heutigen Tag verehrt und angebetet.

9) Die neunte Erscheinung des Vishnu geschah in der Person des Budha, des aufmerksamen, schlauen, wachsamen Gottes, der die guten und bösen Handlungen der Menschen beobachtet, um sie dereinst, wenn die zehnte Erscheinung eben dieses Vishnu erfolgen wird, zu belohnen oder zu bestrafen. Dusdhere Shikshikeyum shishtere rekshikeyum, sagt das Mahabharada; d. i. er wird die Bösen bestrafen und die Guten belohnen.

Dies wären denn die neun Erscheinungen des Vishnu, so wie ich sie in beiden Malabarischen Handschriften des Mahabharada aufgezeichnet fand. Die eine ist auf Palmblätter, die andere aber auf Papier geschrieben, und beide stimmen sowohl in Ansehung der Worte als der Accente vollkommen mit einander überein. Ich weiß zwar wohl, daß

in dieser Rücksicht verschiedene Abweichungen Statt finden, die man unter andern aus dem zweiten Bande der Asiatick Researches S. 24 ff. ersehen kann; mich dünkt aber, es sey immer besser, sich an die Indischen Originalschriften zu halten, als sich auf die ausgeschmückten Erzählungen unvorsichtiger Reisenden zu verlassen.

Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist ein Glaubensartikel, der sowohl von den Philosophen als auch von dem gemeinen Volke in Indien allgemein als wahr anerkannt wird. Der Peguanische Philosoph Dhermaragia Guru erklärt sich hierüber in seinem kurzen Inbegriff der Barmanischen Gesetze *) folgendermaßen: „Diejenigen, welche die Gottheit, ihr Gesetz, und ihre „Priester in Ehren halten, werden dereinst das Schicksal „aller Guten haben. Denn es verhält sich sowohl mit den „verdienstlichen als den unverdienstlichen Handlungen alles „dessen was lebt, wie mit dem Schatten unseres Körpers, „welcher sich nie von ihm trennt, sondern ihm überall nach„folgt. Unter allen belebten Geschöpfen giebt es sowohl „gute, als böse. Aus dem Menschen wird entweder ein „Nat (Dämon) oder ein Thier. Die Seele des Thiers „fährt entweder in einen Menschen, oder in einen Nat. „Der Nat wird entweder Thier, oder Mensch. Kurz „alle die, welche sich noch nicht das Verdienst erworben ha„ben, daß sie in den Niban (die Wohnungen der Seli„gen) aufgenommen werden können, steigen wechselsweise „bald aufwärts bald abwärts.“ Dieser Uebergang der Seele aus einem Körper in den andern, heißt Punar genana. Der Körper, worin die Seele gereinigt und geläutert wird, ist Yadana Dèha, der Körper der Qual. Einer, der völlig gereinigt, verklärt und selig ist, wird Punnyadeha genannt. Die Tugenden und Verdienste sind entweder Ukrsha, große Verdienste; oder Mad-

*) Dies Manuskript wird im Borgianischen Museum aufbewahrt.

hyama, mittelmäßige; oder Samânya, ganz geringfügige und alltägliche. Auf gleiche Art werden auch die Sünden eingetheilt; und nach Verhältniß dieser Stufenfolge hat die Seele mehr oder weniger Qual zu erdulden. Dieser Metempsychose sind sogar die Götter, d. i. die Dämonen, unterworfen. Daher geschah es, daß Budha 999 mal, Vishnu zehnmal, und Shiva, wie auch die Bhavàni, unzähligemal aus einem Körper in den andern wandern mußten. Es erhellet von selbst, daß man dergleichen Seelenwanderungen oder Erscheinungen eigentlich nicht als eine wiederholte Menschwerdung betrachten kann; deswegen pflegten sich auch die Griechen nie des Ausdrucks zu bedienen: die Seele des Zoroaster, der Semiramis, oder des Pythagoras, sey wieder Mensch geworden; sondern sie sagten anstatt dessen: sie sey in einen andern Körper gefahren. Wenn die Seele ihre vollkommene Reinheit erlangt hat, dann ist sie, nach der Lehre der Indier, fähig und geschickt, der fünf Grade der ewigen Freude und Seligkeit theilhaftig zu werden. Diese sind: 1) Sànitya, die Gegenwart Gottes; 2) Sàmipya, die Annäherung zu Gott; 3) Sàyugia, die Vereinigung mit Gott; 4) Sàlocya, das selige Anschauen Gottes; 5) Sàrubya, das Theilhaftigwerden des göttlichen Wesens. Dies sind die fünf Grade der Glückseligkeit, welche die Seligen im Niba, Mukti oder Mokſha (denn so wird die ewige Herrlichkeit auf Samscredamisch genannt) genießen. Die Verdammten hingegen haben im Naraga (der Hölle) die allerentsetzlichsten Qualen auszustehen. Dort erwartet die Preda, oder Naragagendu, d. i. die Seelen der Verdammten 1) Tabana, Schmerz; 2) Apìci, innere Angst; 3) Samhàra, Abthuung und Strafe der Sünden; 4) Kàlasùtra, eine außerordentlich lange Zeit, die nicht eher zu Ende geht, als bis alle Sünden völlig abgebüßt sind; 5) Tipravèdana, Martern, die durch das Feuer bewirkt werden; 6) Pidha, eine fürchterliche Bos-

heit und Erbitterung im Gemüthe. Die Aufsicht über die Verdammten führt der Yàma, d. i. der Gott, welcher immer wachsam ist; oder Shràdhadèva, der Gott der Thränen und des Wehklagens. Die fünf vornehmsten Orte, wo die guten Werke belohnt werden, sind: 1) Niba, oder Mòksha, der wahre Aufenthalt der Seligen, im obersten Himmel, wo Parabrahma, der Gott der Götter, seinen Sitz hat; 2) Brahmalòga, der Himmel des Gottes Brahma, zu welchem diejenigen emporsteigen, welche sich dem Dienste dieses Gottes vorzüglich widmeten; 3) Caylàsa, der Himmel des Shiva oder Mahadèva, wohin dessen Anhänger gelangen; 4) Vaicunda, der Himmel des Vishnu, der besonders für die Verehrer dieses Gottes bestimmt ist; 5) Indraloga, oder Suargga, der Himmel des Dèvendra. Dieser befindet sich in der Luft, und ist folglich unter allen der niedrigste. Dort werden alle diejenigen aufgenommen, welche sich auf Erden dem Dienste irgend einer Gottheit gewidmet hatten. Der Mòksha oder Niba, ist unter allen diesen Himmeln der einzige, aus welchem die Seelen nicht wieder auf die Erde herabzusteigen brauchen; denn sie sind bereits ganz verklärt und zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gelangt. Aus allen übrigen werden sie von Zeit zu Zeit wieder heruntergeschickt, und fahren nachher wieder zu denselben hinauf, je nachdem ihr vorhergehender Lebenswandel verdienstlich oder strafbar gewesen ist. Die Seelen wandern nicht selten auch in thierische Körper; daher das Verbot Thiere zu tödten.

Achtes Kapitel.

Hieroglyphische Unterscheidungszeichen der Indier.

Es gehört mit zu dem Aberglauben und zu den Religionsgebräuchen der Indier, daß sie sich gewisse hieroglyphische Zeichen auf die Stirn oder auf die Brust mahlen, wodurch sie entweder ihre besondere Verehrung einer gewissen Gottheit, oder ihre Anhänglichkeit für eine gewisse philosophische Sekte an den Tag legen. Wer den geheimen Sinn dieser Unterscheidungszeichen versteht, der kann, wenn er irgend einen Indischen Heiden erblickt, sogleich errathen, zu welcher Religion oder Schule sich derselbe bekennt. Es wird daher dem Leser hoffentlich nicht unangenehm seyn, sie auf dem beigefügten Kupfer abgebildet und hier erklärt zu sehen.

I. Trishula, der Dreizack, welchen der Shiva, Rudra, oder Mahadèva, in der Hand hält, und welcher ein Symbol seiner Macht über Himmel, Erde und Hölle ist. Deswegen nennen ihn die Indier Shuli, den Dreizackträger. Auch wird ihm der Nahme Tripurandaga beigelegt, d. i. der Gott, welcher die drei Welten durchdringt und regiert. Das Symbol dieser drei Welten sind drei Berge, Tripura genannt.

II. Dies Zeichen heißt Shula, und soll ebenfalls den Dreizack vorstellen. Die Shivaniten mahlen sich dasselbe, wie auch das obige, mit weißer Erde sowohl auf die Stirn als auf die Brust. Einige nennen es Tirunama, d. i. den allerheiligsten Nahmen Gottes.

III. Ciakshu, oder Trkanna, das heilige Auge des Shiva. Dieser Gott hat deren drei, und das eine, womit er alles wahrnimmt, steht mitten auf seiner Stirn. Deswegen wird er auch Trilocèna, der dreiäugige Gott,

genannt *). Die Shivaniten mahlen sich dies Auge auf die Stirn.

IV. Aghni oder Ti, das Feuer, welches die Shivaniten als ein Symbol des Shiva oder der Sonne verehren. Sie tragen dies Zeichen sowohl auf der Stirn, als auf der Brust. Die pyramidenförmigen Tempel der Indier bedeuten, daß sie der Sonne oder dem Feuer gewidmet sind.

V. Tirumanna, die heilige Erde. Dies Zeichen wird mit gelber, rother, oder weißer Erde, sowohl auf die Stirn als auf die Brust gemahlt, und zu Jagarnat, am Ganges, Caveri, zu Cangipuram, und überhaupt an jedem heiligen Orte, getragen. Die Seitenstriche sind weiß oder gelb, der mittlere aber ist allemal roth. Dies Zeichen bedeutet die Meddhra, d. i. die Gebärmutter der Bhavàni, von welcher alles, was ist, erzeugt wurde. Die Shivaniten und Vishnuviten pflegen sich dessen sehr häufig zu bedienen.

VI. Tripundara, d. i. der Zierath von drei Streifen. Sie werden mit Sandelholz und Asche gemahlt, und bedeuten die Bhavani (die Göttin der Natur), nebst ihren drei Söhnen, dem Brahma, Vishnu und Shiva, Erde, Wasser und Feuer. Einige sind der Meinung, dies Zeichen stelle eigentlich den Vishnu vor, wie er zur Zeit der Schöpfung auf dem Wasser schwamm.

VII. Das Tripundara mit dem Puttu. Es hat eben die Bedeutung wie das vorhergehende, und wird mit

*) Die gewöhnlichen Gebetsformeln, welche die Indier an den Shiva richten, sind diese: Shiva, Shivaya namà, d. i. Shiva, Shiva, dir sey Anbetung! Ingleichen: Marà-yana namà, d. i., dir, o Vishnu, (oder Narayàna) sey Anbetung. Ueberhaupt werden jedem Gott, wie ich bereits gezeigt habe, besondere Nahmen beigelegt, wodurch seine Wirkungen oder Eigenschaften ausgedrückt werden. Diese Nahmen sagen die Indier allemal bei ihren Andachtsübungen nach der Reihe her, und so oft sie einen derselben aussprechen, lassen sie an ihrem Rosenkranze ein Kügelchen fallen.
A. d. V.

Asche gemacht. Diese beiden Zeichen sind unter den Indiern sehr gewöhnlich.

VIII. Der Lingam oder Phallus des Shiva: ein Symbol der Zeugungskraft der Sonne. Einige tragen ihn am Halse; Andere mahlen ihn auf den Arm, noch Andere auf die Stirn.

IX. Pàdiciandra, der halbe Mond, welcher mit gelber Farbe an die Stirn gemahlt wird. Er ist ein Zeichen der Shivaniten, welche die Sonne und den Mond anbeten, und das Symbol für die Ishàni und Parvadi, die Beherrscherin der Gebirge, das Bergweib, d. i. den Mond.

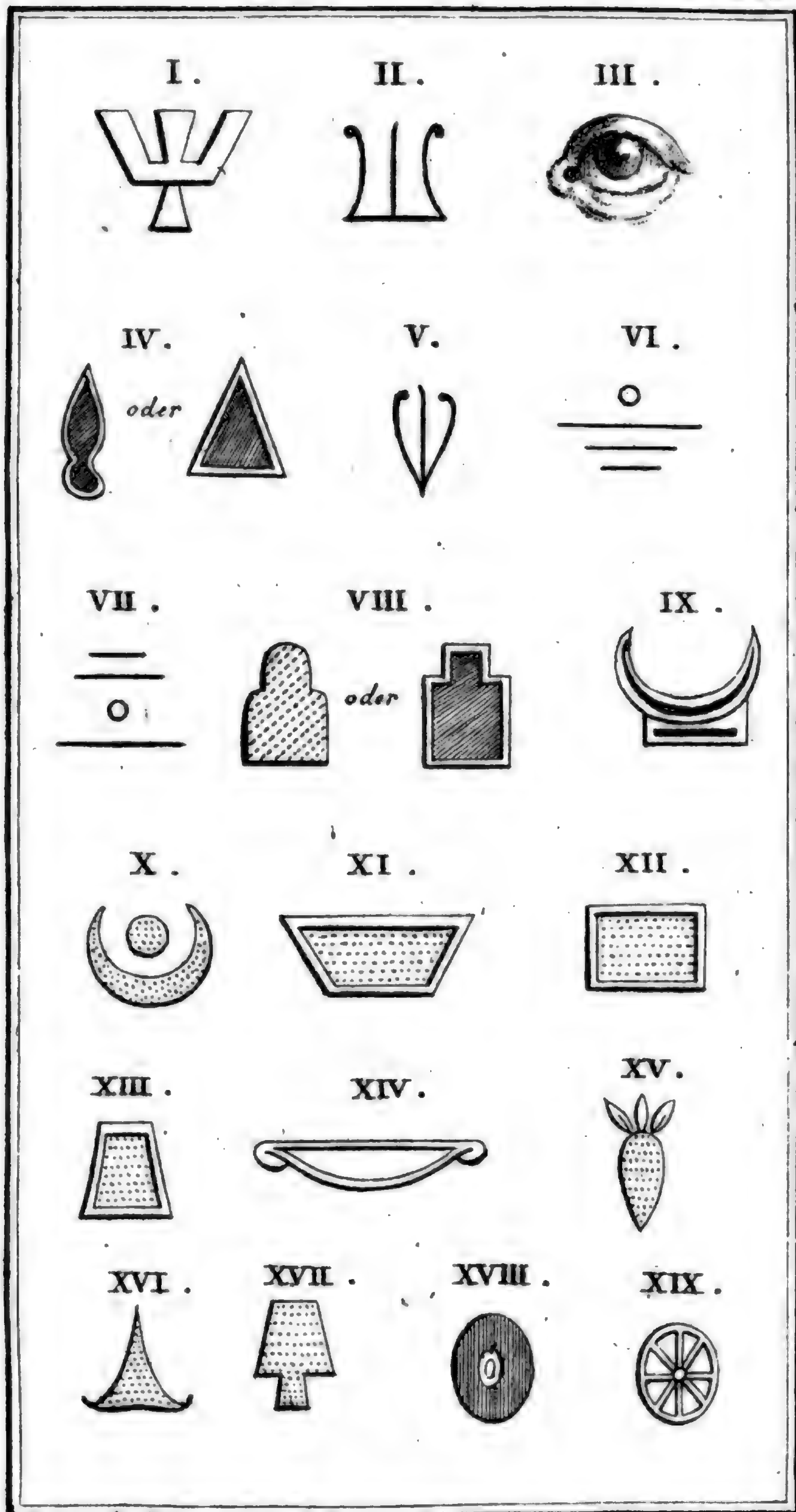
X. Pàdiciandra mit dem Puttu; welches dieselbe Bedeutung hat.

XI. Pattavardhana, d. i. der Zuwachs, das Gedeihen. Dies Zeichen ist der Zierath des Priesterstandes, und wird mit gelber Farbe gemahlt. Es soll die viereckige Grube vorstellen, worin das Homa oder Yaga verbrannt wird.

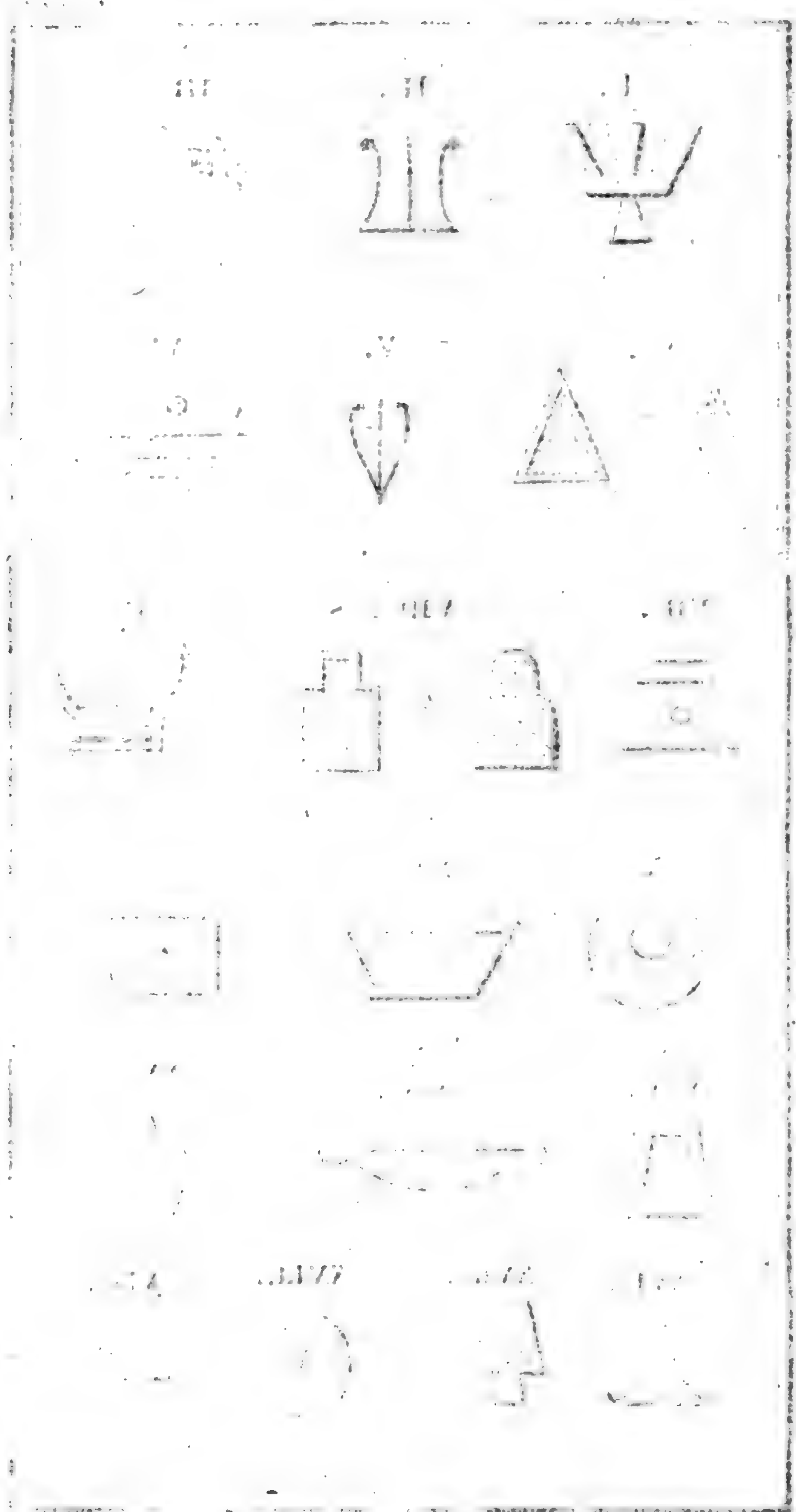
XII. Vidavardhana, der Segen, das Hausglück: ein Zeichen, welches mit Kuhmist, dem Symbol des Ueberflusses, gemacht wird. Die Vishnuviten, d. i. die Anbeter des Wassers und der Erde, pflegen sich desselben vorzüglich zu bedienen.

XIII. Göbura, der Thurm. Ebenfalls ein Zeichen, welches mit gelber Farbe gemahlt wird. Es ist der Ishi oder Lakshmi gewidmet, und bezieht sich hauptsächlich auf das Gedeihen der Viehheerden. Die erwähnte Göttin trägt einen solchen Thurm auf dem Haupte, wie ehedem die Cybele.

XIV. Villa, der Bogen. Er ist dem Shriràma d. i. dem jungen Bacchus (dem Symbol der Sonne) gewidmet, welcher damit den König der Nacht, den Anführer der Ungeheuer und Riesen, Nahmens Ràvana, bekämpfte. Er soll, der Tradition zufolge, ein König in Ceilan gewesen seyn, ist aber eigentlich der Pluto der Indier.



Zu Fra Paolino's Reise nach Ost-Indien.



XV. Tamara ila, oder Padma ila, der Blumenkelch, nebst einem Blatte der Nymphäa. Es wird mit gelber Farbe gemahlt, für welche die Indier eine besondere Vorliebe haben, und bedeutet das Wasser, woraus durch die Mitwirkung der Sonne alles erschaffen wurde, und noch jetzt entsteht.

XVI. Munghi-ila, ein einzelnes Blatt der Nymphäa, welches in verkehrter Lage unter Wasser steckt. Es ist ebenfalls, wie das vorhergehende, ein Zeichen der Vishnuviten, und hat dieselbe Bedeutung.

XVII. Tamaramotta, die Zwiebel der Nymphäa; wird mit gelber Farbe gemahlt, und bedeutet eben dasselbe.

XVIII. Puttu, d. i. das Farbezeichen. Es ist entweder roth, oder weiß, oder schwarz. In der Mitte ist ein rohes Reißkorn befindlich, welches der Lakshmi, der Göttin der Feldfrüchte und besonders des Getreides, gewidmet ist.

XIX. Ciacra, das Rad des Vishnu, welches er immer herumdreht, und wodurch er die Welt regiert. Die Vishnuviten legen demselben eine Menge wunderbarer Kräfte und Eigenschaften bei. Die ältesten Indischen Könige bedienten sich dieses Rades anstatt des Zepters, und wurden daher Ciacravartti genannt; d. i. Leute, welche das Rad regieren. Die Tibetaner haben diesen uralten Gebrauch bis auf den heutigen Tag beibehalten, und tragen bei ihren öffentlichen Processionen, Festen und andern Feierlichkeiten, ein Rad mit herum. Dies Zeichen charakterisirt besonders die Vishnuviten. Einige halten es für ein Symbol der Sonne, und ich stimme ihnen bei, weil auch diese von den Indiern als die Regiererin des Weltalls verehrt wird.

Diese verschiedenen Gattungen von Zeichen haben in der Samscredam-Sprache sämmtlich ihre allgemeinen Benennungen; z. B. Tilaga, ein Stirnzeichen; Todu-

curi, ein Streifen oder Zeichen, welches dadurch gemacht wird, daß man Farbe berührt; Citraga, ein farbiger Zierath an der Stirn; Pattikira, ein Streifen, der aus Andacht gemacht wird; Vishèszaga, Zeichen, woran man die verschiedenen Arten der Gottesverehrer und der Sekten erkennt. Einige dieser Zeichen werden mit rothem Sandelholz gemahlt, andere mit Cuncama, andere mit Magnel, andere mit Asche von verbranntem Kuhmist, andere mit Reißmehl, andere mit Erde, welche man in der Gegend eines Tempels, eines heiligen Flusses, oder sonst einer der Gottheit geweihten Stätte aufgerafft hat; bisweilen wird auch wohl etwas Asche von verbrannten Menschenkörpern unter diese Erde gemischt. Das Sandelholz, der Saffran und die Asche sind dem Feuer, der Sonne, dem Monde und den Planeten geheiligt; der heiligen Erde hingegen, des Reißes, des Mehls und des verbrannten Kuhmistes bedient man sich zu Ehren der Lakshmi und ihres Gatten, des Vishnu *).

Neuntes Kapitel.

Eintheilung der Zeit; Festtage; Kalender der Indier.

Die Indier rechnen Theils nach Sonnenjahren, Theils nach Mondjahren. Ein Sonnenjahr heißt Sura, oder

*) Wenn die Heiden sich während ihrer Abwaschungen dergleichen Zeichen an die Stirn mahlen, sagen sie jederzeit gewisse Gebetsformeln zum Lobe der Gottheit her, welcher ein solches Zeichen gewidmet ist. Bei feierlichen Abwaschungen verrichtet der Priester dies Geschäft, und bemahlt allen denen, welche sich bereits gereinigt haben, mit seinem Finger die Stirn. Bei Privatlustrationen legt sich aber jeder die Farben selbst auf, ohne daß er dabei zu beten braucht. Uebrigens darf sich kein Heide irgend einer gottesdienstlichen Verrichtung unterziehen, ohne sich vorher mit einem der erwähnten Zeichen bemahlt zu haben. A. d. V.

Surya Valsara; ein Mondjahr, Somanda, oder Ciandra Valsara. Ein Surya Valsara hat zwölf Monate, in welchen die Sura oder Surya (die Sonne) den Rashiciacra (Thierkreis) durchläuft. Die Rashi, oder Zeichen des Thierkreises, sind: 1) Mèsza, ein gehörntes Thier, d. i. der Widder. Ihm entspricht der April, Mèsza mòsa genannt. 2) Idava, Vrsha, oder Mahisha, d. i. der Stier. Ihm entspricht der Idavamasa oder Vrshamasa, der Mai. 3) Mithuna, die Zwillinge, ein Paar, oder Mann und Weib, die man auf einem Indisch-Tibetanischen Gemählde abgebildet sieht, welches sich im Borgianischen Museum befindet. Ihm entspricht der Mithunamasa, der Junius. 4) Carkidaga, (und nicht Carcata, wie Sir William Jones ihn sehr unrichtig nennt), der Krebs. Ihm entspricht der Julius. 5) Sinha, der Löwe, welches Thier nicht nur in ältern Zeiten in Indien vorhanden war, sondern auch noch jetzt dort anzutreffen ist, wie Zimmermann in seiner Zoologie mit Recht angemerkt hat. Sinhamasa, die Sonne im Zeichen des Löwen; August. 6) Cani, oder Canya, die Jungfrau; Canimasa, die Sonne im Zeichen der Jungfrau, September. 7) Tula, die Wage; Tulimasa, die Sonne im Zeichen der Wage, Oktober. 8) Vrshvica, der Skorpion; Vrshvicamasa, November. 9) Dhanu, oder Dhanussa, der Bogen (nicht der Schütze); Dhanumasa, December. 10) Magara, oder Macara, der Wallfisch (Souffleur); Magaramàsa, der Januar. 11) Cumbha, ein Wasserkrug, ein Gefäß mit einem engen Halse, das Zeichen des Wassermannes; Cumbhamasa, der Februar. 12) Mina oder Malsya, zwei Fische; Minamasa, der März. Anquetil du Perron glaubt, die Indier hätten diesen Thierkreis von den Arabern angenommen; Bayer und Montucla sind der Meinung, er sey von den Griechen entlehnt;

William Jones aber hält dafür, daß alle Völker der Erde den Thierkreis schon gekannt hätten, ehe sie zerstreut worden wären, und diese Vermuthung scheint mir unter allen die meiste Wahrscheinlichkeit zu haben *).

Die Tage der Woche haben ebenfalls ihre eigenen zweckmäßigen Benennungen, als: 1) Aadityanàl, Suryanàl, oder Suryavàra, der Tag der Sonne (Sonntag). 2) Sòmanàl, Sòmavàra, Tinguelashicia, Tinguelkelami, heißt der Tag des Mondes (Montag). Die drei ersten Benennungen sind Malabarisch, die letztere Tamulisch. 3) Mangalanàl, Ciovanàl, Ciovavàra, Ciovashicia, wird in Malabar der Tag des Mars (Dienstag) genannt. Dieser Mars ist aber kein Krieger, sondern ein Priester und Rathgeber der Sonne. 4) Budhanàl, Budhavàra, Budhanashicia, Budhakelami, der Tag des Merkur (Mittwoch). Unter dem Merkur denken sich die Indier ebenfalls einen Priester und Rathgeber der Sonne. 5) Brhaspadinal, Brhaspadivàra, Vyashicianàl, Vyashakelami, der Tag des Jupiter (Donnerstag). Der Indische Jupiter soll auch ein Priester, und zugleich Dichter seyn. 6) Shukranàl, Shukravàra, Vshnavàra, Velliashicia, Vellikelami, der Tag der Venus (Freitag). Der Genius dieses eben genannten Gestirns ist männlichen Geschlechts, und

*) In einigen uralten Granthamschen oder Samscredamischen Schriften kommen vier verschiedene Arten von Jahren vor. Das eine hat 355, das andere 365, das dritte 360, und das vierte 324 Tage. Außerdem giebt es noch das Jahr des Saturn, oder Shani, welcher seinen Lauf jedesmal in 29 Jahren und sechs Monaten vollendet. Ferner das Jahr des Jupiter, oder Brahaspadi, welches aus 360 Tagen besteht, die in zehn Monate eingetheilt werden. In einigen Indischen Provinzen wird noch jetzt nach dergleichen Jahren gerechnet. Diese mannichfaltige Bestimmung des Planetenlaufs setzt voraus, daß die Brahmanen und Shamanen schon in ältern Zeiten sehr fleißige Beobachter des Himmels waren. Der Kreislauf der Planeten wird nach einer gewissen Anzahl Yògiana eingetheilt, deren jede eine Meile Weges beträgt. A. d. V.

zugleich Priester, Dichter, und kontemplativer Weiser. 7) Shaninàl, Shanivàra, Pangunal, Shaniashicia, Shanikelami, heißt der Tag des Saturn (der Sonnabend). Den Genius dieses Gestirns stellen sich die Indier als einen alten Mann vor, welcher Priester ist, über den Lauf aller Zeiten zu gebieten hat, und Kinder verzehrt. Allem Vermuthen nach ist dies eine allegorische Anspielung, wodurch sie andeuten wollen, daß allemal sehr viele Menschen sterben, ehe er seinen Kreislauf vollendet, der, wie gesagt, neun und dreißig Jahre und sechs Monate dauert *).

Die Indier glauben, die Welt sey im Zeichen des Widders erschaffen worden; deswegen fangen sie jährlich zu Anfange des Aprilmonates, wo die Sonne in das erwähnte Zeichen tritt, eine neue Zeitrechnung an, nach welcher sie den Lauf der Sonne und der übrigen Planeten bestimmen. Bei dieser Gelegenheit wird allemal das große und berühmte Opferfest veranstaltet, welches unter der Benennung Yaga bekannt ist. Es besteht hauptsächlich darin, daß sich sehr viele Brahmanen auf freiem Felde unter einem Zelte versammeln, und unter Beobachtung vieler Ceremonien und gottesdienstlicher Gebräuche,

*) Es ist sehr merkwürdig, daß man im Thierkreise der Indier dieselben Zeichen, wie in den Thierkreisen der Griechen und der abendländischen Völker, findet, und daß diese Zeichen zum Theil schon von den Aegyptern gebraucht worden sind, ja daß man auch die sieben Wochentage, von denen Dio Cassius (L. XXXVII.) als von einer alten Einrichtung bei den Aegyptern spricht, nach denselben Gottheiten benannt hat, wie diese. Die Türken, Perser, Tataren und Chinesen haben in ihrem Thierkreise eine ganz andere Folge von Zeichen; sie müssen folglich ihre Kenntnisse aus einer andern Quelle bekommen haben: von einem Volke, welches doch auch schon den Lauf der Gestirne beobachtet hatte und das Sonnenjahr mit dem Mondenjahre in Gleichung zu bringen suchte. Ich kann mich unmöglich des Gedankens erwehren, daß die Ober-Aegypter und Nubier, welche man schon für Aethiopier hielt, zuerst Kenntnisse von den Sternen und Planeten gehabt, und daß Aegypten, Arabien, Indien und der ganze Occident sie von ihnen bekommen haben. F.

einen Widder erdrosseln, welcher der Sonne und den übrigen Planeten geheiligt ist. Dies geschieht dazu, daß die Genien dieser Gestirne ihren Verehrern in dem neuangetretenen Jahre Glück und Segen verleihen sollen. In meinem Systema Brahmanicum S. 1. ff. habe ich dies Opferfest ausführlich beschrieben.

Nach der Behauptung des Le Gentil, Bailly, de la Lande und Sonnerat, nehmen die Brahmanen einen Cyklus von sechzig Jahren an, welcher nach Art der Chaldäer berechnet ist. Es sey nehmlich, sagen sie, ein Zeitraum von vier und zwanzig tausend Jahren erforderlich, ehe das ganze Heer des Himmels, mit Inbegriff aller dazu gehörigen Fixsterne, seinen Lauf von Osten nach Westen vollende. Da sich nun die Bewegung der Himmelskugel in Zeit von sechzig Jahren allemal vier und funfzig Minuten in die Länge erstrecke, so komme auf diese Art der oberwähnte Cyklus von sechzig Jahren heraus, der einen Theil von jenen vier und zwanzig tausend Jahren ausmache, die allemal erst vorübergehen müssen, ehe die ganze Rotation des Himmels vollbracht werde. Samuel Davis ist hingegen der Meinung, daß dieser Cyklus der Brahmanen bloß auf den Umlauf des Kasha (Jupiter) berechnet sey. So viel bleibt auf jeden Fall gewiß, daß dieser Cyklus in der brahmanischen Astronomie wirklich vorkommt. Walther, Sonnerat und Pater Beschi haben die verschiedenen Benennungen der sechzig Jahre, aus denen dieser Cyklus besteht, in eben der Ordnung angeführt, wie sie auf einander folgen, und es findet sich, daß dergleichen Jahre in den Nativitätsbeschreibungen und Horoskopen Indischer Fürsten ausdrücklich angeführt werden. Eben so entschieden wahr ist es, daß dieser Cyklus in dem Pancianga der Brahmanen zu Carnate, Maleyala, Madura und Tanjaur existirt. Dieser Panciang a ist der Kalender, dessen sich alle gegen Osten ohnende

Brahmanen bedienen. Er besteht, wie schon seine Benennung (welche aus Pancia, fünf, und Angia, ein Theil, ein Stück, zusammengesetzt ist) zu erkennen giebt, aus fünf Abtheilungen. Die erste enthält die Tage, an welchen der Mond ab- und zunimmt; die zweite, die gewöhnlichen Tage in der Woche; die dritte, die Konstellationen, wobei zugleich angegeben ist, wie der Mond täglich steht; die vierte, die Tage, welche auf Glück oder Unglück deuten; die fünfte, die Augurien und Horoskope, wobei zugleich das laufende Jahr des oben erwähnten, aus sechzig Jahren bestehenden, Cyklus angezeigt ist.

Hiernächst nehmen die Brahmanen auch noch einen andern Zeitraum an, welchen sie Mahayuga nennen, und nach einer anomalischen Bewegung der sämmtlichen Gestirne bestimmen, die sich damit endigt, daß der Mond, nebst seinem Apogeum und aufsteigenden Knoten, am ersten Tage des Monats April mit der Sonne in Verbindung steht. Die öftere Betrachtung des gestirnten Himmels gab nehmlich den Brahmanen Anlaß, die Bemerkung zu machen, daß der Lauf der Gestirne durch ihr Aufsteigen und ihre Entfernung von der Erde gewissermaßen verzögert werde. Sie berechneten daher diese Verzögerung, und brachten heraus, daß seit der Zeit, wo jene Konstellation aller Gestirne das letztemal Statt gefunden habe, 1,955,884,890 Jahre verflossen seyn mußten, und daß gerade 2,364,115,110 Jahre erforderlich wären, wenn sie je wieder eintreten solle. Diese große anomalische Periode des Sternenlaufs, welche sie Calpa nennen, theilen sie in vier Zeitalter ein. Das erste heißt Satyayuga, das Zeitalter der Wahrheit und Gerechtigkeit, oder das goldene; das zweite, Tredayuga, würden wir das silberne nennen; das dritte, Duabarayuga, ist das eherne; und das vierte, Caliyuga, das eiserne.

Das Satyayuga enthält . .	1,728,000	Jahre.
Das Trebayuga = = . .	1,296,000	
Das Duabarayuga . . .	864,000	
Das Caliyuga = . .	432,000	

Die ganze Calpa, mit Inbegriff der Sandhi *), dauert 4,320,000,000 Jahre.

Unter allen Europäern hat meines Wissens niemand diese Materie, so wie überhaupt die ganze schwer zu erklärende Astronomie der Brahmanen, deutlicher ins Licht gesetzt, als der scharfsinnige Herr Samuel Davis **). Aus seiner Erklärung, wobei er die Indischen Originalschriften zum Grunde gelegt hat, erhellet ganz unwidersprechlich, daß jene Zeitperiode, so wie die Eintheilung der verschiedenen Weltalter in eine gewisse Anzahl von Jahren, nicht etwa eine poetische Fiktion, sondern eine wirkliche astronomische Zeitrechnung ist, welche sich auf die Hypothese gründet, daß so und so viele tausend Jahre, welche zusammengenommen die Calpa ausmachen, dazu erforderlich seyn würden, wenn alle Himmelskörper in der oben erwähnten Konstellation zusammentreffen sollten, die aber freilich bis auf den heutigen Tag noch nie existirt hat. Herr Bailly irret also sehr, wenn er aus den astronomischen Berechnungen der Brahmanen zu erweisen sucht, daß die Welt viel älter sey, als sie nach der Mosaischen Zeitrechnung ist ***).

Strabo

*) Sandhi oder Sandhya heißt die Zeit, wo Tag und Nacht an einander gränzen; the Morning and Evening twilight (die Morgen- und Abenddämmerung) sagt Herr Samuel Davis, aus dessen Schrift ich obige Berechnung entlehnt habe. A. d. V.

**) Man lese hierüber die Asiatick Researches Tom. II. §. XV. p. 225. On the astronomical computations of the Hindoos; und §. XVI. p. 289. On the antiquity of the Indian Zodiack, by W. Jones. Ingleichen Sonnerat Voyage aux Indes, T. 2. Lib. 3. p. 178 sqq. wie auch p. 201. seqq. A. d. V.

***) Die ersten astronomischen Beobachtungen in Indien wurden im Jahr 1181 vor Christi Geburt angestellt. Man siehet hieraus, daß die Indier unter die ältesten Astronomen gehören. Man vergleiche hiermit die Asiatick Researches T. II. p. 393. A. d. V.

Strabo erzählt im funfzehnten Buche seiner Erdbeschreibung: die Brahmanen nähmen als bekannt an, daß die Erde eine sphärische Gestalt habe; und wirklich sind sie auch von der Wahrheit dieses Lehrsatzes allgemein überzeugt. Sie theilen den Durchmesser derselben in hundert und sechzig gleiche Theile, welche sie Yogiana nennen. Wenn sie den Grad der Breite bestimmen wollen, unter welchem dieser oder jener Ort liegt, so richten sie sich nach der Palabhà, d. i. nach dem Schatten, welchen der perpendikulär gerichtete Zeiger einer Sonnenuhr gerade zu der Zeit von sich wirft, wo die Sonne im Aequator steht. Die Länge, Deshàndara genannt, bestimmen sie nach den Mondsfinsternissen, die nach dem ersten Meridian berechnet werden, welchen die meisten Brahmanen auf die westliche Spitze der Insel Lanca oder Ceilan verlegen. Der Ort, wo derselbe befindlich seyn soll, heißt Salmala, und ist wahrscheinlich ein Berg auf der Küste von Pescaria, die unmittelbar an die Insel Lanca oder Ceilan stößt. Dies läßt sich daraus schließen, daß der Küste von Pescaria in der Samscredam-Sprache der Name Salàbhabu beigelegt wird. Wir wissen aus der Indischen Mythologie, daß Rama (der Indische Bacchus, oder die Sonne) sich nach dem ersten Meridian auf Lanca begab, als er den König der Nacht, Namens Ravana, vertreiben wollte, und daß er zu dem Ende über die Brücke Ràma ging, die eigentlich nichts anderes ist als eine Sandbank, über welche man von Pescaria nach Lanca gehen kann. Hier also, in der Insel Lanca, ist der erste Meridian, wo, nach der Voraussetzung der Brahmanen, gleich nach der Mitternachtsstunde der natürliche Tag anbricht und sich dann früher oder später über die andern Oerter gegen Osten und Westen verbreitet, je nachdem sie unter einem mehr oder weniger entfernten Grade der Länge liegen. Doch giebt es auch noch verschiedene andere Orte, wo die Brahmanen ihren ersten Meridian hin verlegen, wie z. B. Avanti, eine Stadt im Lande der

Maratten. Die Bewohner der Küste Malabar zählen die Stunden des Tages und der Nacht, nach dem Aufgang und Untergange der Sonne. So sagen sie z. B. in der ersten Nàliga (Stunde) bei Tage, in der zweiten Nàliga des Nachts, u. s. w. Nur wenige Indier bestimmen die Tageszeit nach der Mittagsstunde. Die Zeitdauer, Kàla oder Muhurta genannt, berechnen sie nach dem Athemzuge einer gesunden Person. Sechs Athemzüge machen ein Vinàlica, eine Minute; sechzig Vinàlica machen ein Danda; sechzig Danda, Dina oder Nàliga werden auf ein Nakshatranàl, d. i., auf einen natürlichen Tag, gerechnet, und dreißig solche Nakshatranàl machen einen Masà oder astronomischen Monat aus. In Malabar besteht Tag und Nacht aus sechzig Nàliga, welche zusammen nach Italiänischem Zeitmaaß vier und zwanzig Stunden betragen. Die Nachtzeit wird in vier Yama oder Wachen eingetheilt, so daß die zwei ersten bis um Mitternacht dauern, und die beiden andern bis an den Morgen. Gleiche Bewandniß hat es auch mit der Eintheilung des Tages. Diese Wachen sind keineswegs vom Soldatenstande entlehnt, sondern die erste Veranlassung dazu gaben die Brahmanen, welche sich damit beschäftigten, den gestirnten Himmel zu betrachten. Die Stunden heißen auf Samscredamisch Shalkshana, auf Tamulisch und Malabarisch Nàliga, auf Nepalesisch Ghahu, und auf Indostanisch Palà. Sie werden von der Zinne der Pagoden, oder heidnischen Tempel, durch Schläge auf ein kupfernes Becken angezeigt, die man in weiter Entfernung hört. Wer weiß, ob nicht dieses Tas oder kupferne Gefäß, dessen Gebrauch schon in den ältesten Zeiten üblich war, die erste Veranlassung zu Erfindung der Glocken gab, deren wir uns noch bis auf den heutigen Tag bedienen! — Auf einigen Pagoden werden die Stunden vermittelst eines großen Kuhhorns angedeutet, das einen starken und durchdringenden Schall von sich giebt. Einige berechnen die Zeit nach Wasseruhren, Andere nach

einer Oellampe, Andere nach dem Stande der Sonne, noch Andere nach der Ebbe und Fluth des Meeres, welche sie, wenn eben der Mond am Himmel steht, mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit anzugeben wissen. Hier und da findet man auch wohl einige Indier, welche sich der Berosianischen Uhren bedienen.

Das astronomische Jahr der Indier besteht aus dreihundert fünf und sechzig Tagen, sechs Stunden, zwölf Minuten und dreißig Sekunden. Wenn man diese Eintheilung und die astronomischen Tabellen der Brahmanen genau untersucht, so findet sich, daß sie vollkommen mit den Aegyptischen, Chaldäischen und Babylonischen übereinstimmen, und lange vor Entstehung der Alexandrinischen Schule unter ihnen bekannt waren, aus welcher Anquetil du Perron die astronomischen Kenntnisse der Brahmanen herleitet. Die Indischen Bücher, welche von der Astronomie handeln, sind: 1) das Sûrya Sidhânda, d. i. Beobachtungen über die Sonne; 2) Sòma Sidhânda, Beobachtungen über den Mond; 3) Vashista Sidhânda, Beobachtungen des Vashista; 4) Graha lâghava, Beobachtungen über die Gestirne; und 5) Grahanamala, oder Verzeichniß der Eklypsen. Die astrologischen Bücher der Indier sind folgende: 1) Giodisha Shâstra, d. i. die Wissenschaft Horoskope zu stellen und die Konstellationen gehörig zu beobachten; 2) Giadagàrnava, d. i. die Leuchte, durch deren Beihülfe man erkennen kann, was in der Geburtsstunde gut oder böse ist; 3) Kramadipiga, Anweisung zur Kenntniß der guten oder bösen Werke, bei deren Vollbringung man auf die Konstellationen Rücksicht nehmen muß; 4) Shudidipiga, Anweisung, wie man die Abwaschungen und Reinigungen nach der Beobachtung des Sternenlaufs einzurichten hat. In den wissenschaftlichen Schriften der Brahmanen wird die Astronomie auf eine ganz andere Art vorgetragen, als in der sogenannten Purâna, oder älteren Geschichte. Diese letztere enthält weiter

nichts als eine Menge abgeschmackter Fabeln, wobei zwar die Astronomie zum Grunde gelegt ist, die aber nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit haben. Gleichwohl ließen sich Anquetil, Bailly, und andere gelehrte Männer dadurch verführen, die Astronomie der Brahmanen aus einem ganz irrigen Gesichtspunkte zu beurtheilen.

Außer dem Sonnenjahre haben die Indier auch noch ein besonderes Mondjahr, welches nach dem Zeugnisse des Curtius (Lib. 8. Cap. 17.) schon in den ältesten Zeiten bei ihnen eingeführt war, und nach welchem sich auch noch jetzt die meisten zu richten pflegen. Einige Einwohner auf der Küste von Malabar rechnen eben so wie wir nach Sonnenjahren, und nehmen sogar unseren Annum expunctionis, oder das Schaltjahr an, welches sie Kuttucàla nennen. Andere hingegen zählen zwar im Jahre eben so viele Tage wie wir, kommen aber in Ansehung der Monatstage nicht mit uns überein, sondern vermehren und vermindern dieselben, ohne jedoch in der Anzahl der Monate eine Abänderung zu treffen. Ihr Monat fängt nach dem siebenten und vor dem zwölften Tage des unsrigen an, und geht folglich ein Paar Tage später zu Ende. Diese Verschiedenheit ist indeß keineswegs durch die Autorität des Königs oder der Landesregierung bestätigt, sondern beruhet bloß auf den astronomischen Berechnungen dieser oder jener brahmanischen Sekten und Schulen, von denen die eine es so, die andere wieder anders hält. Damit man sich einen Begriff von den lunarischen Monaten der Indier machen könne, will ich hier die Benennungen der sieben und zwanzig Konstellationen anführen, die der Mond in jedem Monate durchläuft, und auf die man bei dieser Eintheilung der Zeit eigentlich Rücksicht genommen hat. Herr William Jones hat dieselben aus dem Bengalischen abgeschrieben; ich bediene mich hierzu der Malabarischen und Tamulischen Sprache. Sie lauten folgendermaßen: 1) Ashvadi; 2) Bharani; 3) Kàrtiga; 4) Ròhani; 5) Magai-

ra; 6) Tiruvádira; 7) Punarda; 8) Aylya; 9) Magha; 10) Pura; 11) Puya; 12) Uttara; 13) Atta; 14) Cittra; 15) Ciodi; 16) Vishàggha; 17) Anila; 18) Trketta; 19) Mula; 20) Purada; 21) Uttaráda; 22) Tiruvonna; 23) Avitta; 24) Ciadèya; 25) Puraviruttàdi; 26) Uttaravirut-tàdi; 27) Irabadi. Einige setzen noch die acht und zwanzigste Benennung Abhijit hinzu. Herr Sonnerat hat diese Nahmen, welche im zweiten Bande seiner Reise-beschreibung vorkommen, durchgängig verstümmelt. Ich habe sie gerade so geschrieben, wie sie auf Italiänisch aus-gesprochen werden. Wer sich die Mühe nehmen will, sie mit den Bengalisch-Samscredamischen Benennungen zu vergleichen, welche der öfters erwähnte Herr Jones an-geführt hat, der wird finden, daß sie mit denselben völlig übereinstimmen, und daß die Brahmanen auf der Küste Malabar wenigstens eben so gut Samscredamisch verste-hen, als die Brahmanen in Bengalen und zu Bena-res *). Nach der Voraussetzung der Indier, hält sich der Mond in den erwähnten Konstellationen allemal während eines Zeitraums von sechzig Malabarischen Naligas, oder vier und zwanzig Stunden, auf. Die Indier bringen bei ihren Berechnungen die Tage des Neumonds und Voll-monds nicht mit in Anschlag, sondern zählen bloß diejeni-gen, an welchen er ab- und zunimmt. Der Vollmond heißt in der Samscredam-Sprache Pùrmimà, oder auch Ve-lutavà, der weiße Mond. Der Neumond wird Amàva oder Carttavàva, d. i. der neue, der schwarze Mond, genannt, weil er um diese Zeit nicht ganz sichtbar ist. So-bald der Vollmond oder Neumond vorüber ist, fangen sie folgendergestalt an zu zählen: Prathema, der erste Tag nach dem Neumonde oder Vollmonde, Duidia der zweite, Tridia der dritte, Ciadrtti der vierte, Penciami der

*) S. die Asiatick Researches T. II. §. XVI. p. 289.

fünfte, Shashdi der sechste, Saptami der siebente, Ashdami der achte, Navami der neunte, Dashami der zehnte, Egadashi der eilfte, Dvàdashi der zwölfte, Trayodashi der dreizehnte, Ciadurdashi der vierzehnte Tag des Mondes. Seine Zunahme heißt Purvapaksha, und seine Abnahme Abaraksha d. i. das Vordertheil und das Hintertheil des Mondes. Obiger Rechnung zu Folge scheint also ein lunarischer Monat aus vierzehn Tagen zu bestehen; zu einem solarischen gehören zwei solcher lunarischen Monate und außerdem noch zwei Tage.

Die Festtage der Indier sind nach dem lunarischen Kalender *) in folgender Ordnung festgesetzt:

1) Im Purnima des Märzmonates wird das Fest der Göttin Bhagavadì gefeiert, welches, nächst jenem, an welchem der Sonne ein Widder geopfert wird, unter allen das berühmteste ist. Die Hauptfeierlichkeit besteht darin, daß die Brahmanen dem Monde zu Ehren ein großes Opfer veranstalten, welches sie Sòmayàga (das Mondopfer) zu nennen pflegen. Bei dieser Gelegenheit zerquetschen sie gewisse aromatische Kräuter, und bereiten aus dem Safte derselben eine besondere Art von Getränk, welches sie unter Hersagung einer Menge geheimnißvoller Gebetsformeln (Mandra genannt) zu sich nehmen. Diese Mandras endigen sich immer mit den Worten Om oder Sváha, welches bedeutet: so sey es, Amen, Glück, Heil, Wohlergehen, dem geschehe also. Zum Beispiel: Pranane Sváha; Abàne Svàha; Samane Svàha; Udane Sváha; Vyana Svàha; d. i. Prosit, wohl bekomme es dir, Geist des Lebens (Pràna); Prosit, rc. Geist des Untern (Abàna); Prosit, rc. Geist des Athemholens; Prosit, rc. Geist des Gesichts; Prosit, rc. Geist des Gehörs. Dies sind

*) Man vergleiche hiermit den Kalender der Griechen und Römer, welchen Lilio Gregorio Giraldo 1545 zu Basel herausgegeben hat. Man wird daraus sehen, daß der Kalender der Brahmanen dem alten Kalender der Griechen auffallend ähnlich ist. A. d. V.

nach aller Wahrscheinlichkeit eben die fünf Geister, welche ehmals (wie Origenes im fünften Buche gegen den Celsus berichtet) die Aegypter verehrten, und zu welchen sie unter andern auch den Crepitus ventris rechneten. Dies Fest wird allemal im Märzmonath am ersten Mondtage nach dem Aequinoktium gefeiert. Ich sah es zu Muttam, Tiruvandaram und Eraganor mit an. Der Zulauf des Volkes ist bei dieser Gelegenheit außerordentlich groß. In ihrem Andachtseifer bringen die Indier eine Menge Hähne herbei, und übergeben sie den Brahmanen, welche diese Thiere vor dem Tempel der Bhagavadi schlachten, und mit dem Blute derselben die Erde besprengen. Die Attribute dieser Göttin sind bereits weiter oben erklärt worden.

II. Das zweite lunarische Fest wird Egadashi oder Egashi genannt, weil es allemal auf den eilften Tag fällt, an welchem der Mond entweder ab- oder zunimmt. An diesem Tage müssen alle Weibspersonen, die eben erst in den Wochen gelegen haben, oder deren Entbindung herannahet, ingleichen alle Unfruchtbaren, oder solche die am verhaltenen Menstruum leiden, ferner alle Patienten, die von den Blattern genesen sind, und endlich alle Fischer und Ackerleute, der Göttin Bhagavadi zu Ehren, ein strenges Fasten beobachten. Alle diese Leute sind fest überzeugt, daß der Mond den Gebärerinnen beistehe, das Blatterfieber vertreibe, den Wachsthum der Feldfrüchte befördere, den Fischfang segne, und auf die monatliche Reinigung wirke. Sie begeben sich daher, wie ich zu Feira d'Alva und Barcale einigemal mit angesehen habe, ganz früh in das Meer, oder, nach Beschaffenheit der Umstände, in einen Fluß oder Weiher, verrichten daselbst ihre gewöhnlichen Abwaschungen, und lassen sich dann von den Brahmanen einen halben Mond, oder ein anderes heiliges Zeichen, das eine symbolische Beziehung auf den Mond hat, an die Stirn mahlen. Wenn dies vorbei ist, eilen sie nach dem Tempel der Bhagavadi, bringen ihr Kokosnüsse, Reiß,

Milch, Butter, Pfeffer, Blumen, und andere Vegetabilien, zum Opfer dar, legen dies alles vor der Thür des Tempels nieder, und beten die Göttin mit aufgehobenen Händen an. An diesem Tage dürfen sie vor Sonnenuntergang nicht die geringste Nahrung zu sich nehmen, und selbst alsdann nur etwas abgesottenen Reiß, Obst, Zugemüse und Wasser. Milch, Fische und Betel sind ihnen während dieser Fasten aufs strengste verboten. Diese Andächtler, besonders aber die darunter befindlichen Philosophen, haben eine ungewöhnliche Fertigkeit, die Phasen und Aspekten des Mondes zu beobachten, und vermittelst derselben die Veränderungen des Wetters vorher zu sagen. Wenn ein Gewitter vor dem Monde steht, und es zu blitzen anfängt, so richten sie sich z. B. nach folgender Regel:

Vadàya cabilà vidyul atàbáyádi lohini
Pìda vrshàya vigneyà;

das ist: wenn der Bliz dunkelblau aussieht, bedeutet es Wind; ist er sehr roth, so folgt Dürre; sieht er gelb aus, so zeigt es Regen an. Alle physische und astronomische Beobachtungen, die gewöhnlich dem Zoroaster oder Zerdust zugeschrieben werden, rühren eigentlich von den Indischen Shamanen her, und stimmen mit den Beobachtungen der neuern Brahmanen vollkommen überein.

III. Das dritte Fest wird bloß von Indischen Weibespersonen gefeiert, und zwar zu der Zeit, wo der Mond in der Konstellation Tiruvàdira steht, welches sich allemal im sechsten lunarischen Monat ereignet. Die Veranlassung zu diesem Feste wird in der Indischen Mythologie auf folgende Art angegeben. Der Shiva, d. i. der Gute, (ein heiliger Nahme, welcher dem Sonnengotte beigelegt wird), verbrannte einst den Gott Kamadèva (den Cupido der Indier), und brachte ihn ums Leben. Der Tod dieses schönen Jünglings ging der Göttin Parvadi, (der Mondgöttin) der Gemahlin des Shiva, außerordentlich nahe.

Sie drang daher mit den flehentlichsten Bitten darauf, ihr Mann solle ihn doch wieder vom Tode auferwecken; und er that es endlich auch. Zur Erinnerung dieser merkwürdigen Begebenheit, legen die vornehmen Indierinnen sich ein strenges Fasten auf, und opfern dann der Parvadi Milch, Obst, Reiß, Blumen, und Bananasfeigen, um ihr dadurch zu erkennen zu geben, daß sie sich der Fürbitte, welche dem Kamadèva wieder zum Leben verhalf, dankbar erinnern. An diesem Tage halten die Indierinnen einen besondern Tanz, welcher Tiruvàdiraattam genannt wird. Auch pflegen sich ihrer viele auf der Schaukel zu belustigen; und dieser Gebrauch scheint eine ganz eigene Beziehung auf die göttliche Verehrung der Sonne und des Mondes zu haben. Die Elemente, welche von diesen beiden Planeten belebt werden, sind: Aghni *), das Feuer; Bhu oder Bhumi, die Erde; Gela, das Wasser; Vayu, die Luft; Agàsha, der Aether. Einige Heiden machen sich so grobe sinnliche Begriffe von der Gottheit, daß sie die Erde für den Körper, die Luft für die Haut, das Wasser für die Zunge, das Feuer für die Augen, und den Aether für die Ohren derselben halten **).

*) Schon oben (S. 319) gab der Verfasser mehrere Indische Wörter an, welche mit gleichbedeutenden Lateinischen große Aehnlichkeit haben; und hier ist ein andres Beispiel: Aghni, ignis, Feuer. Bei dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, des Umstandes zu erwähnen, daß mehrere Litthauische Wörter sehr nahe mit dem Lateinischen verwandt sind. So z. B. Awis, ovis, das Schaf; Diewas, Deus, Gott; Dantis, dens, der Zahn; Senis, senex, ein Greis; arru, aro, ich pflüge; Wirs, vir, ein Mann; Gentis, gentilis, der Blutsfreund; Rossa, ros, der Thau; Angis, anguis, die Schlange; Lupus, lupus, der Wolf; Naktis, nox, noctis, die Nacht; tu, tu, du; trys, tres, drei. Dus Diewas dantes, dus Diewas dunes, dat Deus dentes, dat Deus panem.
F.

**) Man vergleiche hiermit eine Stelle in Euseb. Praep. Evang. Lib. 3. p. 102, die zum Beweise dient, daß auch Orpheus und seine Zeitgenossen sich solche rohe Begriffe von Gott machten. A. d. V.

IV. Das dritte Hauptfest, welches in Maleyàla gefeiert wird, heißt Onam, und fällt allemal im September auf den Tag des Neumonds. Gegen den zehnten September hört es in Malabar auf zu regnen; die ganze Natur scheint sich gleichsam zu verjüngen, die Blumen sprossen von neuem hervor, die Bäume schlagen wieder aus; kurz, diese Jahreszeit ist eben die, welche wir Europäer den Frühling nennen. Dies Fest scheint also in der Absicht eingesetzt zu seyn, um von den Göttern ein gesegnetes und fruchtbares Jahr zu erflehen. Es dauert acht Tage; und während dieser Zeit pflegen die Indier ihre Häuser mit Blumen zu schmücken und mit Kuhmist zu bestreichen, weil die Kuh, wie wir bereits an einem andern Orte gezeigt haben, ein heiliges Thier, und der Göttin Lakshmi (der Indischen Ceres) gewidmet ist. Auch legen sie bei dieser Gelegenheit neue Kleider an, werfen alle alte Töpfe weg, und ersetzen dieselben durch neue. Die Mannspersonen, besonders junge Leute, formiren zwei Heere, und schießen mit Pfeilen auf einander, die zwar abgestumpft, aber sehr stark sind, und mit großer Gewalt abgeschnellt werden, so daß es auf beiden Seiten gemeiniglich eine beträchtliche Anzahl Verwundeter giebt. Diese Spiele haben viele Aehnlichkeit mit den Cerealien und Juvenalien der alten Griechen und Römer. Um diese Zeit pflegt der Gott Vishnu, wie die Heiden vorgeben, die Erde zu besuchen, und überall in hunderterlei Gestalten umherzugehen, um zu erforschen, wie es auf Erden aussehe; ob zum Beispiel die Ernte gut gerathe, ob die Fürsten ihre Länder und Reiche gut regieren, und was dergleichen mehr ist. Sie pflegen daher dem Vishnu zu Ehren ein großes Rad (das Symbol dieses Gottes) aus Blumen zu verfertigen, und in den Vorhöfen ihrer Häuser aufzustellen. Während meines Aufenthaltes zu Ràmapurata hatte ich einigemal Gelegenheit, dergleicher Räder (Ciacra genannt) in den Wohnungen der Brahmanen zu sehen. Sie geben dadurch auf eine sinnreiche Art zu erken=

nen, daß die Sonne nunmehr nach Verlauf der Regenzeit wieder im Annähern begriffen sey, und ihre Herrschaft gleichsam von neuem wieder antrete.

Außer diesen Hauptfesten giebt es auch noch verschiedene andere, wie zum Beispiel das Shivaratri, oder die Nacht des Shiva, in welcher die Phallophorien (die Gebräuche, welche sich auf die gottesdienstliche Verehrung des Lingam beziehen) celebrirt werden. Dies Fest wird auf der Küste Malabar jederzeit im März veranstaltet, wo die Sonne in das letzte Zeichen des Thierkreises, nehmlich der Fische, tritt. Bei dieser Gelegenheit eilen die Einwohner beiderlei Geschlechts in großer Anzahl nach dem Tempel des Shiva oder Mahadêva, bleiben die ganze Nacht darin, singen allerlei unzüchtige Lieder zu Ehren des Lingam, gehen hundertmal in feierlicher Prozession entweder um den Tempel, oder um einen Baum, unter welchem der Lingam aufgestellt ist, und tragen zugleich einige hölzerne Abbildungen des Lingam unter Tanz und Gesang mit herum. Diese kreisförmigen Umgänge sind eine Anspielung auf den Zirkel, welchen die Sonne während ihres Laufes durch den Thierkreis beschreibt, und der Lingam repräsentirt die Zeugungskraft dieses Gestirns. — Im Monat December wird das Fest der fünf Gebrüder Pando oder Pandava gefeiert, welche der Gott Krshna von der Unterdrückung ihrer Vettern, der Kaurava, oder, wie Herr Wilkins sie nennt, der Kuru, befreite. — Mâsu ubavâsg ist ein Fasttag, welchen die Andächtigen alle Monate beobachten, und an welchem sie nichts andres als nur etwas Obst, Kräuter und Wurzeln genießen. Vermittelst dieser Fasttage hoffen sie Vergebung ihrer Sünden zu erlangen und sich dereinst einen sanften und seligen Uebergang in jene Welt zu bahnen. — Das Fest der Sarasvadi, welche als die Göttin der Musik und der Wissenschaften von den Indiern ganz außerordentlich verehrt wird, will ich, um nicht allzu weitläuftig zu werden, mit Still-

schweigen übergehen; so auch mehrere kleinere Feste, welche bloß bei dieser und jener Caste oder Volksklasse eingeführt sind *). Indeß ergiebt sich aus jenen allgemein üblichen Gesetzen, aus den gottesdienstlichen Gebräuchen der Brahmanen, aus der Abkunft und den Eigenschaften ihrer Götter, aus der Eintheilung der Zeit, der Feste, und des Indischen Kalenders, aus den vielen konischen und pyramidenförmigen Gebäuden, welche man so häufig in Indien antrifft, ingleichen aus der Etymologie mehrerer Samscredamischen Wörter, und aus vielen andern Umständen, daß die Indier ein uraltes Volk sind, dessen Verfassung mit der Verfassung der Aegypter, Chaldäer und der Persischen Magier auffallende Aehnlichkeit hat. Dies alles führte Hrn. William Jones auf die Vermuthung, daß ungefähr im zwölften Jahrhundert vor Christi Geburt eine große Völkerwanderung vorgegangen seyn müsse, wodurch sowohl die Religion und die gottesdienstlichen Gebräuche, als auch die Künste und Wissenschaften auswärtiger Völker, aus Aegypten nach Indien gebracht worden wären. Nach meiner Einsicht, und nach den Zeugnissen der glaubwürdigsten Schriftsteller, ist indeß der Ursprung aller dieser Erfindungen von den Nachkommen der Noachiten herzuleiten, welche sich zuerst in der Provinz Kurdistan niedergelassen hatten, und sich von dort aus nach Indien und andern Gegenden verbreiteten.

*) Unter den Feierlichkeiten, welche die Brahmanen auf den Küsten von Malabar und Coromandel veranstalten, verdient auch noch das Einweihungsfest ihrer Tempel erwähnt zu werden, welches alle Jahre von neuem gefeiert wird. Bei dieser Gelegenheit pflegen sie die Goturas, oder Thürme, auf eben die Art mit einer Menge Lichter und Lampen zu schmücken, wie es noch jezt in Sina während des sogenannten Laternenfestes geschieht. — Ferner gehört hieher das Fest des Ciangu, oder des Horns, worauf der Gott Vishnu jederzeit zu blasen pflegt, wenn die Natur ihr Zeugungsgeschäft wieder aufs neue anfangen soll; ingleichen das Fest, welches ich unter No. IV. beschrieben habe, und welches von den Malabaren Onam genannt wird. A. d. V.

Zehntes Kapitel.

Tonkunst, Dichtkunst, Baukunst, und andere Wissenschaften der Indier.

Es ist eine bekannte und längst entschiedene Wahrheit, daß die Dichtkunst schon in den frühesten Zeiten bei den morgenländischen Völkern in Flor stand. So hatten z. B. die Hebräer schon lange zuvor ihre Hymnen und Volkslieder, ehe sie noch in der Kunst, ihre Gedanken schriftlich aufzuzeichnen, unterrichtet waren. Zum Beweise, daß sie es hierin ziemlich weit gebracht hatten, dürfen wir uns nur an das Buch Hiob und an die uralten Gesänge erinnern, welche bereits Moses in seine Schriften aufnahm. Es ist also leicht zu erachten, daß es auch den Indiern, einem Volke, welches viel früher als manches andere zur Kultur gelangte, schon vor einigen tausend Jahren nicht an Gedichten gefehlt haben werde; und wirklich sind noch jetzt verschiedene vorhanden, die sich aus jenem Zeitalter herschreiben. Hieher gehören unter andern einige Kriegeslieder, worin die Unternehmungen und Heldenthaten besungen werden, welche der Gott Râma (der Indische Bacchus) auf der Insel Lanca oder Ceilan vollbrachte. Sie enthalten Lobeserhebungen der ersten Indischen Krieger und Helden, der Vaterlandsliebe, der Volkstugenden, und des glückseligen Zustandes, worin sich Indien in älteren Zeiten befand: lauter Gegenstände, welche der Einbildungskraft einen hohen Schwung geben, und die Seele zu Vollbringung großer Thaten anfeuern. Außerdem haben die Indier auch noch Hirtengedichte und dramatische Poesien, deren Ursprung sich ebenfalls in das graueste Alterthum verliert. Der Leser wird diese

verschiedenen Dichtungsarten am besten nach folgenden Proben beurtheilen können.

Kriegsgesang in Samscredamischer Sprache.

Mada gagia padànàndam Vigghna vicèsha daksham
Sarasigia bhava giàyàm bhàradi sòma mìsham
Nisiciara cula càlàm Ràghavam giàna kinciam
Pradidinam anubhaktyà nàumivanmica màryam.

Das ist:

Ihm, der die Kriegsschaaren und Elephanten überwältigte, der alle Hindernisse überwand;
Ihm, der seine Gattin, die Beherrscherin des Mondes, im Triumph davon führte;
Ihm, der die nächtlichen Ungeheuer verscheuchte, dem Sieger Ràghava (Rama),
Sey täglich Preis und Anbetung; ja, angebetet sey er, der Herr!

Kriegsgesang in Malabarischer Sprache.

I.

Uttama puràna purushende ciaridànam
Uttamamidàdi Ragghu nàyaga ciaritram
Bhaktiyòdu ciolluvadinna tuniyuenen
Mukti padam-èguga namuka Hari Ràma.

Ich beginne zu singen, die uralten Thaten
Des Gottes Vishnu, des Herrn, der vom Geschlechte Raghu stammt;
Und damit ich sie auf eine würdige Art erzählen könne,
So begeistere du selbst mein Lied, o Hari Rama!

2.

Râkshasa culâdhipadi Ravâna bhuyokshmati
Kanalil vìnnu shalum-a tri dasha pâli
Pâl cadalil mèvinna purânna purushende
Kâl caladipettu bhuvi vinnu Hari Râma.

Die drei Welten, die Götter, und wir unglückliche Menschen,
Sind unter die feurige Hand Râvana's, des Giganten-Königs, gefallen.
Befreie uns wieder, der du im Milchmeer sitzest!
Wir bitten dich fußfällig darum, o Hari Râma!

3.

Mâdhava geyka, Madhu Sûdane gèycit
Tâdhi ciamanaya bhava nila ghana dhâma
Sâdhu gena pâlanâni bhodâ nagarasmal
Pâhi gegâdhìshvara namostu Hari Râma.

Tödte, tödte, o Mâdhava, tödte den Riesen Madhu!
Du, der du im Kriege gleich einer Wetterwolke um dich schlägst,
Befreie uns, befreie die Welt, von dieser Höllenplage!
Dir allein gebühret Preis und Anbetung, o Hari Râma!

Dies Gedicht bezieht sich auf die sechste Erscheinung des Vishnu, in welcher er sich als den Bacchus darstellte, welchen die Indier Hari Râma nennen. Madhava wird der Vishnu deswegen genannt, weil er mit der Göttin Mâ oder Lakshmi vermählt ist. Während seiner sechsten Erscheinung heirathete er die Göttin Sida (die Ariadne der Griechen), und zog gegen den Râvana, den König der Nacht und der Riesen, jener von der Nacht erzeugten Ungeheuer, zu

Felde, welche damals die Insel Lanca bewohnten. Madhu war einer von Vishnu's Todfeinden, und ein vertrauter Freund des Râvana. Während seiner drei ersten Erscheinungen, behauptete Vishnu seinen Charakter als Beherrscher des Wassers, indem er die Welt zur Zeit der allgemeinen Ueberschwemmung vom Untergange rettete. Hier aber wird er als der Genius geschildert, der die Sonne regiert und die Nacht nebst allen ihren Ausgeburten bekämpft und besiegt.

Ein anderer Malabarischer Gesang.

Schu-ga ta-runni ge-na Mannijumanni maguda ma-li-

ghe ciolle-dò ciolle-dò Krshna li- tamr - dam.

I.

Shuga tarunni gena manniyum manni maguda malighe ;
Ciolledò ciolledò Krshna lil-âmrdam.
Sugha vibhavam adiladhigam - iha nahi namukahò
Dugghanguel agambiloke ninghi tulòm.

Inn-

Junges, niedliches Papageien-Weibchen *)! Du Freude und Wonne der Menschen! Erzähle, o erzähle die edeln Thaten des Gottes Krshna! Heitere unsere Herzen durch deinen Gesang auf, und verscheuche jede Sorge, die unsere Gemüther beunruhigt, damit sie weit von uns fliehe.

2.

Sucrdamidu pareyuna nin manassa telivòlavum
Tunia cerpàl culambum panciadhàrayum
Madhura parinada cadali phala madhu gulangalum
Bhakshicirunna teligna paragà ni.

Sieh, schönes Vögelchen, wenn du uns jene herrlichen Thaten erzählst, so wollen wir dir Milch absieden, Zucker hineinthun und Bananasfeigen, und dir ein herrliches Mahl zubereiten. Setze dich also, und beginne deine Erzählung.

3.

Amara pari vrdham amarapadi sudanu sudanay
Aasharicilayò sàratha velayum
Avidemarivadinu para-kalaghi nòdu Shàrigue
Aatma shudhi pradam bhacti mucti pradam.

Du willst nicht? Kannst du dich nicht mehr auf jene Zeiten besinnen, wo Krshna den Wagen des Argiuna bestieg? des Helden, den der Gott der Götter (die Sonne), der Fürst des Himmels, gezeugt hatte? Erzähle uns, o Sängerin, jene Thaten, damit unsere Herzen zur Andacht, zu einem heiligen Wandel, und zum Genusse der Seligkeit entflammt werden.

*) Shuga tarunni heißt auf Samscredamisch der weibliche Papagei, das Sinnbild der Sarasuadi, der Göttin der Beredtsamkeit. A. d. V.

4.

Asurer aver adhigu shadur avani padi viraraij
Adyanda dushdtaraij ullhavicidinàr.
Avani bhara - maga - luvadin - avergale yòducuvàn
Aadi dèven - mudrttàn oru yòdhanam.

Die Giganten, ein fürchterliches und mit unwiderstehbarer Stärke begabtes Geschlecht, wurden gleich nach ihrer Entstehung sehr übermüthig, und verübten die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten. Sie bemächtigten sich des Weltkreises, und die Erde seufzte unter ihrer unerträglichen Last. Sie zu bekämpfen und zu vertilgen, erschien ein Gott; der oberste Gott, der Gott Krshna war es, der gegen sie zu Felde zog.

Dies Gedicht hat große Schönheiten; die Versifikation ist fließend, leicht, wohltönend, lebhaft, und drückt gleichsam den Marsch eines Kriegsheeres aus. Der erste Vers in jeder Strophe besteht aus achtzehn Sylben, oder Füßen, welche Pada genannt werden. Der zweite Vers hat allemal zwölf solche Pada. Die Melodie zu diesem Gesange ist mehr rasch als langsam, und hält die Mitte zwischen dem Alt und dem Baß. Der Ton liegt fast immer auf den ersten Sylben der drei oder vier ersten Worte, womit sich der Vers anfängt, und, ganz gegen die Gewohnheit der Europäer, selten oder nie auf den Endworten. In dem Samscredamischen Gesange, welcher weiter oben vorkommt, besteht jeder Vers aus funfzehn Pada. Es giebt aber auch noch andere Versarten, deren Sylbenmaaß bald länger bald kürzer ist. Zum Beispiel:

Aghila shàstra citram parama gnana mitram
Agghana gunna màtram carunàm purna pàtram.

Der erste dieser beiden Verse hat funfzehn, der andere aber nur vierzehn Sylben. Dies Metrum wird

Parra genannt, und nicht Porb, wie Anquetil du Perron sagt. Es dienet zum Beweise, daß unsere sogenannten Leoninischen Verse, das ist solche, die sich in der Mitte und am Ende reimen, den Indiern auch nicht unbekannt sind. Sie heißen Samkirtana. Alle ihre Bücher bestehen aus Versen, und sogar ihre Astronomie, Arzneikunst und Geschichte sind in Gesänge abgetheilt. Der öffentliche Gesang der Indier ist jederzeit mit Instrumentalbegleitung verbunden. Ihre Singstimmen, deren sie sechs zählen, haben sehr sonderbare Benennungen; nehmlich: 1) Shalgia, die Pfaustimme; 2) Nishada, die Elephantenstimme; 3) Irszubha, die Ochsenstimme; 4) Gandhara, die Schafstimme; 5) Madhyama, die Stimme eines gewissen Vogels, der Anilpakshi genannt wird; und 6) Dheivada, die Pferdstimme *). Die Instrumente, deren sie sich bei ihrer Vokalmusik bedienen, sind: die große Trommel (Perumpara), das Trommelinchen (Tudi), zwei Klarinetten (Kushel), eine kupferne Pauke, die mit einem eisernen Klöppel geschlagen wird, zwei kupferne oder messingene Becken, und ein paar Kuhhörner. Während des Gesanges klatschen sie in die Hände, wechseln oft in Ton und Stimme, je nachdem es dem Gegenstande gemäß ist, singen bald leise bald stark, und lassen die Töne entweder durch die Nase gleiten, oder stoßen sie mit der größten Heftigkeit und schnell auf einander folgenden Zungenschlägen zwischen den Zähnen heraus. Dies alles charakterisirt eine Bachische kriegerische Musik, worin das Getöse nachgeahmt wird, welches Leute machen, die mit einander in Kampf und Streit begriffen sind. Ihre Hirtengedichte hingegen sind voll sanften und zärtlichen

*) Mit diesen Stimmen hat es wahrscheinlich eben die Bewandniß, wie mit unserm Diskant, Tenor, u. s. w. Damit der Leser sich von dem Gesange der Indier einen Begriff machen könne, habe ich das obige Malabarische Volkslied in Noten gesetzt. A. d. V.

Ausdrucks, und haben etwas Schmachtendes *). Diese letztern schildern die Lebensart, welche der Gott Krshna während seines Aufenthaltes auf Erden als Hirte führte; jene aber besingen entweder den Gott Rama als Helden, oder sie beschreiben die Thaten, welche Krshna während des Krieges vollbrachte, den er, in Verbindung mit den fünf Brüdern Pando, oder Pandava, gegen ihre Vettern, die Cauravas, führte. Die Kriege des Rama sind in dem epischen Gedichte Ramayana beschrieben, welches in allen Gegenden von Indien sehr geschätzt wird. Die Beschreibung der Heldenthaten des Krshna enthält das Buch Yudhishtira-vigea, ein Gedicht in Samscredamischer Sprache, welches die Indier ebenfalls sehr achten. Der Inhalt dieses letztern Gedichts, über das ich mich in meiner Beschreibung der Borgianischen Handschriften Seite 118 — 120 ausführlich erklärt habe, ist kürzlich folgender:

Der Indische König Pandu, aus dem Geschlechte derer, die ihre Herkunft von der Sonne ableiteten, hatte fünf Söhne. Sie hießen: Yudhishtira, Bhima oder Bhimaséna, Argiuna, Naghala und Sahadéva. Diese fünf Brüder, welche unter dem Nahmen der Pando oder Pàndava bekannt sind, hatten ihre Hoflager zu Kanudi und Hastinapuri. Die Bewohner dieser Gegenden kommen im Arrian unter der Benennung Assacener, oder Astacener vor, und spielen sowohl in der Griechischen als in der Indischen Geschichte eine sehr

*) Die Instrumente, deren man sich zum Accompagnement der Hirtenlieder bedient, sind: die Zitter, oder Leier (Vina), das Capicimbel (Kimnara), die Flöte (Vàyanacol), und eine besondere Art von Leier, Ciurà genannt, die im ersten Bande der Asiatick Researches beschrieben wird. — Die Kriegsgesänge der Indier entsprechen unsern heroischen, ihre Hirtenlieder unsern lyrischen, und ihre Theaterstücke unsern dramatischen Gedichten; aber freilich findet zwischen beiden, wie aus obigen Proben erhellet, sowohl in Ansehung des Geschmacks als des Sylbenmaaßes ein wesentlicher Unterschied Statt. A. d. V.

bedeutende Rolle. Ihre Existenz fällt in das Zeitalter, wo die berühmte Semiramis über die Assyrer herrschte. Diese fünf Pando wurden von ihren Vettern, den Curu oder Caurava, welche zusammen hundert Brüder ausmachten, und ihnen außerordentlich gram waren, aus ihren Besitzungen vertrieben. Während der Zeit, wo sie unstät und flüchtig umher irrten, erschien ihnen Krshna, der Indische Apollo. Dieser erklärte sich für ihren Beschützer, und ließ sich mit den zwei vornehmsten Anführern der Caurava, welche Suyodhana oder Duryodhana und Karna hießen, in einen fürchterlichen Kampf ein. Nachdem er sie überwunden hatte, gab er den Pando ihre entrissenen Besitzungen zurück. So weit dies schöne Gedicht. Der sechste Abschnitt des Manuskripts, welches ich davon in Händen habe, enthält hundert und fünf und zwanzig Shloga, und das Ganze besteht aus acht solchen Abschnitten. Der Samscredamische Text desselben ist außerordentlich schwer, und es gehört sehr viel Kenntniß des Samscrid dazu, ehe man ihn völlig verstehen lernt. Die Grammatik, das Wörterbuch Amarasinha, und die Lektüre einiger andern Gedichte, geben die beste Anleitung dazu; da indeß selbst unter den Brahmanen nur wenige sind, welche diese Schriften studieren, so trifft man nur äußerst selten einen oder den andern unter ihnen an, der den wahren Sinn jener Shloga versteht. Uebrigens scheint das Yudhishtira-vigea ein uraltes Gedicht zu seyn. Es gedenkt der Verehrung menschlicher Figuren und Abbildungen mit keiner Sylbe; denn diese Art von Abgötterei kam zuverlässig erst nach der Einführung des Planetendienstes, und zwar ungefähr sieben hundert Jahre vor Christi Geburt, auf. Vor dieser Epoche war der Sabäismus in Indien die herrschende Religion. Deswegen kommen auch in dem Yudhishtira keine andern Gottheiten vor, als Shiva und Parvadi,

d. i. der Gott der Sonne, und die Göttin des Mondes, und keine andern Opfer, als von Früchten oder Blumen, welche jenen Gottheiten dargebracht wurden.

Außer diesem giebt es noch drei andere Gedichte, mit welchen es eben die Beschaffenheit hat. Sie heißen Râmâyana, Magha und Bhagavada. Alle drei sind ursprünglich in der Samscredam = Sprache geschrieben; man hat sie aber in verschiedenen Provinzen in den landüblichen Dialekt übersetzt. Das Bhagavada, welches Niebuhr im zweiten Theile seiner Reisebeschreibung S. 26. Sri baha gavant poram (anstatt Shri bhagavada purâna) nennt, wird von den Indiern so sehr geschätzt, daß sie, wenn man ihnen einige Verse daraus vorsagt, sogleich aufstehen und ihr Haupt entblößen. Aus eigener Erfahrung kann ich hierüber Folgendes erzählen. Im Jahre 1787 mußte ich vor dem Richterstuhle des Königs von Travancor erscheinen, und hatte es mit vier seiner Staatsbeamten zu thun, welche mich durchaus zwingen wollten, keine Malabarischen Heiden mehr zu taufen. Während dieses Streites kam Sampradi auf den Einfall, meine Sprachkenntniß auf die Probe zu stellen. Ich deklamirte die vier ersten Verse aus dem vorerwähnten Bhagavada. Sogleich erhoben sich jene Staatsbeamten nebst ihren sämmtlichen Gehülfen von ihren Plätzen, betrachteten mich mit allen Merkmahlen des Erstaunens, und behandelten mich von nun an viel glimpflicher als zuvor. Ich gewann meinen Prozeß, und kann mit Wahrheit sagen, daß jene vier Verse aus dem Bhagavada (die ich in meiner Samscredamischen Grammatik erklärt habe) hauptsächlich dazu beitrugen, den glücklichen Ausgang dieser Sache zu befördern. Eine ähnliche Bemerkung machte ich einst zu Vaipur. Ich hatte mich in der Absicht, die dortigen Kirchenrechnungen zu untersuchen, nach diesem Orte begeben. Eines Tages ward ich von einem Mapulla,

oder Thomaschristen, zum Nachtessen eingeladen. Die Glaubensgenossen dieses Mannes hatten unter den Einwohnern des Ortes die Nachricht verbreitet, daß ich Samscredamisch verstände. Da kamen denn zwei heidnische Gelehrten zu mir, welche eine Probe machen wollten, wie weit sich wohl meine Kenntnisse erstrecken möchten. Ich ließ sie nach Malabarischer Sitte auf einer kleinen Bank niedersitzen; und nachdem sie mir eine Menge Verse aus allerlei Gedichten vorgesagt hatten, fing ich an, jene Verse aus dem Bhagavada zu recitiren. Kaum vernahmen sie dieselben, als sie sich augenblicklich von ihrem Sitze erhoben, ihre Köpfe entblößten, und die rechte Hand auf den Mund legten, um dadurch ihre Ehrfurcht für dieses Buch zu bezeugen. Auf diese Art setzte ich mich bei den Heiden so in Kredit, daß sie mir bei jeder Gelegenheit mit der größten Achtung begegneten.

Hiernächst giebt es in Indien auch viele dramatische Stücke, die wirklich aufgeführt werden, und von denen besonders die Malabaren und Tamuler leidenschaftliche Liebhaber sind. Diese Liebhaberei geht so weit, daß sogar die neubekehrten Christen dergleichen Stücke, worin die Heiden die Thaten ihrer Götter vorzustellen pflegen, bisweilen vor den Kirchthüren aufführen. Der apostolische Vikarius und Erzbischof von Codungalur, oder Cranganor, befindet sich daher in der unangenehmen Nothwendigkeit, dergleichen unschickliche Belustigungen alle Jahre aufs neue zu verbieten *). Einige

*) Eins von den Lieblingsstücken des Volkes ist der Pàvakali, oder sogenannte Narrentanz. Dieses Wort ist aus Pàva und Kàli zusammengesetzt, von denen das erstere einen Pickelhering oder Schalksnarren, und das letztere ein Spiel, oder einen Tanz bezeichnet. Die Komödien, in welchen jederzeit getanzt wird, heißen Nàdaca oder Nadya. Der Tanz wird Nadana genannt; ein Komödiant Nàden oder Nàdaken; eine Tänzerin Nrtagui; und der Theatralgesang Gàna, oder Guita. A. d. V.

dieser dramatischen Gedichte sind wenigstens zwei tausend Jahre alt, welches ich, wenn hier der Ort dazu wäre, aus dem Stoff und der Komposition derselben beweisen könnte. Von dieser Art ist unter andern das Gedicht Sakontala, welches Herr William Jones ins Englische übersetzt hat *). Auch giebt es in Malabar noch andere dramatische Gedichte, welche sehr geschätzt werden, und worunter das Sharnishta, Devayàni, und Calàbadì, die merkwürdigsten sind. Ich will doch aus diesem letztern eine Probe hier einrücken, damit man daraus wenigstens ersehe, was für Freiheiten die heidnischen Theaterdichter sich erlauben.

Ingane prasidhamàm Dasharha Kshmàpadi
Mangalàm guiàm Kashi ràgia Canyaque vèttu
Canyaca Calàbadi yennum pèreyullavell
Mannidam pucashnoru ciàru sannaryatodu

Der König Dàsharha vermählte sich demnach öffentlich mit der schönen Calàbadì, der jungfräulichen Tochter des Königs Kàshi (oder von Banares), die nicht nur außerordentlich schön, sondern auch sehr züchtig und ehrbar war.

*) Herr Georg Forster hat dieses Schauspiel aus dem Englischen des Jones übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, die von seiner Gelehrsamkeit zeugen. Es kam 1791 zu Mainz heraus. Sakontala, oder richtiger Shakuntala, war eine Tochter des Vishvamitra, und mit dem Könige Dushyanda vermählt. Sie hatte einen Sohn Nahmens Bharada oder Bharata, der unter die berühmtesten Indischen Könige gehört. Mehrere Nachrichten hierüber findet man im Buche Mahàbhàrada, welches eine umständliche Geschichte der Heldin Shakuntala enthält. Wenn eben diesem Mahàbhàrada und dem Gedicht Yudhishtira zu glauben ist, so waren die Indier, um das Jahr 1600 vor Christi Geburt, mit den Gebern oder Gauern, einem ursprünglich Indischen Volke, in einen fürchterlichen Krieg verwickelt, welcher sich damit endigte, daß sich die Gebern, unter Anführung eines ihrer Könige, nach Persien flüchteten, wo sie so lange blieben, bis sie von den Mohamedanern vertrieben wurden. A. d. V.

Dhanyanàm nrben tande dherma pàriniyày
Sannadàmguinmàr mannì tal grehamèvum càlam
Càmalìlaguel tudarniduvànar amblhiciu
Càminì manniyàle viliciu paducave.

Als die Königin Calàbadi zu diesem reichen und mächtigen Könige ins Zimmer trat, und er wahrnahm, daß sie alle anwesende Prinzessinnen an Schönheit übertraf, erwachte das Verlangen in ihm, sie als seine Gemahlin zu umarmen. Er redete sie daher liebreich an, und sprach:

Sunarì variguedò talpam èruga shublhè
Cundahàsini ninde lagna yendidu nèram
Ittaram Nrbavaren cionnadu kèttu nèram
Uttaram pareyàde ninnidu Calàbadi.

Komm, o komm du Beglückte, du schöne Braut! Wozu diese Schamröthe, die dein züchtiges Gesicht überzieht? — Auf diese Worte des Königs fing Calàbadi an zu zittern und zu beben, und war nicht vermögend ihm zu antworten.

Satvaram anagnaven caypidicia - dupiciang
Uttama striratnatè punnarnòranandaram
Cattum aghni yittu tàbicia lòham pole
Matta Càshiniyude gàtram etreyum Ushnam.

Eilig ging der König auf sie zu, ergriff ihre Hand, und küßte dies köstliche Kleinod, ohne auf ihre Erlaubniß zu warten. Aber ach! wie ein Eisen glühet, das lange Zeit im Feuer gelegen hat, so glühend und heiß war der Körper der Braut.

Endedò ninde déham ciuttu ciuttiricunnu
Bendham endinennu bhenduràne ciol nì
Purna Ciàndraguen ninnanga tàbam givalicidò
Ciùrna cèshamàm ende vìgraham ninne tottàl.

Sage mir, holdes Gesicht, warum du so brennest, warum du so glühest! Entdecke mir die Ursache dieses Feuers! Sollte vielleicht der Vollmond alle seine Strahlen in deinem Körper concentrirt haben? Mir ist, wenn ich dich anrühre, als ob ich zerschmelzen müsse.

Ciannanam tannilninu vàhni yennadupòle
Sunari ninghelninnu Ciùdinendadò handham.

Sage mir, Schönste, warum dein Körper so brennt? Warum er so heiß ist, und zugleich so lieblich duftet, wie Sandelholz, wenn es vom Feuer verzehrt wird?

Inganeyulla vàku Kettapol còbatòdu
Anganà manni paragnìdinàl nrbanòdu
Aadi Càlame cennu sahasam pravarticiàl
Kèdamundàgum bàla strìguelka dharika nì.

Als die reitzende Calàbadi, nicht ohne heftige Gemüthsbewegung, diese Worte vernahm, sprach sie zum Könige: Wisse, o Herr, daß es jungen zarten Mädchen leid ist, und sie schmerzt, wenn sie sich zum erstenmal dem Willen einer Mannsperson unterwerfen sollen.

Onnumè nirbhandiciu vannatu taramalla
Mannava Shigha manne anga pòyirnnàlum
Sangamàgraham inikundàgum nèrattu gnàn
Angu vannannugula kriddayum ceidìduven.

O König, mein Gemahl! Edelstes Kleinod meiner Krone! Entferne dich von mir, und setze dich an einen abgesonderten Ort! Ueberrasche mich nicht wider meinen Willen! Wenn mich die Natur dazu ermuntert, werde ich ihrem sanften Triebe willig folgen, und mich von selbst zum Eigenthum dir übergeben.

Angalànanam cóndum ishda dànanguel còndum
Manganmàrude manò ragnam varuttenam
Nalla vàkuguel condu nanaciu tannupiciu

Vollabhen shubhaguennullatu tonnikenam
Mallave vashattay ùrum à càlam pinne
Valladu prayòguiciàlapriam illàdàgum.

Nur mit guter Manier, durch Scherze, durch angenehme Geschenke, kann man sich die Neigung der Mädchen zu eigen machen. Süßer Worte muß sich ein Liebhaber bedienen; lange verhaltene und unwillkührliche Thränen müssen ihm über die Wange träufeln. Wenn dann seine Geliebte wahrnimmt, daß er edel und gut ist; wenn er sich ihrer Beistimmung nach und nach versichert hat: dann, ja dann wird ihr gewiß keine seiner Handlungen mißfallen.

Alle diese Verse sind vierzehnfüßig, und werden in einem sanften erzählenden Tone gesungen. Uebrigens mag man die Freiheiten, welche sich dergleichen Theaterdichter herausnehmen, entschuldigen wie man will, so bleibt es dennoch entschiedene Wahrheit, daß sie einen sehr schädlichen Einfluß auf die Sitten haben. Um diesen Nachtheil zu vermeiden, hat man den Thomaschristen hier und da Veranlassung gegeben, biblische Geschichten dramatisch zu bearbeiten, und auf der Schaubühne vorzustellen. In diesem Fache zeichnen sich die Kompositionen eines gewissen Alangatta Capiar, und des Katechumenen Rama Nayer, welcher zu meiner Zeit starb, sehr vortheilhaft aus.

Die Musik und die Gesänge, welche vor den Tempeln der Heiden veranstaltet werden, machen einen Theil der Indischen Gesetzgebung aus, in so fern sie nehmlich darauf abzwecken, dem Volke Gehorsam, Vaterlandsliebe und Religion einzuflößen. Eben so verhielt es sich in den ältesten Zeiten mit der Musik der Griechen *). Als sich dieselbe nach und nach verlor, als man sich ihrer nur noch bei Privatandachten bediente, und nun die löb-

*) Plato Dial. III. de Legibus. Item Dial. II. de Republica.

liche Dichterschaar allgemach anfing durch ihre schlüpfrigen Kompositionen die Moral zu untergraben und die Sitten zu verderben, da war es auch um die Griechische Staatsverfassung geschehen. Zu Verhütung eines ähnlichen Uebels haben die Indischen Gesetzgeber die Verfügung getroffen, daß an öffentlichen Festtagen, und bei andern Feierlichkeiten, nur die Thaten ihrer Götter auf die Bühne gebracht werden dürfen, welche man in ihren heiligen Büchern beschrieben findet. Diese sind aber freilich von der Art, daß sie den neubekehrten Christen, welche noch keine hinlängliche Festigkeit in den Grundsätzen ihres Glaubens haben, ebenfalls großes Aergerniß geben *).

Die Tonleiter, welche wir mit Re, mi, fa, sol, la bezeichnen, wird von den Indiern Shabdasvara genannt, und besteht aus acht Noten. Sie heißen: Sa, ri, ga, ma, pa, da, ni, sha. Aus allein diesem erhellet, daß die Indier keineswegs so rohe Barbaren waren, als die Griechen vorgaben **).

Von der Baukunst der Indier habe ich bereits hier und da, besonders aber im achten Kapitel, hinlängliche

*) Jedermann weiß, daß die Dichtkunst, zumal von Musik und Gesang unterstützt, auf Menschen, deren Gefühl noch nicht abgestumpft ist, großen Einfluß hat; und sie ist daher besonders von Religionsstiftern sehr oft zum Erreichen ihrer Absichten gebraucht worden. Aber leider hat der Mensch auch diese edlen Geschenke des Himmels gemißbraucht, bald das Heiligste lächerlich zu machen, bald zu den gröbsten Wollüsten zu reitzen. Noch jezt wenden vortreffliche Köpfe ihre Talente so schlecht an, und sezen sich dadurch an moralischem Werthe herunter. — —
F.

**) Nicht die eitlen Griechen allein sahen mit Verachtung auf die Indier herab, sondern auch die abendländischen Völker der neueren Zeiten. Der Britte Holwell, dieser alte Schwärmer, machte die Europäer zuerst aufmerksam auf die Indischen Bücher und die darin enthaltenen vortrefflichen Gedanken über die Gotthet, die Vorsehung und die Tugend. Seitdem haben Hastings, Sir William Jones, Holhed, Wilkins und Andre uns mit manchen Fragmenten der frühen Indischen Weisheit bekannt gemacht.
F.

Nachricht ertheilt. Doch muß ich hier noch einige Bemerkungen nachholen, welche die Form ihrer Pagoden betreffen. Diese Tempel sind entweder (jedoch mit Ausnahme ihrer äußern Einfassung) konisch und pyramidalisch, oder cylinderförmig und rund, gebauet. Beide Formen enthalten eine symbolische Anspielung auf die Gestalt Mahadèva's, des großen Gottes, oder, welches eben so viel ist, der Sonne. Reuben Borrow sah einst einen abgestumpften Cylinder, der auf einem Konus stand, und den Lingam des Mahadèva vorstellte. Er hatte vier und sechzig Fuß im Durchschnitt, und war fünf und sechzig Fuß hoch. Sein Piedestal, der Konus, hatte drei und neunzig Fuß Höhe, und die Basis seines Durchmessers betrug 363 Fuß. Eben diese Form bemerkt man auch an andern Indischen Gebäuden, besonders aber an alten Pagoden in Carnada und auf der Küste Coromandel, die dem Mahadeva gewidmet sind. Eine Ausnahme hiervon machen indeß die Pagoden zu Màbalipuram, Salsette, und auf der Insel Elephantis, nebst einigen andern, die in Felsen gehauen und von Bergen bedeckt sind. Ich halte diese letztern für Tempel, welche in ältern Zeiten dem Mithra geheiligt waren, der nicht nur in Persien sondern auch in Indien angebetet wurde. Einige pyramidenförmige Pagoden, wie zum Beispiel die zu Pondichery, formiren zwar auf ihrer Zinne einen stumpfen und abgestutzten Winkel, repräsentiren aber gleichwohl das Feuer, oder den Lingam des Shiva, des ältesten unter allen Göttern der Indier, Aegypter, Phönicier und Perser. Die meisten, ja fast alle Pagoden auf der Küste Coromandel, sind von großen Quadersteinen erbauet, welche so geordnet und mit einander verbunden sind, daß sie eine Pyramide formiren. Die, welche man auf der Küste Malabar wahrnimmt, bestehen aus schwarzem Basalt, der in den Gattes-Gebirgen gefunden wird, außerordentlich hart ist, und sehr gut

zum Bauen taugt *). Sie sind größtentheils rund, und mit kupfernen Platten bedeckt, wie zum Beispiel die zu Padmanàburam, Molicolam, Tirumannür und Certele. Doch giebt es auch einige viereckige darunter, wie z. B. die zu Mattinceri, welche Tirumala Dèvasam genannt wird, ingleichen die zu Ciovare, und noch ein Paar andere. Die Giebel und Thüren dieser Pagoden sind entweder von Marmor oder Basalt, und mit allerlei Thiergestalten geziert, welche eine symbolische Bedeutung haben, und die Vahana oder Reitthiere der Götter vorstellen. Am Giebel eines Tempels zu Tirupalur sind zwei Kühe in kolossalischer Größe abgebildet; auf einigen sieht man den Götzen Hanumàn, d. i. den Pan, in Affengestalt; auf andern den Shiva, welcher als Sündenrächer in einer ganz abscheulichen Gestalt vorgestellt wird. Zwischen diesen Bildsäulen und den Griechischen findet freilich, in Rücksicht der Arbeit, des Ebenmaaßes und der Schönheit, ganz und gar kein Vergleich Statt; doch verdienen sie auf jeden Fall den ungestalten Statüen der Aegypter weit vorgezogen zu werden. Man sieht es ihnen an, daß sie in einem originellen Indischen Styl gearbeitet sind, der sich von dem Aegyptischen und Griechischen sehr unterscheidet. Dies führt mich auf die Vermuthung, daß die Kunst, dergleichen Arbeiten zu verfertigen, weder aus

*) Man sehe hierüber Sonnerat Voyage anx Indes Tom. II. cap. 4., wo man zugleich die vornehmsten Pagoden, die es auf der Küste Coromandel giebt, abgebildet findet. Da die Brahmanen sich in zwei verschiedene Sekten theilen, von denen die eine das Feuer und die andere das Wasser, als die vornehmste Gottheit, verehrt, so giebt es auch zwei verschiedene Arten von Tempeln. Tirunamala, Cialembron und Tiruvalur gehören den Shivaniten; Tirupadi hingegen, Ciringam und Cangipuram, den Vishnuwiten. Die Pagode zu Cialembron enthält einige uralte Inschriften mit Indischen Buchstaben; und diese dienen zu einem abermaligen Beweise, daß die alten Indier ihre eigene Buchstabenschrift hatten: denn die Küste von Coromandel stand nie unter Griechischer Herrschaft. A. d. V.

Aegypten noch aus Griechenland hieher gebracht worden sey. So werden z. B. die Gottheiten Shiva, Râma, Parvadi, u. s. w. in den Pagoden zu Salsette, Mabalipuram und in der Insel Elephantis, als Menschen vorgestellt, die ganz nackt sind, und weiter nichts auf dem Leibe haben, als ein Tüchelchen zum Bedecken der Schamtheile. Ihre Arme und Finger sind mit Brasseletten und Ringen geschmückt, und um die Schenkel, gegen den Fuß zu, tragen sie ein Paar breite Reife. Auf dem Kopfe haben sie eine kegelförmige Mütze, und in jedem ihrer langen durchbohrten Ohren hängt ein großer Ring. Dies sind doch gewiß weder Aegyptische noch Griechische, wohl aber Indische Zierathen, womit die Einwohner des Landes bis auf den heutigen Tag sich putzen. Wenn zwischen der Bildhauerkunst der Griechen und Indier weiter gar kein Unterschied Statt fände, der doch fürwahr sehr deutlich ins Auge fällt, so würde schon die Tracht und das Costüme dieser Statüen zu einem unumstößlichen Beweise dienen, daß jene Tempel zu Salsette u. s. w. unmöglich ein Werk Alexanders des Großen und seiner Kriegsgefährten seyn können, wie Gemelli Careri und Spilberg ganz irrig behaupten. Wie sollte auch Alexander im Stande gewesen seyn, einen Tempel zu Mabalipuram auf der Küste Coromandel zu bauen, da er nie in diese Gegend kam? Gleichwohl findet man hier eben dergleichen Statüen Indischer Gottheiten, und zwar in demselben Costüme und Putz, wie in den Pagoden zu Salsette und auf der Insel Elephantis. Dies dient zum Beweise, daß diese Kunstwerke Indischen Ursprungs sind, und lange vor den Zeiten Alexanders des Großen verfertigt wurden. Wir ersehen ja aus der heiligen Schrift, daß der Gebrauch, den Priap als das Symbol der alles erzeugenden Sonne (des Shiva) in unterirdischen Tempeln und Klüften zu verehren, schon vierzehn hundert Jahre vor Christi Geburt üblich war *). Ferner wurde

*) 3 Könige, Kap. 15.

gewiß ein Zeitraum von mehr als vierhundert Jahren dazu erfodert, ehe man einen Berg, der aus dichtem Gesteine besteht, und durchgehends mit Meißel und Schlegel bearbeitet werden mußte, so aushöhlen konnte, daß darin so viele Zimmer, Grotten, Wölbungen, Treppen, Wasserbehälter, Statüen und Säulen zu Stande kamen, wie man in den beiden Tempeln zu Salsette und auf der Insel Elephantis antrifft. Alexander und alle seine Nachfolger, deren Herrschaft überhaupt nicht länger als hundert Jahre dauerte, und die noch dazu nur über einen ganz kleinen Strich Landes an der Seeküste zu gebieten hatten, würden fürwahr nicht im Stande gewesen seyn, ein Werk dieser Art zu vollenden. Gemelli Careri, welcher alle Behältnisse des Tempels zu Salsette in Augenschein genommen, und mit der größten Genauigkeit beschrieben hat *), gesteht (Part. III. c. 5. p. 31), daß dieser Tempel eins der größten Meisterwerke in ganz Asien sey, und daß die bewundernswürdige Bauart desselben alle Vorstellung übertreffe. Alle Reisende, wie zum Beispiel Niebuhr, Sonnerat, Anquetil, und mehrere Engländer, welche diese Tempel gesehen haben, erstaunten darüber, und können nicht genug Rühmens davon machen. Mir selbst ging es eben so, als ich die Pagode zu Mâbalipuram besah. Da ich wegen Kürze der Zeit das Verhältniß ihrer Theile nicht ausmessen konnte, und folglich nicht im Stande bin, dieselbe zu beschreiben, so will

*) Man hat gezweifelt, ob der Venezianische Doktor Gemelli Careri die von ihm beschriebne große Reise wirklich gemacht; und es ist behauptet worden, er habe in Europa Theils von Missionaren und andern Reisenden, Theils aus Büchern viele Nachrichten gesammelt, sich dann einige Jahre aller Gesellschaft entzogen und auf seinem Zimmer geschrieben. Aber diese Beschuldigung ist nach meiner Ueberzeugung völlig grundlos. Man darf nur die hier ausgehobne Beschreibung der unterirdischen Grotte aufmerksam lesen, um mit Gewißheit zu glauben, daß so etwas nur ein Augenzeuge schreiben könne. F.

will ich anstatt dessen ein Stück der Beschreibung hier einrücken, welche Gemelli Careri von einem Theile des Tempels zu Salsette giebt. „Man geht, sagt er, durch eine Oeffnung hinein, die vierzig Palmen im Umfange hat, und durch eine vierzig Palmen lange und acht Palmen breite Mauer gebrochen ist, welche aus eben dem Gesteine besteht, und auf welcher drei Statüen angebracht sind. Ehe man in die Pagode hineinkommt, sieht man rechter Hand eine runde Grotte, deren Umfang funfzig Palmen beträgt. Innerhalb derselben erblickt man mehrere Statüen, welche theils sitzend, theils stehend vorstellt sind. Unter andern ist linker Hand eine angebracht, welche alle übrigen an Größe übertrifft. Mitten in dieser Grotte erhebt sich eine runde Kuppel, welche aus eben dem Gesteine gearbeitet ist, und mit demselben ein Ganzes ausmacht. Rings umher sieht man an den Wänden verschiedene Charaktere, die bis auf den heutigen Tag noch niemand hat erklären können *). Wenn man in den ersten Vorhof der Pagode gehen will, welcher funfzig Palmen ins Gevierte hat, so siehet man zu beiden Seiten zwei Säulen, die mit ihren Knäufen sechzig Palmen hoch sind, und sechs Palmen im Durchmesser haben. Auf der, welche rechter Hand am Eingange angebracht ist, stehen zwei Löwen, und seitwärts ein Schild; auf der zur linken Hand sind zwei Statüen. Wenn man bei diesen Säulen vorüber gegangen ist, sieht man am Eingang einer Grotte linker Hand zwei große Statüen in aufrechter Stellung, die einander ansehen. Tiefer hineinwärts, und zwar zur Linken, stehen wieder zwei sehr große Statüen, und eine dergleichen befindet sich rechts am Eingange. Gleich daneben sieht man mehrere kleine Statüen, indeß nur im Vorhofe; denn in der

*) Wenn diese Charaktere Griechische Buchstaben wären, so würden sie sich erklären lassen. Da dies aber keinesweges der Fall ist, so folgt hieraus, daß weder die Grotte noch die Statüen von Griechischer Hand sind. A. d. V.

daran stoßenden Grotte, die ein Viereck von vier und zwanzig Palmen formirt, ist durchaus nichts, was einige Aufmerksamkeit verdient. Seitwärts, rechter Hand, da wo die Löwen stehen, sind zwar keine Statüen, wohl aber zwei große Vasen, auf sehr proportionirten Fußgestellen. Von da kommt man gleichen Fußes in ein andres Gewölbe, nachdem man vorher durch drei Thüren gegangen ist, welche von gleicher Einrichtung, und, eine wie die andere, dreißig Palmen hoch und acht Palmen breit sind. Hier nimmt man vier Säulen wahr, welche aus eben dem Gestein gearbeitet, zwölf Palmen hoch, und zwischen den fünf Fenstern angebracht sind, wodurch das Tageslicht in die Pagode fällt. Rechter Hand an der Thür bemerkt man verschiedene unbekannte Buchstaben, die aber, so wie das ganze Werk, durch die Länge der Zeit gelitten haben. Außer verschiedenen kleinern Figuren, sieht man in diesem Zimmer zwei kolossalische Statüen, deren Höhe über fünf und zwanzig Palmen beträgt. Sie stehen aufrecht, bieten die rechte Hand flach und offen dar, und halten in der linken ein Gewand. Auf dem Kopfe haben sie kegelförmige Mützen, und in den Ohren gerade solche Ringe, wie die Indier tragen. Vor der Hauptthür der Pagode, welche funfzehn Palmen hoch und zehn Palmen breit ist, stehen rechts vier Statüen, unter denen eine weibliche Figur ist, die eine Blume in der Hand hat; ingleichen zwölf kleinere Statüen, welche theils sitzen, theils stehen, und die rechte Hand, worin etwas befindlich zu seyn scheint, auf der Brust liegen haben. Linker Hand sieht man ebenfalls vier Statüen, und unter ihnen zwei weibliche Figuren, welche große Ringe um die Füße haben, und aus eben dem Gestein gearbeitet sind. Seitwärts sind sechzehn kleinere Statüen angebracht, welche, wie die obenerwähnten, die Hände auf die Brust legen, und theils sitzen, theils stehen. Ueber derselben Thür siehet man

ebenfalls zwei große Statüen, nebst zwei kleinern, die einander gegenüber sitzen, und drei dergleichen in aufrechter Stellung. Am untern Theile, linker Hand, ist wieder eine Inschrift angebracht, und zwar in eben den Charakteren, wie die schon erwähnte *). Ueber dem Schwibbogen dieser Thür ist ein Fenster, dessen Breite vierzig Palmen beträgt, und das folglich gerade so breit ist wie die ganze Pagode. Ein großer Stein vertritt an demselben die Stelle des Architravs, und ruhet von innen auf zwei achteckigen Säulen. Was die Pagode selbst betrifft, so ist sie (wie die zu Mabalipuram) gewölbt, vierzig Palmen breit, hundert Palmen lang, und bildet am äußersten Ende eine zirkelrunde Figur. Außer den erwähnten vier Säulen am Eingange, sind noch dreißig dergleichen in ihrem Innern befindlich, welche das Ganze in drei Theile absondern. Siebzehn dieser Säulen sind theils mit Knäufen, theils mit Figuren verziert, welche Elephanten vorstellen; an allen übrigen bemerkt man weiter keine Zierathen, als daß sie achteckig sind. Der Raum, welcher zwischen den Säulen und der Felsenwand leer gelassen worden, und die Breite der Seitenabtheilungen, beträgt für jede sechs Palmen. Am Ende der Pagode ist eine Art von runder Kuppel in den Felsen gehauen, die aber inwendig nicht hohl ist. Ihre Höhe beträgt dreißig Palmen, und sie hat sechzehn Schritt im Umkreise. Ich glaube, daß sie ehedem zu einem besondern Gebrauche bestimmt war, der sich aber heutiges Tages nicht mehr errathen läßt".

„Alles das, was ich bisher beschrieben habe, ist aus dem Ganzen dieser Felsenmasse gearbeitet, so daß ich weder an den Statüen, noch sonst irgendwo, die geringste Fuge oder Zusammensetzung wahrnehmen konnte.

*) Was werden die Krittler hierzu sagen, welche behaupten wollen, die Indier hätten vor der christlichen Zeitrechnung gar kein eigenthümliches Alphabet gehabt? A. d. V.

Auf dem Fußboden der Pagode lagen jedoch hier und da einige einzelne behauene Steine, die vielleicht vor Alters zu Stufen bestimmt gewesen seyn mögen. Als wir wieder aus der Pagode herausgegangen und sechzehn in den Felsen gehauene Stufen hinangestiegen waren, kamen wir an eine, mit trinkbarem Regenwasser angefüllte Cisterne; und als wir noch einmal sechzehn Stufen hinanstiegen, zeigte sich uns eine Grotte, die sechzehn Palmen ins Gevierte hatte, und nächst dieser noch eine andere, die etwas weiter entfernt und mit schlammigem Wasser angefüllt war. Als ich hierauf ungefähr zwanzig Schritte vorwärts ging, gelangte ich wieder zu drei andren Grotten, die aneinander stießen, und von denen die erste zwanzig, die letztere aber nur zwölf Palmen ins Gevierte enthielt. In der ersten war ein Fenster, zu welchem man vermittelst einer Treppe hinansteigen konnte; ferner zwei Säulen, und ein kleiner Wasserbehälter."

So wäre denn die berühmte Pagode auf der Insel Salsette beschaffen, welche zwischen den beiden andern, auf eben die Art eingerichteten, gleichsam in der Mitte liegt. Die schon erwähnte Pagode zu Mabalipuram, welche ich selbst besehen habe, ist eben so, wie die andere, unter der Erde befindlich, in Felsen gehauen, und gerade in demselben Geschmack eingerichtet; nur mit dem Unterschiede, daß man hierbei einen andern Maaßstab angenommen hat. Die Beschreibung jener Pagode wird folglich den Leser in Stand setzen, sich von den uralten, unter der Erde befindlichen Tempeln einen Begriff zu machen, und hiernach zu beurtheilen, wie weit es die alten Indier in der Baukunst gebracht hatten. Man sieht aus dem Careri, daß einige Säulen und Pfeiler in jenen Tempeln unten viereckig, in der Mitte achteckig, und oben rund sind. In der Pagode zu Mabalipuram nahm ich aber wahr, daß die Säulen ganz rund waren, gar keine Zierathen hatten, und der Ko-

rinthischen Säulenordnung ziemlich nahe kamen. Wenn ich mich nicht sehr irre, so hat der Stengel und Kelch der Lotusblume, oder der Nymphäa, hierbei der Kunst zum Vorbilde gedient. Da der Kelch dieser Blume, der Indischen Mythologie zufolge, den Göttern zum Aufenthalte angewiesen ist, so war es wohl sehr natürlich, daß die Indier dieselbe in der Baukunst nachbildeten, und, wie ich häufig wahrgenommen habe, an Säulen, Pfeilern, Stützen und Tragbalken, als Zierathen anbrachten. Ich werde daher immer mehr und mehr in der Vermuthung bestärkt, daß sie den Griechischen Styl gar nicht nachahmten, und nicht das geringste von ihm entlehnten. Dies wird um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß das Alterthum jener Tempel weit über die Zeiten Alexanders des Großen hinausreicht, dessen Eroberungen den Indiern allenfalls Gelegenheit geben konnten, mit der Baukunst der Griechen bekannt zu werden.

Der Indische Architekt ist bei weitem nicht so sehr an die Mythologie gebunden, als der Bildhauer. Dieser letztere muß die Götzenbilder gerade auf die Art und Weise verfertigen, wie es ihm von den Priestern vorgeschrieben wird, damit sie, ihrer Meinung nach, die Eigenschaften der Gottheit gehörig ausdrücken. Daher kommt es, daß die Indischen Götzenbilder vier bis sechs Hände, und drei, auch wohl noch mehr Köpfe haben, und überhaupt sehr gräßlich aussehen. Der Architekt aber hat freie Hand, und ist den eigensinnigen Vorschriften der Brahmanen ganz und gar nicht unterworfen. Daher kommt es auch, daß die Werke der Baukunst viel vollkommener und geschmackvoller sind, als die Werke der Bildhauerkunst. Doch will ich gar nicht läugnen, daß die Bildhauer ebenfalls vortreffliche Arbeiten verfertigen, wenn sie bloß ihrem Genie folgen dürfen. Zum Beweise dienen eine Menge sehr schöner Basreliefs, Kruzifixe, Madonnen, Vasen und andere elfenbeinerne Waa-

ren, welche hier und da von Indischen Künstlern verfertigt werden.

In der Nähe der Pagoden müssen allemal Wasserbehälter seyn, worin sich die Heiden waschen und baden, ehe sie ihre Andacht verrichten. Diese Behälter, welche Cula genannt werden, sind meistens von Marmor, und sehr schön gearbeitet. Vor dem Eingange des Tempels ist ein sogenannter Mandava, oder eine bedeckte Halle, die von dem Tempel ganz abgesondert ist, und auf einigen Säulen ruhet. Hier pflegen sich die Priester zu versammeln, wenn sie weltliche, den Tempel betreffende, Geschäfte mit einander abzuthun haben. Nicht weit davon stehen die Häuser, worin sich die Opferpriester, die Nativitätsteller und die Vorsteher des Tempels aufhalten. Auf einer andern Seite wohnen die Weibsleute, welche zum Tempel gehören, und die sogenannten Dienerinnen der Gottheit. Die letzteren werden Dèvadàsi genannt: von Dèva, ein Gott, und Dàsi, Dienerinnen oder Mägde. Ihre Verrichtung besteht darin, daß sie den Tempel säubern, die Lampen anzünden, und mit den Pilgrimmen Unzucht treiben. Diese Weibspersonen muß man aber nicht mit jenen Tänzerinnen verwechseln, welche gewöhnlich vor den Prozessionen einher gehen, und die Stelle der Mänaden vertreten. Die letztern werden auf Samscredamisch Nrtagui, und auf Portugiesisch Balhadeiras genannt. Durch die Beihülfe dieser Weibsleute erforschen die Brahmanen alle Angelegenheiten der Pilgrimme, so daß sie denselben, wenn sie im Tempel erscheinen, mit der größten Genauigkeit zu sagen wissen, wie ihre Vermögensumstände beschaffen sind, wie sie leben, was für Schicksale sie erfahren haben, und dergleichen mehr. Diese Leute können sich alsdann hierüber nicht genug verwundern, und verfallen auf den Wahn, die Gottheit müsse das alles dem Priester auf eine übernatürliche Art offenbart haben.

Mit der Mahlerei der Indier verhält es sich eben so, wie mit ihrer Skulptur. So viel ist gewiß, daß niemand seinem Genie folgen und die Gottheiten nach seiner Phantasie mahlen darf. Jede Neuerung dieser Art würde als eine wirkliche Gotteslästerung bestraft werden. Der Brahman giebt die Form und Gestalt an, die ein Götzenbild haben soll; so und nicht anders muß es gemahlt werden. Ob übrigens die Regeln der Kunst und des Geschmackes dabei bestehen können oder nicht, das ist seine geringste Sorge. Ich habe bereits hier und da gesagt, daß jeder Gottheit in der Mythologie besondere Benennungen und Zunahmen beigelegt werden, welche dazu dienen sollen, ihre verschiedenen Eigenschaften zu bezeichnen. Eben diese Eigenschaften muß auch der Mahler darstellen, wenn er das Bild einer solchen Gottheit entwirft. So heißt z. B. Shiva der Gott, welcher den Dreizack führt; deswegen muß er auch allemal mit einem Dreizack in der Hand vorgestellt werden. Er wird ferner Mrdyugeya, der Besieger des Todes, genannt; deswegen wird er so abgebildet, daß er eine Menge Säbel, Mordmesser und Hirnschedel um sich her liegen, und einen Menschen unter den Füßen hat. Er macht ein abscheuliches Gesicht; sein Mund ist verzerrt, seine Augen scheinen Feuer zu sprühen, und um den Hals hat er eine Schnur, an welche eine Menge Todtenschedel gereihet sind. Eben so verhält es sich auch mit allen andern Gottheiten, welche jederzeit auf eine Art dargestellt werden müssen, die ihren Eigenschaften und ihrem Charakter gemäß ist. Hieraus erhellet, daß die Mahlerei, eben so wie die Skulptur, mit der Indischen Theogenie in der engsten Verbindung steht; und da die Brahmanen allein das Recht haben, dieselbe zu erklären, so maßen sie sich auch die ausschließende Befugniß an, über die Werke der Mahlerei und Bildhauerkunst zu entscheiden. Da hiernächst die Mahler weder die Samscredam-Sprache noch die Mythologie verstehen, so hat man ihnen die Verbindlichkeit auferlegt, sich desfalls bei den Brahmanen

Raths zu erholen; und wer dieses Gesetz übertritt, wird dadurch bestraft, daß man ihn aus seiner Caste stößt. Dies ist die wahre Ursache, warum zeither die Mahlerei und die Bildhauerkunst in Indien so geringe Fortschritte gemacht haben. Hierzu kommt noch, daß die Noth, die Mutter aller Künste, in Indien bei weitem nicht so groß ist, wie anderswo; denn da es hier Reiß, Obst, und andere Naturprodukte in Ueberfluß giebt, so ist leicht zu erachten, daß es niemanden schwer fallen kann, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Unter diesen Umständen fehlt es den jungen Leuten an Trieb, sich auf die Mahlerei zu legen, und unter den wenigen, welche sich damit beschäftigen, herrscht nicht der mindeste Wetteifer diese Kunst zu vervollkommnen. Ueberhaupt sind die Indier eben keine gar großen Liebhaber der Mahlerei; denn in einem Lande, wo fast jedermann nackend geht, bleibt der Phantasie in Rücksicht dieser Gegenstände natürlicher Weise wenig Spielraum übrig, und folglich kann auch der Trieb, dergleichen Nuditäten zu mahlen und in ihrer ganzen Schönheit darzustellen, eben nicht sehr stark seyn. Hier und da sah ich indeß an der Außenseite der Mauern, welche die Pagoden umgeben, mehrere schöne Gemählde, welche ganz zwangsfrei und korrekt gezeichnet waren. Diese können zu einem hinlänglichen Beweise dienen, daß es den Indiern gar nicht an Anlage fehlt, es in dieser Kunst eben so weit zu bringen, wie andere Nationen. Hiernächst besitzen sie auch eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, Mahlereien und Zeichnungen nachzuahmen, die ihnen von den Europäern zum Kopiren vorgelegt werden. Ihre Farben, welche sie aus dem Safte gewisser Bäume, Blumen, Kräuter und Früchte verfertigen, sind ungemein lebhaft, und verschießen selten oder nie. Ihre gemahlten Zeuge sind seit den ältesten Zeiten berühmt, werden noch heut zu Tage weit und breit verschickt, und machen bekanntlich einen der vornehmsten Artikel des Indischen Handels aus. Die kleinen Figuren in den Basreliefs, wo-

mit sie die Siegeswagen verzieren, auf welchen sie bei feierlichen Gelegenheiten ihre Götzenbilder umherfahren, sind ebenfalls sehr schön gearbeitet. Unter diesen Wagen giebt es einige, die zwanzig- bis dreißig- tausend Rupien kosten, und von sechzig, achtzig, ja bisweilen wohl gar von hundert Personen gezogen werden. Sie haben zwölf bis sechzehn Räder, und sind mit allerlei Figuren bemahlt und verziert. Von dieser Art ist der Wagen des Bacchus, im Tempel Ramanacoil an der Gränze des Königreiches Marava; auch findet man dergleichen zu Tiruvancòda, Cangipuri und Jagarnat.

Von der Optik, so wie von der Kunst Glas zu verfertigen, haben die Indier wenig oder gar keine Kenntniß. Ein Indischer Fürst sah einst von weitem, daß die Armee seines Feindes gegen ihn anrückte. Ein Europäischer Missionar, welchen er eben bei sich hatte, gab ihm ein Perspektiv, damit er sie desto deutlicher sehen könnte. Als der Fürst hindurch sah, glaubte er nicht anders, als das feindliche Heer stände wirklich schon vor ihm; und in dieser festen Ueberzeugung ertheilte er sogleich Befehl zum Angriff. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er auf Zureden des Missionars das Perspektiv vom Auge wegnahm, und nun gewahr wurde, daß der Feind wenigstens noch einmal so weit entfernt war, als es ihm geschienen hatte, so daß es sogar vergebens gewesen seyn würde, wenn man mit Kanonen auf ihn geschossen hätte.

Das Glasmachen, eine Erfindung, welche man den Phöniciern zuschreibt, scheint den Indiern in ältern Zeiten völlig unbekannt gewesen zu seyn. So viel ist wenigstens gewiß, daß das Glas, als eine ganz fremde Waare, von den Griechen und Römern nach Indien gebracht wurde. In dem uralten Samscredamischen Buche Amarasinha wird das Glas Suryacanda genannt, d. i. eine helle durchsichtige Masse, durch welche die Strahlen der Sonne dringen können. Das wichtigste Geschenk, welches man

einem Malabarischen Richter oder Beamten machen kann, besteht in einem Spiegel, einem Perspektiv, oder einer Brille.

Ganz anders verhält es sich mit der Kunst die Edelsteine zu verarbeiten, worin es die Indier sehr weit gebracht haben. Aus dem Solin erhellet, daß sie sich schon in den ältesten Zeiten darauf verstanden, allerlei Gattungen von Edelsteinen zu schleifen, und ihnen die gehörige Politur zu geben. So erzählt uns auch Plinius (Hist. Nat. l. 37. cap. 5.), daß sie die Wissenschaft besessen hätten, verschiedene Edelsteine, besonders Berylle zu verfälschen. Dies setzt in der That eine vieljährige und oft erprobte Erfahrung voraus. Zu Colombo auf der Insel Ceilan sah ich, daß die Indier die Edelsteine auf einem Rade schliffen, welches sie auf eben die Art herumdrehten, wie die Scheerenschleifer das ihrige. Diese Verfahrungsart schien mir viel zweckmäßiger als die unsrige, bei welcher wir die Edelsteine auf einer viereckigen steinernen Platte, die unbeweglich liegt, mit der Hand herumdrehen, bis sie nach und nach ihre Politur erlangen *). Der Preis der rohen Diamanten ist in Indien verschieden, und wird nach dem Gewichte bestimmt. Ein Diamant, welcher ein Karat wiegt, gilt

*) Ich habe nie gehört oder gesehen, daß man in Europa die Edelsteine auf einer steinernen Platte schleift und ihnen mit der Hand die nöthige Richtung gibt. Man hat vielmehr ein, unter einem Tische angebrachtes, Rädchen, das mit dem Fuße getreten wird und woran kleine zinnerne Scheiben befestigt sind, die man mit Schmirgel oder Demant-Bord-Pulver beschmiert. Hiermit schleift man die Steine, bis sie die Gestalt bekommen, zu der sie am besten taugen. — In Ceilan pflegt man die kleinen Edelsteine, welche vorzüglich im Flußsande bei Punta do Gale gefunden werden, zwischen zwei Brettern von harten Holze, von denen das eine befestigt ist, mit dem Pulver von Korundam oder sogenanntem Demantspath, der im Gattes-Gebirge, bei Tirunavati, bei dem Kap Komorin oder Komari, häufig im Granit als Bestandtheil bricht, so lange hin und her zu reiben, bis alle diese Steinchen die länglich-runde Gestalt bekommen, unter der sie häufig nach Europa verkauft werden. Diese Korumdams braucht man auch zum Poliren des Stahles. F.

zwölf bis dreizehn Reichsthaler; hat er zwei Karat, so gilt er sechzehn bis siebzehn Reichsthaler; hat er vier Karat, so gilt er acht und dreißig, und wenn er fünf Karat hat, zwei und vierzig Reichsthaler. Dieser Preis ist indeß nicht immer derselbe. Edelsteine findet man auf den Berghöhen in Golconda, Visapur, und Bengalen, in der Gegend der Gattes-Gebirge und zwar im Bezirke von Pugnatil, Cencotta, Attinga und Velidur, auf der Küste Malabar. Die Brahmanen und andere wohlhabende Personen pflegen gewöhnlich ein Stück Land, wo sie dergleichen zu finden hoffen, vom Könige zu kaufen, und da auf ihre Kosten nachgraben zu lassen. Dies ist aber freilich ein sehr gewagtes Unternehmen, welches nur allzuoft nicht einmal die Kosten abwirft; und eben daher kommt es, daß man in Indien so viele Familien antrifft, welche sich auf diese Art an den Bettelstab gebracht haben. Mitunter ereignet es sich, daß dergleichen Edelsteine durch starke Regengüsse von den Gebirgen herabgeschwemmt, und an den Ufern der Bergströme gefunden werden, nachdem diese wieder in ihr gewöhnliches Flußbett zurückgetreten sind. Der Diamantspath, dessen man sich zur Politur dieser Steine bedient, wird auf der Küste Malabar häufig gefunden. Die Indier haben die Gewohnheit, das Wasser der Diamanten allemal des Nachts bei dem Scheine einer Lampe zu untersuchen. In Europa werden die Diamanten von einander gesägt; die Indier aber pflegen sie zu spalten, und zu zerhauen: eine Arbeit, womit sie viel geschickter umzugehen wissen, als die Europäer. Vor einigen Jahren ließ der Großmogul einen seiner Diamanten wiegen, der 279½ Karat hatte. Man schätzte denselben auf zwei Millionen und fünf mal hundert tausend Reichsthaler. Dieser Diamant übertrifft also die größten, welche jetzt bekannt sind, an Werth; denn der große Diamant des Großherzogs von Toskana soll nur 139, der Sanci 106, und der sogenannte Pitt 136 Karat und 3 Gran wiegen. In Cei-

lan verfertigt man Ringe und Stockknöpfe, worin eine vollständige Sammlung aller Edelsteine enthalten ist, welche man auf dieser Insel findet. Dergleichen Sammlungen sind unter der Benennung Jargons de Ceilan bekannt, und werden deswegen so genannt, weil sie aus einer Zusammensetzung von Edelsteinen bestehen, die allerlei Farben spielen; als z. B. dem rothen Rubin, dem himmelblauen Saphir, dem goldgelben Topas, (welchen die Alten Chrysolith nannten), dem grünen Smaragd (den ich in Ceilan wirklich gefunden habe *), obgleich Einige behaupten wollen, daß es daselbst keine gebe), ferner dem Amethyst, dem Beryll, dem Katzenauge, und dem Granatstein. Alle Gattungen dieser Edelsteine kann man zu Colombo auf der Insel Ceilan, zu Cochin und Calcutta in Malabar, und zu Madras auf der Küste von Coromandel bekommen. Die Kaufleute, welche damit handeln, sind Armenier, Juden, Mohamedaner, Banianen, besonders aber Canarinen, oder sogenannte Cettis, welche letztern sich vorzüglich wohl darauf verstehen, die Güte und den Werth dieser Edelsteine zu beurtheilen. Wer sich auf diesen Handel einläßt, kann nicht vorsichtig genug zu Werke gehen,

*) Von dem Smaragd sagt Dutens in seinem Buche des pierres précieuses et des pierres fines, p. 38. f., er werde ausschließlich in Amerika, bei Manta in Peru, oder dem Thale Tunka in den Gebirgen von Neu-Granada und Popayan, gefunden, und sey den Alten gar nicht bekannt gewesen. Unser Verfasser behauptet nun, in Ceilan Smaragde gefunden zu haben, und ich selbst habe dergleichen aus Ceilan bekommen. Die Französischen Juweliere erklären aber diese Smaragde für Peridots, wie sie eine Art hellgrüner, nicht sehr harter Steine nennen, die man als Geschiebe in Arabien, Persien und Indien findet, und deren Krystallisation man noch nicht bestimmt kennt. — Ich merke bei dieser Gelegenheit an, daß im Brittischen Museum eine herrliche Gruppe sechseckiger Säulen von Smaragden in Quarz aufbewahrt wird, die man aus Süd-Amerika gebracht hat. — Der zu Anfange dieser Note erwähnte Dutens, der Sohn eines Juweliers in London, ging als Englischer Gesandtschaftsprediger nach Turin. Er sprach sehr gut Französisch, weil sein Vater ein ausgewanderter Hugenotte war, und weil er sich auch selbst lange in Paris aufgehalten hatte. F.

weil dabei allerlei Arten von Betrug und Spitzbüberei getrieben werden. Die orientalischen Diamanten sind achteckig, laufen spitzig zu, und haben acht Seiten. Diese Gestalt, die Farbe, das Wasser, der Glanz, die Lebhaftigkeit ihrer Strahlen, und das Gewicht sind die wesentlichen Kennzeichen, wodurch sie sich von den Diamanten unterscheiden, die aus Brasilien kommen. Die verschiedenen Gattungen von Achaten, Carniolen, Chalcedoniern, Schwalbensteinen, Opalen, Onyxen und Katzenaugen, welche sämmtlich, nach dem System des Wallerius, unter die Klasse der Kiesel gehören, werden auf der Küste Malabar nicht sehr geachtet, wiewohl dergleichen aus Arabien, Persien, und dem nördlichen Indien ebenfalls dahin gebracht werden. Der Diamant heißt auf Malabarisch Vairamanni, der Rubin Patmarâgam, der Smaragd Paciaratnam, der Saphir Nilaratnam, der Bergkrystall Palunca, (in der Grantham-Sprache Spadika), und die Perl Mutta. Auf dem Siegelringe des Königs von Travancor, welcher aus einem sehr harten und köstlichen Steine besteht, sind folgende Worte zu lesen: Shri Padmanàbhen. Dies ist einer von den heiligen Nahmen, welche dem Vishnu beigelegt werden, und er enthält eine Anspielung auf die Geburt dieses Gottes. Shri heißt selig; Padma bezeichnet die Nymphäa; und Nabhen bedeutet einen, der im Innern dieser Blume sitzt. Aus dem Vorhergehenden wird man sich wahrscheinlich noch erinnern, daß die Nymphäa ein Symbol des Wassers und alles dessen ist, was aus dem Wasser erschaffen wurde. Die erwähnten Worte dienen zu einem überzeugenden Beweise, daß die Indier allerdings auch die Kunst verstehen in Stein zu schneiden. Einen ähnlichen Ring besaß der König von Ceilan, Vimala Dherma Suryada, welcher die christliche Religion annahm, und in der Taufe den Nahmen Don Joan de Austria erhielt. Auf jenem Ringe war der Gott Budha in Menschengestalt abgebildet.

Die Buchdruckerkunst hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, nie in Indien existirt, und wir irren uns wohl schwerlich, wenn wir die natürliche Einfalt und die untadelhaften Sitten seiner Bewohner großen Theils diesem Umstande zuschreiben. Sie kopiren auch keine anderen Schriften als nur nützliche und gute. Das erste Buch, welches in diesem Lande gedruckt wurde, war die Doctrina Christiana von Giovanni Gonsalvez, einem Laienbruder des Jesuiterordens, der, so viel mir wenigstens bekannt ist, im Jahre 1577 die Tamulischen Buchstaben zuerst nachgebildet hat. Hierauf erschien 1578 das Buch, welches den Titel Flos Sanctorum führt, und diesem folgte das Tamulische Wörterbuch des Pater Antonio de Proenza, welches im Jahre 1679 zu Ambalacate auf der Küste Malabar erschien. Von dieser Zeit an haben auch die Dänischen Missionarien zu Tranquebar viele Schriften in Druck gegeben, deren Verzeichniß man in Alberti Fabricii Salutaris Lux Evangelii findet. Schon zu den Zeiten Alexanders des Großen pflegten die Indier eben so auf Palmblätter zu schreiben, wie heut zu Tage. Dies erhellet unter andern aus dem Curtius L. 8. Cap. 17; und nach dem Zeugnisse des Arrian (Hist. Indica Cap. 10.) hatten die Indier schon damals Gesänge, Lieder und Gedichte. Diese wurden entweder, wie ich so eben gesagt habe, auf Palmblätter geschrieben, oder auf eine Art Papier, das aus Baumwolle gewebt, durch Reißwasser gezogen, und dann geglättet worden war. Einige Indische Könige der ältern Zeit, wie z. B. Puru, welcher dem Augustus Octavius Cäsar einen Brief zuschickte, schrieben entweder auf baumwollen oder auf seiden Zeug, wie es die Tibetaner noch jetzt zu thun pflegen. Die bekannten Indischen Fabeln, welche man dem Pilpai zuschreibt, haben eigentlich den Vishnu Sarman, einen Brahman, zum Verfasser, der vermuthlich zur Sekte der Shamanen gehörte. Er lebte ungefähr zwanzig Jahre früher als Zoroaster, und war

erster Minister am Hofe des Indischen Königs Dabshelim. Seine Fabeln wurden im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt ins Persische übersetzt, und zwar von dem Persischen Arzte Buzerchumir (Herbelot nennt ihn Buzervich), welchen der König Artaxerxes, oder Anushirvan, nach Indien schickte *). Wenn ich nun alles, was ich bisher angeführt habe, zusammenhalte, nehmlich die uralten Inschriften in den unterirdischen Tempeln zu Salsette, Cialembron, Mabalpuri und anderer Orten, das Zeugniß so vieler glaubwürdigen Schriftsteller, und die einstimmige Tradition, welche sich sowohl unter den Brahmanen als unter den Persern erhalten hat; so werde ich immer mehr und mehr in der Vermuthung bestärkt, daß die Indier viele Jahrhunderte vor Christi Geburt ihre eigene Buchstabenschrift und ihre in derselben geschriebene Originalwerke hatten, deren Verfasser, wie zum Beispiel Amarasinha, Kàlidàsa, und Pilpai, oder vielmehr Vishnu Sarman, schon vor diesem Zeitpunkte lebten. Man kommt der Wahrheit wohl ziemlich nahe, wenn man annimmt, daß die Fabeln des Pilpai, so wie das Mahabhàrada, Yudhishtira, Ràmàyana, und verschiedene astronomische Werke etwa im fünften oder sechsten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung geschrieben worden sind.

Die Baumwolle, welche auf Portugiesisch Algodao, und auf Lateinisch Gossypium oder Bombax genannt wird, heißt auf Malabarisch Cerupagni. Eine gröbere Art Baumwolle, die der Baum Ilava hervorbringt, nennen die Malabaren Pagni. Der Ilava ist ein großer stämmiger Baum, und trägt grobe Baumwolle, die nur zu Ma-

*) S. Herbelot Bibl. Orient. p. 206 et 456. — Oberlin. Litterarum omnis aevi fata. Argent. 1789. Tab. I. — Traité des plus belles Bibliothèques de l'Europe, p. 53. — Sketches of the History, Religion, et Learning of the Hindoos, p. 92 et 93.

tratzen und Pfühlen verbraucht wird. Feiner hingegen ist diejenige, welche auf dem Gesträuche Parutti wächst. Beide Gattungen sind in einer ovalen Kapsel enthalten, welche in verschiedene Zellchen abgetheilt ist, und von den Franzosen la Coque genannt wird. Die beste Baumwolle wächst in Bengalen und auf der Küste Coromandel; daher kommt es auch, daß die Baumwollenwaaren, welche man aus diesen Gegenden bezieht, unter allen die feinsten sind. Nach ihnen folgen die, welche in den Provinzen Madura, Marava, auf der Küste Pescaria und auf der Küste Malabar verfertigt werden. In diesem Verhältnisse geht es so fort bis nach Canara, wo die Baumwolle schon nicht mehr so fein gesponnen wird, und folglich auch die Waaren viel gröber ausfallen. Der Strauch Parutti, welcher die feinere Gattung Baumwolle hervorbringt, bedarf in Indien wenig Wartung und Pflege, und der Baum Ilava hat gar keine nöthig. Jener wächst gern auf hohen gebirgigen Gegenden; dieser hingegen auf freiem und ebenem Felde. Wenn die Baumwolle eingeerntet ist, wird sie auf die Tenne geschafft und gedroschen, damit sich die schwarzen Körner und Hülsen davon absondern, die ihr zur Hülle dienen. Hierauf steckt man sie in Säcke, oder bindet sie in Ballen, zu dreihundert bis dreihundert und zwanzig Aratel, oder Pfund, deren jedes sechzehn Unzen schwer ist. Nachdem man sie gekrempelt hat, wird sie so fein und zart gesponnen, daß man bisweilen ein Stück baumwollen Zeug, das zehn Klafter lang ist, mit beiden Händen umspannen kann. Die meisten dieser Zeuge werden zweimal gewaschen; andere hingegen bleiben roh, und werden in Kokosöl getaucht, damit sie sich desto länger aufbewahren lassen. Auch pflegt man sie durch Cangi (Reißwasser) zu ziehen, damit sie desto mehr Glätte und Konsistenz bekommen. Dies Cangi wird der Baumwollenwaare auf eine so künstliche Art mitgetheilt, daß der Käufer sich nicht selten dadurch täuschen läßt, und weit

mehr

mehr Kern darin wahrzunehmen glaubt, als sie wirklich hat; denn so bald sie gewaschen wird, verschwindet der Cangi, und nun zeigt es sich, daß die Waare ganz dünn und locker ist. Man zählt nicht weniger als zwei und zwanzig verschiedene Gattungen von Baumwollenwaaren, die in Indien verfertigt werden; und hierunter sind nicht einmal die Mußeline, noch weniger die kolorirten oder bunten Zeuge, mit begriffen. Diese letzteren werden nicht etwa, wie in Europa, unter hölzerne Formen gebracht und gedruckt, sondern aus freier Hand bemahlt, und zwar mit einem Pinsel aus Fasern der Kokosrinde, die, wenn man sie klopft, dem Pferdehaare gleichkommen, sehr elastisch sind, und sich behandeln lassen, wie es dem Mahler beliebt. Die Farben, deren man sich hierzu bedient, sind Indigo, Indaco, Anil, und Coachan: sämmtlich Benennungen, welche aus fremden Sprachen entlehnt sind, und nicht etwa, wie Einige irrig behaupten, einen Strauch, sondern vielmehr eine Pflanze bezeichnen, die in dem Distrikte von Agra, wie auch in andern Gegenden von Indien, sehr häufig wächst. Der Stengel und die Blätter dieser Pflanze geben jenes schöne Dunkelblau, womit die Indischen Tücher, Decken, Tapissendis und andere Waaren gefärbt sind, und welches nie das geringste von seiner Schönheit verliert. Ferner, Terra merita, auch Cuncuma genannt, oder Indischer Saffran: eine Pflanze, welche gelb färbt. Endlich, Gummilak, wie auch einige Blumen, Wurzeln und Früchte, die zum Rothfärben dienen. Mit diesen wenigen Farben, welche Theils einzeln aufgetragen, Theils mit einander vermischt werden, bringen die Indier auf ihren baumwollnen Zeugen jene schönen und bewundernswürdigen Mahlereien hervor, die alles übertreffen, was man bis jetzt von dieser Art in Europa aufzeigen kann. Die Franzosen, Engländer und Holländer haben zwar dergleichen Zeuge nachzumachen gesucht; allein mit aller Mühe und Kunst, sind sie noch nicht im Stande gewesen, weder

jene aus dem Pflanzenreiche gezogene Farben herauszubringen, noch die Feinheit des Gewebes zu erreichen. Kann man doch bis auf den heutigen Tag weder in Persien und in der Türkei, noch in Europa nicht einmal die Betille *) nachmachen, welche zu Masulipatan verfertigt wird, und unter der Benennung Organdi bekannt ist. Die Verfertigung dieser Zeuge, welche schon zu Hiobs Zeiten bekannt waren, das Mahlen derselben, und die Zubereitung der Farben, beschäftigt in Indien jung und alt, Mannspersonen und Weibsleute. Man kann mit Wahrheit sagen, daß es die Indier im Spinnen, Weben und Färben allen andern Nationen auf der ganzen Welt zuvor thun. Es wird auch aus Arabien und Persien viele Baumwolle nach Indien gebracht, und unter die dortige gemischt. Die vornehmsten Manufakturen, in denen sie verarbeitet wird, sind in Bengalen, Masulipatan, Paleaçate, Madras, Sadras, Pondichery, Naur, Nagapatnam, Paleamcotta, Tutucuri, Manapar und Tiruvancoda. Die Indier arbeiten sehr langsam und ungern: eine Untugend, die den Europäern zu großem Vortheil gereicht. Wären sie thätiger und arbeitsamer, so würden sie unsren Welttheil mit ihren Waaren ganz überschwemmen, und das wenige Geld, das noch darin circulirt, vollends an sich ziehen. Wir kleiden uns in ihre Zeuge; sie hingegen haben unsere Wollenwaaren ganz und gar nicht nöthig. Im Gegentheil müssen wir vielmehr für alle Waaren, welche wir aus Indien und Sina beziehen, baares Geld erlegen, so daß diese Reiche zweien Gruben zu vergleichen sind, in welchen wir mit beiden Füßen stehen, und immer tiefer versinken **). Schon Plinius (Hist. Nat.

*) Eine gewisse Gattung von weißem Ostindischem Zitz.

**) Es ist freilich wahr, daß ein großer Theil des Silbers und Goldes, welches in Brasilien und dem Spanischen Amerika gewonnen wird, erst in die Hände der fleißigen nordischen Nationen für Holz, Eisen, Flachs, Hanf, Leinewand und andre

Lib. VI. Cap. 17 et 22.) beschwerte sich über den Luxus seiner Landsleute, die ebenfalls dergleichen Waaren aus der Insel Taprobane (jetzt Ceilan) holten; was würde er wohl sagen, wenn er noch lebte, und unsere Verschwendung mit ansähe? Wehe dem Volke, das sich nicht mit den Produkten begnügt, die der Boden seines Vaterlandes erzeugt *)!

Eilftes Kapitel.

Arzneikunst und Kräuterkunde der Indier.

Am Nordpol herrschen zwar eben sowohl Krankheiten als in dem heißen Erdstriche; doch sind die, von denen die Eskimoer, Grönländer, und andere im Norden wohnende Völker befallen werden, ganz von den zwischen den Wendecirkeln gewöhnlichen verschieden. Die Kälte koncentrirt die Lebensgeister, stärkt die Nerven, ist die Ursache, daß sich die eigentliche Lebenskraft, das Feuer, im Innern sammelt, folglich der Körper eine feste Konsistenz bekommt, stark und

Waaren kommt, dann aber für Artikel des Luxus, Arzneimittel u. s. w. nach China und Ostindien geht. Aber wenigstens verliert England nicht mehr viel, da es Einkünfte aus großen Ländern in Indien zieht und beinahe den ganzen Handel mit jener Weltgegend in Händen hat. F.

*) Hier zeigt der Verfasser eben nicht die vorzüglichste Einsicht. Der Handel ist das Band, welches die entferntesten Nationen mit einander vereinigt, und ohne ihn würden unsre Handwerker und Künstler Theils nicht so viele Beschäftigung haben, Theils nicht ihre Erfindungskraft so üben können, wie jetzt. In allen Ländern, die sich nur mit den Produkten ihres eigenen Vaterlandes behelfen, herrscht Mangel an Geistesbildung und an Aufklärung. Die Vorsehung will mehr allgemeines Wohlwollen und weniger Selbstsucht unter den Menschen haben; und dazu braucht sie Künste, Manufakturen, Schifffahrt und Handel als Mittel. Freilich werden diese schändlich gemißbraucht; doch darf der Menschenfreund hoffen, daß einst auch aus diesem Uebel Gutes entstehen werde. F.

fett wird, und allerlei Beschwerlichkeiten ohne Nachtheil ertragen kann. Sie hat aber auch die Folge, daß sie die gefährlichsten Krankheiten nach sich zieht, gewaltsame, tief eingreifende Leidenschaften erzeugt, die Seele stumpft, und sie, so zu sagen, in düstere Wolken verhüllt; obgleich nicht zu läugnen ist, daß eben dadurch die Seele eine gewisse Festigkeit erlangt, die Herrschaft über sich selbst erringt, und in ihren Handlungen desto behutsamer zu Werke geht. Die Hitze hingegen macht den Körper weichlich und die Nerven schwach, verschafft dem Geiste des Menschen, besonders seiner Einbildungskraft, einen freieren Spielraum, facht zwar ebenfalls das Feuer der Leidenschaften an, und zieht Krankheiten nach sich; allein jene verrauchen bald wieder, und diese haben selten gefährliche Folgen. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Behauptung, daß die Menschen sich nirgends stärker vermehren, als in den nördlichen Ländern, gegründet sey; aber gewiß ist es, daß sie nirgends besser fortkommen, als unter einem gemäßigten Himmelsstriche. Wenn man es gleich unter dem heißen Erdgürtel bei Tage vor Hitze kaum aushalten kann, so sind dagegen die Nächte erquickender und angenehmer; und da sie den Tagen an Länge gleichkommen, so wird man für die Mühseligkeiten dieser letztern hinlänglich entschädigt *). Unmöglich kann ich daher jenem Französischen Philosophen Recht geben, welcher behauptet, daß ein sechsmonatlicher Aufenthalt am Nordpol weit erträglicher sey, als ein dreimonatlicher unter

*) In den Betrachtungen, mit denen der Verfasser diesen Abschnitt anfängt, ist viel Schiefes. Die große Hitze in den tropischen Gegenden wird Menschen und Thieren gefährlich. In Calcutta, welches noch ziemlich weit von der Linie liegt, sterben wilde Holztauben, welche zur Mittagszeit quer über den Markt fliegen. Die Menschen, welche alsdann arbeiten müssen (z. B. die Schreiber in Diensten der Englisch-Ostindischen Kompagnie, deren Korrespondenz oft keinen Aufschub leidet), sitzen dabei nackend bis an den Hals in großen Wassergefäßen, in die von Sklaven immer kaltes Wasser aus Brunnen zugepumpt wird. Ein solches Land kann für die Menschen wohl nicht heilsam und wohlthätig seyn. Eben so ist der eigentliche Norden ein elender und trauriger Aufenthalt für den

dem Aequator, wo noch überdies zu gewissen Stunden des Tages ein kühles erfrischendes Lüftchen wehet. So lange die Natur sich in ihren Wirkungen nicht widerspricht, so lange wird auch der Satz gelten, daß die Menschen weit lieber unter einem milden Himmelsstriche leben, als in solchen Gegenden, welche den wohlthätigen Einfluß der Sonne nur selten empfinden. Dies beweisen unter andern die großen Völkerwanderungen der Cimbrier, der Hunnen, Teutonen und Marsen *), welche ihre unwirthbare, der strengsten Kälte ausgesetzte Heimath im Norden verließen, und andere gegen Süden liegende Gegenden überschwemmten. Eben so machten es die Türken, welche um das Jahr 625 aus Scythien und der Tartarei hervorbrachen, immer weiter gegen Morgen zogen, und endlich nach langwierigen blutigen Kriegen im Jahre 1452 Konstantinopel eroberten. Diese und andere dergleichen Ereignisse bestätigen hinlänglich, was ich über die Verschiedenheit des Himmelsstriches und über dessen Einfluß gesagt habe. Es ist eine unwiderlegbare Wahrheit, daß die Stärke oder Schwäche eines Volkes größtentheils von demselben abhängt, und Hippokrates war hievon so fest überzeugt, daß er behauptete, man könne es einem Menschen am Gesicht ansehen, unter welchem Klima er geboren sey, und wo er zu Hause gehöre **).

Menschen. Nur die gemäßigten Himmelsstriche, Griechenland, Italien, und was mit ihnen in gleicher Breite liegt, können das Ideal der Menschheit und ihr höchstes Glück hervorbringen. Von daher kam der Strahl der Aufklärung, der Vervollkommnung des Mengeschlechtes, welcher dann selbst in dem kältern Klima mit belebender Kraft wirkte. F.

*) Wie die Marser, ein lange in Italien ansässiges Volk, unter die Cimbrer, Teutonen und Hunnen kommen, begreife ich nicht. Sie bewohnten ihre Gegend so lange, daß sie mit zu den ersten Anbauern des Landes gehören. Man kann ihre Geschichte in einem seltnen Buche nachlesen, nehmlich in Mutii Phoebonii Marsi historia Marsorum. Napoli 4. 1678. F.

**) Auf diese ganz richtige Aeußerung des Hippokrates, welche Camper bestätiget hat, haben Gelehrte in neueren Zeiten ihr

Die Krankheiten, von welchen die Bewohner des südlichen Indiens, d. i. die Malabaren, Canarinen, Maissurer, Madureser, Tanjaurer, Maraver und Paraver, heimgesucht werden, sind folgende: Shralanòva, die Windkolik; Sanivali, Nervenkrämpfe und Konvulsionen; Adisàram, der Bauchfluß oder Durchlauf; Calladapa, Steinschmerzen; Grahanni, die rothe Ruhr; Mujali, eine Art von Podagra; Kaszalapani, das Rothlaufen, mit fieberhaften Zufällen; Pani, das hitzige Fieber; Tridoshagioram, das Fieber, welches drei böse Eigenschaften hat, d. i. das hitzige Fieber; Mallampani, ein Fieber das nur einen Tag dauert, und von einem gewissen Winde herrührt, der von den Gattes-Gebirgen herabkommt; Vidàtapani, das anhaltende Fieber; Onnaràdenpani, das dreitägige Fieber; Nàlampani, das viertägige Fieber; Kshaja, die Schwindsucht; Ragiakshaja, die Lungensucht; Nirvàszicia, der unwillkührliche Abfluß des Harns; Pramèham, der Samenfluß, die Gonorrhoea benigna; Aadram, die Hämorrhoiden; Mahòdoram, die Wassersucht; Kàmala, die Gelbsucht; Sanni, Wahnsinn, der mit Konvulsionen verbunden ist; Velupa oder Cushstam, der Aussatz; Nirtiripa oder Nircomben, eine Intestinal-Kolik, die von Erkältung herrührt. (Diese Krankheit wird im gemeinen Leben Mordexim genannt, woraus Sonnerat,

System von Menschen-Raçen gegründet. Diesem zufolge sollen die Neger gar keiner Moralität fähig, und dies ihnen ganz deutlich im Gesichte zu lesen seyn. Ich habe doch auch Tausende dieser so einseitig verurtheilten Menschen gesehen, und in ihren oft sehr gutmüthigen Gesichtern nichts davon bemerken können. Klima, Lebensart, Kleidung, Nahrung und andre Umstände ändern die weichen Theile des Körpers und die Züge des Gesichtes; ja selbst die festen Theile nehmen nach und nach eine andre Form an. So bekommen ganze Völkerschaften einen besondern, eigenthümlichen Ausdruck im Gesichte; und Form, Größe, Stellung des Körpers wird verändert. Dies kann aber die Anlagen des Geistes, der Leidenschaften und der Moralität, welche eigentlich den Charakter und den Werth des Menschen ausmachen, nicht ganz zerstören. F.

drollig genug, Mort de Chien — Hundetod — macht.) In den Monaten Oktober, November und December grassirt diese Krankheit auf der Küste Malabar sehr stark; denn um diese Zeit wehen gewisse Winde von den Gattes-Gebirgen, die eine Menge nitröser Theilchen mit sich führen. — Ferner: Astisràva, eine hitzige Krankheit, die den ganzen Körper angreift, und sogar das Mark in den Knochen verzehrt; Ciardhi, Erbrechen, das von der Galle oder andern Zufällen herrührt; Ractapittam, das Gallenfieber, worauf gewöhnlich ein Abfluß erfolgt, der aus Blut und Eiter besteht; Tipolla, brennende Geschwüre an den äußern Theilen des Körpers; Masuri, die Pockenkrankheit, ein Uebel, welches in Indien sehr ansteckend ist, und außerordentlich viele Menschen wegrafft; Ciori, die Krätze; Arbuda, der Krebs; Ceravàrpa, ein Geschwür, dessen übler Geruch die Schlange Cera herbeilockt, welche aber nicht giftig ist; Araklèsham, Bubonen; Sannivàdam, Schlagflüsse; Engal, Engbrüstigkeit; Ciuma, Husten. Wer das Verzeichniß dieser Krankheiten mit einiger Aufmerksamkeit durchlieset, der wird finden, daß die meisten entweder von allzustarker Hitze, oder von Erkältung herrühren. Einige Arten von Beulen und Geschwüren, welche sich an den Füßen ansetzen, sind während der Regenzeit schwer zu kuriren, so wie andere hingegen sich schlechterdings nicht vertreiben lassen, so lange der Sommer dauert. Die Weibsleute, welche wenig arbeiten, und sich keine hinlängliche Bewegung machen, sind mit Konvulsionen, Mutterkrämpfen und andern histerischen Zufällen geplagt. Ich habe oft mit angesehen, daß dergleichen Weibspersonen mitten unter der Messe, wenn man mit dem Glöckchen schellte, plötzlich aufsprangen, in der Kirche hin und her liefen, und endlich wie rasend zu tanzen anfingen. Wer die Ursache dieses seltsamen Auftrittes nicht kannte, und nicht wußte, daß sie an histerischen Zufällen litten, der hätte glauben sollen, sie wären vom Satan besessen. Nach vie-

lem Hüpfen und Springen, kam endlich ihr Blut wieder in seinen gehörigen Kreislauf; die bösen Säfte, welche die Stockung verursacht hatten, waren durch die Ausdünstung vermindert worden, ihre Nerven erhielten wieder die erforderliche Spannung, und nun wurden sie wieder ruhig. Diese Art von Tanz heißt Tullunu, und die Erschütterung des Körpers, welche dabei vorgeht, wird Tullel genannt. Man sollte dergleichen Personen dazu anhalten, Nella oder ungeschälten Reiß zu stoßen, sollte ihnen den Gebrauch kalter Bäder und der Chinarinde verordnen, hauptsächlich aber ihnen anrathen, sich vor jeder heftigen Gemüthsbewegung zu hüten *).

Leute, die über Schwäche des Magens und der Nerven klagen, pflegen gewöhnlich des Morgens etwas Opium zu käuen. Sie sagen, dies stärke die Nerven und befördere die Verdauung. Eigentlich aber ist diese Gewohnheit höchst schädlich; denn wer sich einmal an den Genuß des Opiums gewöhnt hat, der kann demselben nie wieder entsagen, und wenn man ihm keins giebt, so leidet er die fürchterlichsten Schmerzen, fällt in Ohnmacht, und liegt da wie ein todter Mensch. Ich lernte jedoch verschiedene Personen kennen, die allemal bei Tische eine ganz kleine Dosis Opium zu sich nahmen, und sich dabei wohl befanden. Es mildert das allzuheftige Aufbrausen der Lebenssäfte und die gewaltsame Spannung der Nerven, vor welcher man sich in diesem hitzigen Klima nicht genug in Acht nehmen kann. Deswegen

*) Die sitzende Lebensart vornehmer Griechischer Weiber bewirkte schon im Alterthume dergleichen Krankheiten. In der Geschichte der Argiver, zu den Zeiten des Megapenthes, findet man, daß ihre Weiber durch die sitzende Lebensart bei dem Spinnen, Weben, Stricken und Wirken, vielleicht auch durch unreine Luft in engen Zimmern, und durch den Genuß hitziger Weine, sich Krankheiten zuzogen, die dem echten Tarantismus (nicht dem vom Bisse der Taranteln) ähnlich waren. Bias und Melampus, die Söhne Aminthares, verstanden sich auf die Heilung dieser Krankheit. Gesänge und Musik, von schönen jungen Männern gesungen, und sanfte Behandlung, vielleicht auch Tänze, brachten die in den Wäldern und im Gebirge verirrten Weiber alle nach Argos zurück. F.

pflegen sich auch die Mahomedaner, welche bekanntlich mehrere Weiber haben, des Opiums während des Beischlafs zu bedienen; damit nehmlich ihre Gesundheit durch den allzustarken Naturtrieb keinen Schaden leide. So ersprießliche Dienste das Opium unter dergleichen Verhältnissen leisten mag, so gefährlich ist dessen Wirkung, wenn man es in Citronensaft oder einem andern sauern Auflösungsmittel zergehen läßt, und dann eine starke Dosis davon zu sich nimmt. Auf diese Art genossen, reitzt es die Menschen zum Blutdurst, verwandelt sie in grimmige Bestien, und macht sie so wüthend, daß sie sich eher in Stücken hauen lassen, als die Waffen aus der Hand legen. Die Bösewichter, welche sich in dergleichen aufgelösetem Opium berauschen, werden Ammochi genannt, und sind entweder Nairen, oder Mahomedaner, die den Entschluß gefaßt haben, ihr Leben aufzuopfern, um entweder dem Könige, dem Vaterlande, der Religion, oder jemanden, dessen Parthei sie in einem Streite genommen haben, einen Dienst dadurch zu leisten, oder sich wegen einer erlittenen Beleidigung zu rächen *). Ehemals gab es auf der Küste Malabar viele dergleichen Ammochi; seithem aber der König von Travancor verboten hat, Tàgara (Kokosbranntwein) zu trinken, Cangiàva zu rauchen, und Opium zu genießen, das auf die obenbeschriebene Art zubereitet ist: seitdem sind dergleichen wilde Thiere in Menschengestalt seltner geworden; und sollte es jemand wagen, sich auf eine so entsetzliche Art gegen das Publikum zu vergehen, so würde er gewiß auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden. Einige Personen, welche sich während des Krieges gegen Tippu Sultan zu Ciavacàda befanden, wollten mich zwar versichern, daß sie verschiedene Ammochi unter dessen Truppen wahrgenommen hätten; allein ich weiß ganz zuverlässig, daß er seinen Soldaten den Gebrauch des Opiums verbot, und zwar deswegen, weil die

*) S. Lettre à Mr. Sonnerat. A l'Isle de France, de l'Imprimerie Royale 1784. Chap. VI. p. 102.

Ammochi in ihrer Raserei weder Freund noch Feind schonen, sondern alles ermorden, was ihnen vorkommt. Das beste Mittel, sich gegen diese Unmenschen in Sicherheit zu setzen, besteht darin, daß man ihnen Sand in die Augen wirft. Die Cangiava, oder die Blätter der Bangue, einer fünf bis sechs Fuß hohen Pflanze *), welche anstatt des Tabaks geraucht werden, wirken eben so wie das Opium, und machen die Menschen ganz rasend.

Die Lustseuche ist in den innern Gegenden Indiens wenig bekannt. Da die Indier sehr auf Reinlichkeit halten, da ferner Manns- und Weibspersonen ein sehr eingezogenes Leben führen, leicht zu verdauende Lebensmittel genießen, in steter Transpiration sind, sich dreimal des Tages die Schamtheile abwäschen, und außerdem noch an verschiedene strenge Verordnungen gebunden sind, welche die Beschaffenheit des Klimas nothwendig macht: so hat diese abscheuliche Krankheit in den innern Provinzen eben nicht sehr um sich greifen können. In den Seestädten hingegen, wo ein außerordentlicher Zusammenfluß von Fremden ist, welche sich alle mögliche Ausschweifungen erlauben, und wo jene heilsame Gewohnheiten und Verordnungen fast gar nicht mehr befolgt werden, hat die Lustseuche stark überhand genommen; doch grassirt sie nur unter den niedrigen verachteten Casten, und unter den Europäern, die ohnehin die Urheber alles Unheils sind, worüber die Indier sich zu beklagen haben. Da indeß der Körper unter diesem heißen Himmelsstriche in beständiger Transpiration ist, so läßt sich jene Krankheit leicht heben, wenn man nur gleich anfänglich verdünnende, blutreinigende und abführende Mittel dagegen braucht. Das wirksamste ist die Vellabamba, oder Sassaparille. Aus dieser Holzart bereitet man ein Dekokt, das mit etwas Zucker versüßet wird; und wenn man hiervon einer veneri-

*) Der Bangue ist nichts anders, als unser Hanf, dessen Blätter, wenn sie geraucht werden, eine berauschende Kraft haben. F.

schen Person gleich anfänglich, ehe noch das Uebel sehr überhand genommen hat, zwei bis drei Nößel zu trinken giebt, so wird sie gleich wieder gesund. Ueberhaupt würde die Lustseuche weit weniger um sich greifen, wenn nur die Menschen bei Zeiten die gehörigen Hülfsmittel dagegen anwenden wollten. Boerhave, ein Mann, dessen Nahmen ich nie ohne tiefe Ehrfurcht nenne, sagt ausdrücklich *), die Lustseuche sey in Indien gar keine so fürchterliche Krankheit, wie in Europa. Weit schrecklichere Folgen zieht die erwähnte Intestinal-Kolik nach sich, welche von den Indiern Shani, Mordexim, oder auch Nikomben genannt wird. Sie rührt, wie gesagt, von den Bergwinden her, welche viele nitröse Theilchen bei sich führen, und sich gewöhnlich gleich nach der Regenzeit einstellen, wo auf die nasse Witterung eine große Hitze und anhaltende Dürre folgt. Auf der Küste Malabar geschieht dies vom Anfange des Oktobermonats bis zum zwanzigsten December, und auf der Küste Coromandel im April und Mai. Dann erkälten sich die Leute, und dies hat die Folge, daß sich bösartige und gallichte Verschleimungen im Eingeweide fest setzen, welche heftige Schmerzen, Brechen, Fieber und Betäubung verursachen, so daß die von dieser Krankheit befallenen Patienten binnen wenigen Stunden des Todes sind. Bisweilen ereignet sich der Fall, daß in einem einzigen Orte des Tages dreißig bis vierzig Personen sterben, wenn man ihnen nicht schleunig zu Hülfe eilt. Die bittere Essenz (Droga amara), deren ich gleich zu Anfange dieses Werkes erwähnte, ist das bewährteste Mittel gegen diese Kolik; denn sie öffnet die Schweißlöcher, verdünnt die Säfte, widersteht der Wirkung des Salpeters, erwärmt den Körper, bringt ihn in Schweiß, und verschafft ihm auf diese Art neues Leben. Im Jahre 1782 wüthete diese Krankheit so sehr, daß eine Menge Menschen daran starben. Die eben erwähnte bittere Essenz ist ziemlich theuer,

*) S. Tractatio medico - practica de lue venerea Hermanni Boerhave. Lugd. Bat. 1751. A. d. V.

und es war auch nicht möglich, sie in solcher Quantität herbeizuschaffen, daß man alle Kranken damit versehen konnte. In Ermangelung derselben nahmen wir Tàgara (Kokosbranntwein), zogen denselben über Pferdekoth ab, und gaben ihn den Patienten anstatt der Arznei. Alle, welche von diesem Getränk einnahmen, wurden wieder gesund; die Andern gaben in drei bis vier Stunden ihren Geist auf. Dies machte unter den Heiden so großes Aufsehen, daß der Ruf unserer Kurart sich bis nach Cochin verbreitete. Als die dortigen Aerzte der Holländischen Kompagnie, die Herren Martinsard und Errik, hiervon benachrichtigt wurden, gaben sie unserm Arzneimittel nicht nur ihren Beifall, sondern machten auch von demselben bei ihren Kuren Gebrauch. Das dreitägige Fieber ist leicht vermittelst eines Dekokts von Veppa (der Malabarischen China) zu vertreiben *). Veppa ist der Nahme eines Baumes, der eine sehr bittere Rinde, und grüne zackige Blätter hat, die ebenfalls äußerst bitter sind. Er wächst auf dürrem, sandigem Boden, ohne alle Wartung und Pflege. Das erwähnte Dekokt wird aus den Blättern desselben bereitet, welche Veppela genannt werden. Die Eigenschaft dieses Baumes ist den Brahmanen sehr gut bekannt; das gemeine Volk aber weiß wenig oder nichts davon. Der Kàcil, oder die Entzündung, welche mit der Gonorrhoea benigna verbunden ist, wird durch Reißwasser gehoben, welches mit ein wenig Zucker vermischt und dem Kranken zu trinken gegeben wird. Auch verordnet man ihm kalte Umschläge, ingleichen Dekokte von Bananasfeigen, Milch, Salpeter, und andere erweichende, kühlende und diuretische Mittel. Dies Uebel geht auf der Küste Malabar sehr stark im Schwange. Alle diese Krankheiten, welche von der Auflösung der Lebenssäfte herrühren, ent-

*) Aus der Benennung: Malabarische China, vermuthe ich, daß diese Veppa die nun bekannt gewordene Swietenia febrifuga s. rubra des D. Roxburgh ist. Doch läßt sich das aus des Verfassers unbotanischer Beschreibung nicht mit Gewißheit bestimmen. F.

kräften die Indier vor der Zeit, und beschleunigen ihren Tod. Sie sterben fast ohne alle Schmerzen, wie die Schwindsüchtigen, und verlöschen auf eben die Art wie ein Lämpchen, das kein Oel mehr hat. Bei ihrem Absterben bemerkt man keine Verzerrung der Gesichtszüge, keine Zuckungen, und vernimmt weder Winseln noch Wehklagen, wie bei so vielen Europäern, welche die schwerste Todesart haben, die man sich nur denken kann. Viele Indische Weibespersonen büßen ihr Leben ein, wenn sie zum erstenmal gebären. Die Pocken, eine Krankheit, welche in Indien außerordentlich ansteckend ist, kommen auf der Küste Malabar gewöhnlich nach der Regenzeit, nehmlich im December, Januar, und den nächstfolgenden Monaten, zum Ausbruch. Sie raffen jährlich viele tausend Menschen weg. Wenn sie grassiren, sondern sich die Eltern von ihren Kindern, und die Kinder von ihren Eltern ab; denn diese Krankheit ist, wie gesagt, so ansteckend und gefährlich, daß man sich nicht genug davor in Acht nehmen kann. Hierzu kommt noch, daß man ihre Symptomen nicht gehörig zu beurtheilen weiß, und folglich die Patienten auf eine ganz verkehrte Art behandelt. Man sperrt nehmlich Fenster und Thüren zu, damit nicht etwa ein kühles Lüftchen die Kranken anwehe, und giebt ihnen fast lauter hitzige Sachen. Die gewöhnlichsten Hülfsmittel, deren man sich gegen die Pockenkrankheit bedient, sind Zucker, gekochte Zwiebeln, Harn von einem gesunden Kinde, Koriander-Samen, gekochter Reiß, grüner Pfeffer, Karambola-Blätter, (Averrhoa Carambola L.? F.) Zwiebelsaft, und was dergleichen, Theils unnütze, Theils schädliche, Dinge mehr sind. Hierdurch sucht man zwar das Gift aus dem Körper zu treiben, läßt es aber nicht einmal zu gehöriger Reife kommen, und verordnet dem Patienten weder erweichende noch kühlende Mittel, welche dazu dienen, die innere Hitze zu dämpfen und die Gährung der Lebenssäfte zu mäßigen. Reißwasser und frische Luft würden ihm weit zuträglicher

seyn; allein die Indier beharren nun einmal auf ihren tief eingewurzelten Vorurtheilen, und folglich ist alles Zureden vergeblich.

Indien allein enthält vielleicht mehr medicinische Schriften, als man in der ganzen Welt antrifft. Da man in diesem Lande keine Buchdruckereien hat, so sind alle Hände damit beschäftigt, die vorhandenen Manuskripte zu kopiren, und besonders solche, welche darauf Beziehung haben, das menschliche Leben zu verlängern, nehmlich medicinische und botanische. Aus dergleichen besteht ein großer Theil der Indischen Handschriften, die in den Bibliotheken des Königs von Frankreich, der Propaganda, des Herrn Samuel Guise, und im Borgianischen Museum aufbewahrt werden. Das oft erwähnte Wörterbuch Amarasinha nennt unter der Rubrik Auszadhivargga, d. i. Klasse der einfachen Arzneimittel, über dreihundert Kräuter und Wurzeln, die in der Medicin gebraucht werden. Wer sich von der Menge der Gegenstände überzeugen will, die in der Malabarischen Arzneikunst und Botanik vorkommen, der darf nur das Buch nachsehen, welches unter dem Titel Hortus Malabaricus im Jahre 1689 zu Amsterdam herausgekommen ist. Diese beiden Wissenschaften werden in Indien schon seit drei tausend Jahren getrieben, und beschäftigen noch heut zu Tage eine sehr große Anzahl Menschen. Wenn man nach einem Arzte schickt, so kommen ihrer gewiß fünf bis sechs. Man findet sogar Knaben, welche ausgebreitete Kenntnisse in der Botanik besitzen; und dies ist auch gar kein Wunder, da man sie schon in den frühesten Lebensjahren dazu anhält, die Kräuter und ihre Eigenschaften kennen zu lernen. Erlaubten es die Gesetze und die Religion der Indier, daß sie Thiere zergliedern und die Anatomie studieren dürften, so würden sie es unfehlbar in der Arzneikunst sehr weit bringen; da ihnen aber dies aufs strengste verboten ist, so versteht es sich von selbst, daß diese Wissenschaft keine großen Fortschritte ma=

zhen kann. Indeß sah ich aber gleichwohl, daß Malabarische Aerzte mitunter Kranke wieder herstellen, auf deren Rettung Europäische gänzlich Verzicht gethan hatten. Ueberhaupt thun es die Malabaren an Kenntniß der einfachen Arzneimittel den meisten Europäern zuvor. Unter denen, welche sie bei ihren Kuren gebrauchen, sind besonders folgende bemerkenswerth:

Vèppa, der Chinchina-Baum, der schon weiter oben erwähnt worden ist. In der Samscredam-Sprache wird er Nimba genannt, auf Tamulisch Aipu, auf Portugiesisch-Indisch Amargozeira. Es giebt zwei verschiedene Gattungen desselben. Die eine sieht schwarz aus, und heißt Karinveppa; die andere hat grüne, zackige Blätter, welche sehr bitter schmecken, und ist unter der Benennung Aryakarinveppa bekannt. Diese letztere giebt eigentlich die echte Malabarische China. Von der Rinde dieses Baums machen indeß die Indier nur im Nothfalle Gebrauch; denn die Blätter desselben wirken eben so kräftig, wenn man sie absiedet, die Brühe davon trinkt, und zugleich die gröbern Theile zu sich nimmt, welche sich am Boden des Gefäßes festsetzen. Die Brahmanen pflegen aus dem Safte dieser Blätter einen sogenannten Karik, d. i. eine Tunke, zu bereiten, welche sie zum Reiß essen. Dies Mittel thut sehr bewährte Dienste gegen das dreitägige Fieber, gegen die Würmer, gegen alle Arten von Unverdaulichkeit, wie auch gegen die Schwäche des Magens und der Nerven. Wenn man diese grünen Blätter zerquetscht, und auf Wunden oder Geschwüre legt, die seit langer Zeit um sich gefressen haben, so reinigen sie dieselben, und verhindern, daß der Krebs nicht dazu schlägt. Mit Einem Worte, sie thun völlig dieselbe Wirkung, wie die Chinarinde, und zwar in viel kürzerer Zeit, weil in dem Safte der Blätter weit mehr Kraft enthalten ist, als in den holzartigen Theilen des Stammes und der Zweige. Bei so bewandten Umständen können die Indier die echte China,

welche in Amerika wächst, sehr füglich entbehren, und zwar um so mehr, da diese gemeiniglich durch die Versendung sehr viel von ihrer Kraft verliert, indem unterweges die darin enthaltenen volatilischen Salztheilchen verfliegen. — Die Brennnessel, Codituva, ist, wie die Brahmanen sagen, ein vortreffliches Mittel das Blut zu reinigen, es zu verdünnen, die Gicht, den Aussatz und das bösartige Fieber zu vertreiben, und den mit Blutspeien verbundenen Husten zu stillen. — Avanaka, der sogenannte Wunder- und Kreuz-Baum, auf Portugiesisch Figueira d'Inferno, trägt eine Frucht, aus welcher ein sehr heilsames Oel gepreßt wird. Es reinigt und versüßt das Blut, löset die verdorbenen Säfte auf, und treibt die Würmer ab; auch leistet es vortreffliche Dienste gegen das Hüftweh. Ulatunwera, die Wurzel des Baums Ulam, ist ein wirksames Mittel gegen die Gelbsucht, reinigt die Harnröhre, wenn sie von Verschleimungen verstopft ist, die aus den Nieren kommen, und kurirt die Gonorrhoea benigna. In diesem letztern Falle giebt man dem Patienten von der pulverisirten Wurzel dieses Gewächses, welche mit Zucker und Milch vermischt wird. Der Ulam, auf Portugiesisch Pareira brava, ist diejenige Gattung des großen Epheus, welcher ganz kleine Früchte trägt, die, wie die Kaffeebohnen, in kleine Hülsen eingeschlossen sind. Nur dessen Wurzel ist officinell *). Man hüte sich, den Ulam nicht, wie Einige gethan haben, mit dem Vallicàgneram zu verwechseln, welcher ebenfalls in Malabar wächst. Ich bediente mich bei Kuren jederzeit des erstern, und nie des letztern. Daß jener die besten Wirkungen hervorbringt, kann ich aus Erfahrung bezeugen. Geofroy hat dieses Gewächs in seiner Materia medica, wo es unter den exotischen Pflanzen vorkommt, ausführlich beschrieben. — Konna, die Cassia purgans, führt die Galle ab, reinigt

*) Vielleicht die Wurzel der Cissampelos Pareira L. F.

reinigt die Nieren, und kühlt; so lehren wenigstens die Brahmanen. Von der Arekanuß, der Bananasfeige, dem Kokosbaume, dem Mava oder Mangueira, dem Kaju, Ciamba, Plava, und Papamaram, hat Gemelli Careri im dritten Theile seines Giro del Mondo (Cap. 9. p. 75. sqq.) nicht nur eine umständliche Beschreibung entworfen, sondern dieselben auch durch Abbildungen erläutert, so daß ich den Leser auf dieses Werk verweisen, und es bei einer flüchtigen Anzeige dieser Gewächse bewenden lassen kann. — Der Nellimaram ist ein großer Baum, der die sogenannten Emblis, eine Art von Mirobalanen, trägt, welche ebenfalls zu einem Arzneimittel dienen, und auf Malabarisch Nellika genannt werden. Sie sollen, wie die Malabaren sagen, hauptsächlich dazu nützen, den Schleim und die Galle abzuführen, woraus die meisten Krankheiten in Indien entstehen. Man pflegt diese Mirobalanen einzusalzen, und zum Reiß zu essen *). — Karuvà oder Ilavanga wird der Baum genannt, dessen Rinde die Cassia lignea, d. i. den wilden Zimmet, giebt **). Er ist von der Größe eines Europäischen Pflaumenbaums, und hat glatte grüne Blätter, die ziemlich fleischicht sind und einen starken Geruch von sich geben. Man bedient sich derselben in Indien auf eben die Art, wie bei uns des Zimmets. Dieser Malabarische Zimmet wächst ohne alle Wartung und Pflege, und würde dem Ceilanischen beikommen, wenn man ihn gehörig kultivirte. Damit ist aber den Holländern nicht gedient, sondern sie rotten vielmehr dergleichen Bäume in Malabar

*) Diese Art Mirobalanen kommen von dem Phyllanthus Emblica L. F.

**) S. Rheede Hort. Malab. vol. I. t. 57. — Was der Verfasser hier sagt, ist ungegründet. Der wilde Zimmet ist die Rinde des Karuvà, und im System die Laurus Cassia L. Die wahre Cassia lignea dagegen ist die Katou-Karuà, im Hort. Malab. Vol. V. t. 53, und im System Laurus Malabathrum L. F.

so viel als möglich aus, damit der Zimmet, welcher auf der Insel Ceilan gewonnen wird, nicht an Werth verliere. — Muringa ist der Nahme eines Baumes, welcher von den Einwohnern der Küste Malabar vorzüglich geschätzt wird. Auf Arabisch heißt er Moriaben, und auf Persisch Tamen Guzarat Trerida. Seine Blätter sowohl als seine Früchte, welche beide ganz klein sind, werden zum Reiß gegessen. Sie sollen dem Gifte widerstehen, und die Kolikschmerzen vertreiben. So viel ist gewiß, daß sie ein sehr gesundes Nahrungsmittel sind. Ich ließ mir mehrmals sowohl von den Blättern als den Früchten dieses Baums eine Brühe zubereiten, und befand mich allezeit sehr wohl darauf *). — Diejenige Malabarische Pflanze, von welcher ich mit Wahrheit sagen kann, daß sie dem Gifte widersteht, heißt Alpam, und ist ein Staudengewächs, das drei bis vier Fuß hoch wird. Man zerstößt diese Wurzel, und giebt dem Patienten, welcher vergiftet worden ist, in warmen Wasser davon ein. Das Malabarische Sprichwort sagt: Alpam agatta, Veszam poratta; d. i. so bald die Alpamwurzel in den Leib hinein kommt, gehet das Gift heraus. Indeß muß ich gestehen, daß sich der Andromachische Theriak (Theriaca di Andromaco) dennoch viel wirksamer erzeigt. — Der Indische Saffran wird auf Malabarisch Magnel, auf Portugiesisch Acafrao Indico, und auf Samscredamisch Kunkuma genannt **). Die Europäer bedienen sich dieser Pflanze, welche breite grüne Blätter hat, bloß um gelb damit zu färben; die Brahmanen hingegen schreiben ihr die Eigenschaft zu, daß sie den Aussatz, die Krätze und die Gicht vertreibe, die dicken Säfte verdünne, und die Haut von allen Flecken reinige, welche von skorbutischer Schärfe entstehen. — Der Senesbaum (Cassia Senna L. F.) heißt auf Malabarisch Nila-

*) In Rheede Hort. Malab. Vol. VI. p. 19, und im System Guilandina Moringa L. F.

**) Amomum Curcuma L. F.

vague, und wächst in den Berggegenden des Vorgebirges Comari. Seine Blätter dienen bekanntlich zu einem Laxirmittel. — Panicurca, die Malabarische Melisse, auf Portugiesisch Cidreira Malabarica, hat dicke, breite, runde und ausgezackte Blätter, und ist folglich von der Europäischen sehr verschieden, besitzt aber eben die Kräfte und Eigenschaften; sie stärkt nehmlich den Kopf und den Magen, und ist besonders histerischen Personen zu empfehlen *). — Kadelsaläda, Löwenzahn, (Leontodon Taraxacum L. F.) auf Portugiesisch Almeyrao, ist bekanntlich eine blutreinigende und zugleich abführende Pflanze. — Tottavàdi ist der Nahme der sogenannten Sensitiva, welche sich, so bald man sie anrührt, zusammenzieht **). — Vayambu, auf Lateinisch Acorus, auf Portugiesisch Dringo, der Kalmus, wächst auf der Küste Malabar in Teichen und stehenden Gewässern, hat lange grüne Blätter, und eine sehr aromatische Wurzel ***). — Die Skorzoner-Wurzel (Scorzonera hispanica L.? F.) wird auf Malabarisch Ciadaveli, und auf Tamulisch Nirvàlikilanga genannt. Die Indier pflegen dieselbe zu kochen, und auch eingemacht zum Reiß zu essen.

Um nicht allzu weitläuftig zu werden, will ich von mehreren andern Pflanzen und Gewächsen, welche ich nicht übergehen darf, nur kürzlich ihre Benennungen anführen. Dergleichen sind: Perumciragam, Lat. Foeniculum, Portug. Funcho, Fenchel. — Velladamba, Sassaparil. Von dieser giebt es zweierlei Gattungen. Die eine hat weiße Blüthen, die andere rothe. Letztere ist die Ma-

*) Vielleicht Melissa officinalis L., oder unsre gewöhnliche Citronen-Melisse. F.

**) Diese Sensitiva ist, allem Ansehen nach, eine Mimosa casia L. F.

***) Der Vayambu des Rheede Hort. Malab. Vol. XI. t. 60. ist Acorus calamus L. F.

labarische Sassaparil. — Cerupula, Lat. Saxifraga, Steinbrech. — Muszelcevi, Lat. Sonchus, Portug. Seralha, Lattich. — Manelcira, Lat. Portulaca silvestris, Franz. Pourpier, Portulack. — Codaven, Lat. Cochlearia, Port. Rabaça, Löffelkraut. — Pramì oder Caipacira, Lat. Nasturtium fontanum, Franz. Cresson, Brunnenkresse. — Cáttu trtáva, Lat. Ocymum thyrsiflorum, Basilienkraut. — Pandila, Lat. Trifolium pratense, Wiesenklee. — Gurgul, Lat. Scammonia, Purgierwinde. — Panna, Polypodium, Steinwurz. — Irattimadhiram, Glycirrhiza, Süßholz. — Puliàrila, Wasserklee. — Manday, Eupatorium, Leberkraut. — Mandàram, Lat. Admirabilis Malabarica, Port. Fula de Merenda. — Cattàsha, Lat. Aloes, Port. Herva bàbosa, Arab. Saber, die Aloe. — Màdalam, Lat. Arbustum mali Punici, Port. Romoeira, der Granatapfel. — Pavaca, Port. Momordica, die Balsamine. — Ihre Pflanze wird auf Malabarisch Pàvel genannt. — Kiszanelli, Millefolium, Schafgarbe. — Makipuva, Absynthium, Wermuth. — Ceruciaca, die Ananas. — Cannati panna, oder Madilpanna, Lat. Adiantum, Port. Avenca, Frauenhaar. — Ciragam, Port. Erva dolce, Anis. — Velluram, Port. Malvaisco, die Malve, ein erweichendes Mittel, welches vortreffliche Dienste leistet. — Orumbulicica, Port. Salbao Canarin; ein Baum, dessen Frucht eben die Dienste thut, wie unsere Seife. Die Malabaren waschen nicht nur den Körper sondern auch ihre Zeuge damit. — Codelciuruki, Lat. Herba vulvaria; ein stark adstringirendes Mittel, dessen sich die Weiber nach ihrer Entbindung bedienen, die Schamtheile zu kuriren. — Curantotti, ein Kraut, das ungefähr eine Palme hoch ist, und aus dessen Wurzel man ein Dekokt zubereitet, welches gegen das Podagra, den Husten, die Gonorrhöe, Blähungen und fieberhafte Zufälle gut ist. Man muß aber dieses Dekokt

mit Zucker und Milch vermischen. — Ellacalli, Euphorbium, Wolfsmilch, ein sehr scharfes und angreifendes Arzneimittel, das von Rechtswegen verboten werden sollte. — Ciangupushpam; die Würzel und Blätter dieses Krautes dienen als Dekokt gegen die Gicht, Leibweh und Vergiftungen. — Calumba, eine gelbe Wurzel, die als ein bewährtes Mittel gegen das dreitägige Fieber, Magenweh und Vergiftung bekannt ist, auch die monatliche Reinigung und die Entbindung befördert. Sie ist sehr bitter, und wird in Wein eingegeben. Ich vermuthe, daß es eben die Wurzel ist, welche man Vallicàgnaram nennt. — Cumbula, ein großer Baum, dessen Wurzel die Gicht vertreibt und die Galle abführt. — Ciaca, die größte unter allen Früchten, die es auf der Erde giebt; denn ein starker Mann hat Mühe, ein einziges Stück dieser Art fortzutragen. Sie wächst auf dem Plava-Baume, dessen Holz inwendig gelb ist. Gemelli Careri und andere Kompilatoren haben sie beschrieben. Der rohe Same dieser Frucht giebt einen starken aromatischen Geruch von sich, und wird Ciacacuru genannt. Als Dekokt erregt er den Samenfluß. — Trigolpaconna heißt auf Malabarisch der abführende Turbit. — Cagnaravera ist die Wurzel des Holzes Sokor. — Parutti wird der Baum genannt, auf welchem die Baumwolle wächst. — Caruppa ist die Benennung des Opiums. — Umana, Lat. Datura, Port. Dutro, ist eine Pflanze, die eine dunkelblaue Blume trägt, worin ein Same enthalten ist, der, wenn man ihn jemand in Wein oder Wasser zu trinken giebt, ein widernatürliches Lachen erregt, den Verstand benebelt, die Augen verdüstert, und zuletzt Schlaf verursacht. Unzüchtige Weibspersonen pflegen dies Getränk ihren Männern oder Liebhabern beizubringen, damit sie während der Zeit, wo ihre Keuschheitswächter mit diesem Wahnsinne befallen sind, ihre schändlichen Lüste frei und ungehindert befriedigen können. Der Pater Schotto hat diese Pflanze im

zweiten Theile seiner Physica Curiosa, und zwar in dem Anhange, welcher den Titel führt De mirabilibus miscellaneis, beschrieben. Ich kannte einen Franzosen, der zu Cochin ins Gefängniß gesetzt und zum Galgen verurtheilt wurde. Um dieser Strafe zu entgehen, nahm er dergleichen Samen ein. Die Folge davon war, daß er den Verstand verlor, und dann in einen tiefen Schlaf fiel, der ihn nach drei Tagen in die Ewigkeit schickte. Dieser Vorfall kann zum Beweise dienen, daß eine allzustarke Dosis dieses Samens den Menschen ums Leben bringt. — Tettamperel ist eine Frucht von eben der Größe, Gestalt und Form, wie die Exkremente eines Hasen. Wenn man sie in ein Gefäß thut, worin sich unsauberes Wasser befindet, so präcipitirt sie es dergestalt, daß sich alle schlammige und unreine Theile augenblicklich zu Boden setzen, und das Wasser hell und klar wird. Eben diese Wirkung erfolgt, wenn man einen Zweig dieses Baumes in einen Pfuhl oder verunreinigten Brunnen steckt. Ich würde dies nicht geglaubt haben, wenn ich es nicht mehrmals mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Noch jetzt besitze ich eine Frucht dieser Art, und kann auf Verlangen eine Probe damit machen. — Bhudiunarti, auf Portugiesisch Pau de merda, oder pau sujo, ist eine Holzart, welche dunkelroth aussieht und wie Menschenkoth riecht. Man macht sich bisweilen in Gesellschaft den Spaß, jemanden, dem die Eigenschaft dieses Holzes nicht bekannt ist, ein Stück davon unvermerkt in die Tasche zu schieben, und sich dann an seiner Verlegenheit zu belustigen. Es hat viele Aehnlichkeit mit der Asa foetida, auf Malabarisch Cayam oder Hingu, womit die Malabaren ihren abgekochten und naß aufgetragenen Reiß zu würzen pflegen. — Von der Bananasfeige, einer der köstlichsten Indischen Früchte, giebt es vier verschiedene Gattungen, nehmlich: Cannpala, die hohle Feige, Cadalipala oder Puvançà, die Gartenfeige, Eràden, die Zuckerfeige, (welcher diese Benennung ihres süßen Geschmak-

kes wegen beigelegt wird) und Nendaracà die Bratfeige, welche man roh nicht essen kann. Den Pàla oder eigentlichen Indischen Feigenbaum, hat Plinius im zwölften Buche seiner Naturgeschichte Cap. 5. De spina et ficu Indicis ganz unrichtig beschrieben. Er verwechselt den Pàla ganz offenbar mit einem andern Baume, der von den Portugiesen Arvore de raiz genannt wird. Dieser Baum erreicht die Höhe eines gewöhnlichen Kastanienbaums, treibt aber aus seinen Zweigen eine Menge Fasern, welche so lang werden, daß sie endlich bis auf die Erde herabhangen, sich ebenfalls einwurzeln, und mehrere solcher Bäume hervorbringen, die dem Hauptstamme vollkommen ähnlich werden. Dies gehet so fort, bis endlich aus diesem einzigen Baume eine Art von Wald entsteht. Also haben gewisse Reisebeschreiber nicht Unrecht, wenn sie versichern, daß man in Indien Bäume antreffe, worunter wohl tausend Menschen Platz hätten. Man pflegt dergleichen besonders in der Nähe heidnischer Tempel, oder vielmehr Pagoden, anzupflanzen, damit sie das versammelte Volk vor Regen und Sonnenschein schützen. Ich selbst sah einige solche Bäume zu Tiruvandaram und Ciranga, und konnte mich über dies sonderbare Naturspiel nicht genug verwundern. Die Europäer, welche sich auf der Küste Malabar niedergelassen haben, nennen diesen Arbore de raiz, den Pagodenbaum. Er ist von Nierenberg in dessen Naturgeschichte Lib. 14. Cap. 38. beschrieben worden.

Es hat mir unbeschreiblich viele Mühe gekostet, dies Verzeichniß so vieler Simplicien zusammen zu bringen, und ihre Malabarischen, Lateinischen und Portugiesischen Benennungen beizufügen. Indeß wird es hoffentlich die Liebhaber der Kräuterkunde in Stand setzen, sich von den botanischen Kenntnissen der Indier einen

Begriff zu machen *). Die Quellen, welche ich hierbei, außer meinen eigenen Erfahrungen, benutzt habe, sind: die Wörterbücher des Pater Hanxleden, Biscoping und Pimentel, das Herbarium des Pater Feraz, und ein Manuskript, worin die Bemerkungen mehrerer auf der Küste Malabar gebornen und erzogenen Aerzte und Kräuterkenner enthalten sind. Wenn man nur die Benennungen der Simplicien und die Europäischen Vegetabilien kennt, worauf sich dieselben anwenden lassen, so kann es einem eben nicht gar schwer werden, die Malabarische Botanik zu erlernen; aber ohne diese Kenntniß ist es freilich nicht möglich einige Fortschritte darin zu machen. Die Samscredamischen Nahmen dieser Simplicien sind in dem oft erwähnten Wörterbuche Amarasinha enthalten, welches in allen Indischen Schulen eingeführt ist, und eben so auf Malabarisch erkläret wird, wie in unsern Schulen das Griechische durch Latein.

Sachverständige Leser werden von selbst bemerken, daß die Indier es in der Botanik viel weiter gebracht haben als in der Mineralogie, weil sie ihre Medikamente größten Theils aus Vegetabilien verfertigen. Diese Verfahrungsart stimmt sehr genau mit dem System des Hippokrates überein. Zum Beweise darf man nur das zweite Buch dieses Arztes De Diaeta durchblättern, wo er zwar von den Kräften und Eigenschaften der Pflanzen und Fleischspeisen handelt, die Mineralien aber gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Arzneimittel, welche aus diesen letztern zubereitet werden, ziehen in Indien meistens sehr gefährliche Folgen nach sich, weil sie der menschlichen Natur nicht nur überhaupt weit weni-

*) Der Uebersetzer hat dieses Verzeichniß hier und da abgekürzt. — Da die bloßen Benennungen der Pflanzen uns in Deutschland keinen Vortheil verschaffen können, so würde es ohne Nutzen seyn, sie mühsam zu entziffern. Den gewöhnlichen Leser interessiren sie nicht; und der Botaniker mit Kenntnissen und Kritik weiß sich von selbst zurecht zu finden. F.

ger gemäß sind als andere, sondern auch die schwachen Körper der Indier ganz außerordentlich angreifen. Die Methode und die Recepte des van Swieten und Tissot sind folglich unter dem dortigen Himmelsstriche fast gar nicht anwendbar. Im Gegentheile weiß ich aus sicherer Erfahrung, daß verschiedene Aerzte zu Cochin, welche die Vorschriften dieser zwei berühmten Männer befolgten, und gewisse Medikamente in ganz kleiner Dosis verordneten, sich endlich gar nicht mehr getraueten Gebrauch davon zu machen. Die Indier nehmen nie ein Vomitiv oder eine Purganz ein, ohne sich zugleich vom Arzte etwas verschreiben zu lassen, wodurch die allzuheftige Wirkung dieser Abführungsmittel nöthigenfalls gehemmt werden kann. Sie verabscheuen das Aderlassen, und bedienen sich nur äußerst selten der Schröpfköpfe. Hiernächst pflegen sie die Aerzte nicht eher zu bezahlen, als bis sie völlig von ihren Krankheiten wieder hergestellt sind. Dies ist ein herrliches Mittel, der Unwissenheit und Scharlatanerie jener Quacksalber Einhalt zu thun, die eine Krankheit bisweilen bloß deswegen verlängern, um desto mehr Geld von ihrem Patienten zu ziehen. Wenn einem Malabarischen Arzte seine Kur mißlingt, so giebt ihm zwar der Kranke ein verhältnißmäßiges Geschenk für seine Bemühung; aber ihn völlig zu bezahlen, ist er schlechterdings nicht verbunden. In ältern Zeiten bestanden die Arzneimittel der Indier, nach dem Zeugnisse des Strabo, hauptsächlich in der Diät, Genügsamkeit und Auswahl der Speisen. Gerade so will es Hippokrates.

Zwölftes Kapitel.

Rückreise des Verfassers nach Europa. Einige Nachrichten von der Insel Ceilan.

Den zwölften März 1789 schiffte ich mich zu Cochin ein, um wieder nach Europa zu reisen, gerades Weges nach Rom zu gehen, und dort die Briefschaften abzuliefern, welche ich von dem Prokurator der Missionsanstalt auf der Küste Malabar, wie auch von dem Agenten, welcher von Seiten der Propaganda bei den dortigen Thomaschristen angestellt war, erhalten hatte. Das Schiff, an dessen Bord ich mich begab, hieß Kalypso, und war eine Fregatte von zwei und dreißig Kanonen. Die darauf befindliche Mannschaft bestand aus dreihundert und vierzig Personen, theils Matrosen, theils Seesoldaten. Der Befehlshaber dieser Fregatte war Graf Kergoriou Loemaria, Ritter vom Orden des heiligen Ludwig, wie auch von dem, welchen die fünf Rathsversammlungen der Amerikanischen Freistaaten gestiftet haben *): ein Mann, der sich, als Befehlshaber der Fregatte Juno, während des letzten Amerikanischen Krieges viel Ruhm erworben hatte. Die Kalypso war dazu beordert, den Handel der Franzosen mit Indien zu beschützen; und zu Gefährtinnen hatte sie die Asträa, die Medusa, und die Penelope, welche letztere nachher am Vorgebirge der guten Hoffnung verunglückte. Den Oberbefehl über dieses Geschwader führte Herr Saint Riveul. Da sich dieser eben damals am Bord der Fregatte Medusa befand, die auf der Rhede von Cochin vor Anker lag, so wirkte mir mein Freund, Graf Kergoriou, die Erlaubniß bei ihm aus, daß ich unentgeldlich, und

*) Vermuthlich ist der Cincinnatus-Orden gemeint. F.

auf Kosten Ludwigs des Sechzehnten, Königs von Frankreich, mit nach Europa reisen durfte. Wir richteten unsern Lauf nach dem Kap Camorin zu, das auf Malabarisch Comari oder Canyamuri genannt wird, und an welchem wir zwei Tage nachher, am vierzehnten März, vorübersegelten. Das Vergnügen, welches wir auf dieser angenehmen Fahrt genossen, und die herrlichen Ansichten, welche sich unsern Augen darstellten, kann ich unmöglich beschreiben. Da wir so nahe als möglich am Lande hinsteuerten, so lag die ganze Küste Malabar in Gestalt eines grünen Amphitheaters vor uns. Jetzt erblickten wir eine Gegend, die dicht mit Kokosbäumen besetzt war; gleich darauf kam uns ein Fluß zu Gesicht, der sich durch ein anmuthiges Thal schlängelte, und seitwärts ins Meer stürzte. Hier sahen wir eine Menge Leute, die sich mit dem Fischfange beschäftigten; dort blinkte durch dichtbelaubte Bäume eine schneeweiße Kirche hervor. Als unser Auge sich mit dem frühesten Morgen an diesem herrlichen Anblick ergötzte, wehete zugleich ein mildes Lüftchen vom Lande, das unsern Geruch mit den lieblichen Düften der Kardamome, des Pfeffers, des Betel, und so vieler andern aromatischen Kräuter und Pflanzen erquickte. Gegen Mittag erhob sich aber plötzlich ein frischer Wind, welcher über die offene See her strich, den Lauf unserer schönen Kalypso beflügelte, und jenes herrliche Land unserm Anblick entrückte. Am achtzehnten März Morgens legten wir uns bei der Insel Ceilan auf der Rhede von Colombo vor Anker. Hier trafen wir zwei Englische Schiffe an, und ein Savoyisches, dessen Rheder ein Französischer Kaufmann, Nahmens le Fabre, war. Herr van de Graaf, ein Schwager des oft erwähnten Kommandanten zu Cochin, Herrn J. G. van Angelbeck, war damals in der Holländischen Besitzung auf der Insel Ceilan als Gouverneur angestellt. Dieser schickte uns

seinen Train, das ist, drei prächtige Staatswagen, wovon der eine für den Befehlshaber unserer Fregatte, und die beiden andern für die übrigen Officier bestimmt waren. In diesem Aufzuge fuhren wir nach einem Garten außerhalb der Stadt, in welchem sich damals der Generalgouverneur Herr van de Graaf aufhielt, und wo uns eine herrliche Mahlzeit erwartete. In den nächstfolgenden Tagen hatte ich hinlängliche Zeit und Muße, mich auf dieser Insel umzusehen und einige Bemerkungen zu machen. Beinahe wäre es mir aber ergangen, wie hundert andern Reisenden, die einige Tage auf den beiden Küsten von Indien umherstreifen, und in Ermangelung der nöthigen Sprachkenntniß, sich von einem armseligen Fischer oder andern unwissenden Leuten allerlei irrige Nachrichten aufbinden lassen und dieselben über Hals und Kopf in ihr Reisejournal eintragen. Eben dies, sage ich, würde auch mir begegnet seyn, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, in Ceilan mit allerlei Leuten bekannt zu werden, welche sowohl die Malabarische als auch die Tamulische Sprache verstanden, und meine Neugier befriedigten. Freilich war mein dortiger Aufenthalt viel zu kurz, als daß ich dem Leser eine vollständige Beschreibung dieser Insel vorlegen könnte; indeß bin ich allerdings im Stande, ihm hierüber einige interessante Nachrichten mitzutheilen, und wenn ich dieselben aus Knox, Sonnerat, Spilberg, Cossigny, und andern Reisebeschreibern ergänze, so hoffe ich, daß ihn die Mühe nicht verdrießen wird, sie durchgelesen zu haben.

Die Insel Ceilan wird in der Samscredam-Sprache Lanca oder Langa genannt; ingleichen auch Ilam und Salābham. Dieses letztere Wort ist aus Sal, wahr, und Labham, Gewinn, zusammengesetzt, bedeutet also ein Land, welches wahren Gewinn bringt. Unfehlbar ist der Insel Ceilan dieser Nahme deswegen

beigelegt worden, weil man daselbst viele Edelsteine findet und auf ihrer westlichen Küste eine große Menge Perlen gefischt werden. Aus dem Samscredamischen Salàbham scheinen die korrumpirten Benennungen Sàlica (so wird sie von Ptolemäus genannt) und Ceilan entstanden zu seyn. Sie liegt, nach der Angabe des Herrn de la Tour, unter 9° 15′ der Breite, und unter 77° und 78° der Länge. Gegen Westen gränzt sie an die Küste von Pescaria, so daß sie nur durch die Meerenge Manàr von derselben getrennt wird. Hier ist die berühmte Brücke des Ràma, welche die Europäer die Adamsbrücke zu nennen pflegen. Diese erstreckt sich so weit ins Meer, daß man auf einem ganz kleinen Fahrzeuge nach der sogenannten Spitze des Rama, auf der Küste von Pescaria, überfahren kann. Nicht weit von der erwähnten Brücke des Rama, steht der berühmte Tempel Ramanacoil, in welchem der jüngere Bacchus und zugleich auch der Lingam oder Phallus des Shiva, oder ältern Bacchus, verehrt wird. Noch merkwürdiger ist diese Brücke deswegen, weil aus der Puràna, oder alten Indischen Geschichte, erhellet, daß Ceilan von hieraus zuerst bevölkert wurde, indem eine Indische Kolonie über jene Brükke zog, und nebst der Samscredam-Sprache zugleich Indische Sitten und Gebräuche auf diese Insel verpflanzte. Die Benennungen der Ortschaften Moselpati, Jafnapatnam, Terlipati, Villapati, Moltupati, Malpati, Palliacur, und mehrerer andern Städte und Flecken, zeugen offenbar von ihrem Samscredamischen Ursprunge; denn Pati bedeutet einen Flecken, Patnam, Patana, oder Patan, eine Stadt, und Ur einen bevölkerten Ort. — Da alle Winde auf dieser Insel freies Spiel haben, so ist die Luft dort immer rein und gesund. Dieser Vortheil und die vielen Reichthümer des Landes, veranlaßten vor Alters die Fabel, daß das Pa-

radies hier gewesen sey, und daß die Einwohner zwei bis dreihundert Jahre alt würden. Die Indier tragen sich mit der Sage, diese Insel sey wegen eines Streites, welchen die Schlange Vasughi mit dem Gott der Winde gehabt habe, vom Berge Meru, dem Wohnsitze der Götter, losgerissen, und in das östliche Meer geschleudert worden, wo sie jetzt liegt. Also glauben auch die Heiden, daß diese Insel ein Theil vom Paradiese sey; und wirklich pflanzte sich diese Fabel in ältern Zeiten aus Indien bis nach Asien fort. Einer andern Fabel, welche den Inhalt des Gedichtes Râmâyana ausmacht und ebenfalls auf diese Insel Beziehung hat, ist bereits weiter oben erwähnt worden.

Unweit der Stadt Candia, wo der König von Ceilan gewöhnlich zu residiren pflegt, strömt ein Fluß vorüber, der auf einem Berge entspringt. Mitten in diesem Flusse hat sich der König einen kleinen Pallast bauen lassen, in welchem er zuweilen der frischen Luft genießt, und wo die köstlichsten Edelsteine aufbewahrt werden, die das Wasser von den Bergen herabschwemmt. Perlen findet man in der Gegend von Mannàr am westlichen Ende der Insel. Hier giebt es die schönsten Elephanten in ganz Asien, ingleichen viele Hirsche, wilde Schweine, und verschiedene Arten von rothen und gelben Vögeln, die man in Europa gar nicht kennt. Diese Insel liefert alle Jahre zwei Reißernten, deren Ertrag mehr als zureichend ist, ihre sämmtlichen Einwohner zu ernähren; wenn aber die Holländer mit dem Könige von Candia Kriege führen, müssen sie ihren Reiß von Cochin, auf der Küste Malabar, kommen lassen, wo sie bekanntlich eine Kolonie haben. Sie könnten in Ceilan viel Kaffee und Pfeffer bauen; damit aber der Pfeffer von Malabar und der Kaffee von Batavia nicht im Preise fallen, kultiviren sie keins von diesen beiden Gewächsen, sondern beschäftigen sich bloß mit dem An=

bau des Zimmets, dessen Verkauf ihnen mehr einträgt. Sie besitzen die Gegenden an der Seeküste, und Colombo ist ihre Hauptstadt. Jafnapatnam, Negombo, Punta di Galle, Trinquemala, und andere Niederlassungen, hangen vom dortigen Gouvernement ab *).

Die Portugiesen bemächtigten sich der Insel Ceilan im Jahr 1506, wurden aber 1658 durch die Holländer von dort vertrieben. Mit diesen fing der König von Candia, gerade hundert Jahre nachher, nehmlich 1759, einen Krieg an, der ihnen die gefährlichsten Folgen drohte. Zum größten Glück eilte ihnen der Kapitain du Flo mit einem Haufen Französischer Abentheurer, worunter sich verschiedene geschickte Officier befanden, von Pondichery zu Hülfe, und stellte sich an die Spitze der Holländischen Truppen. Jetzt nahm der Krieg eine andere Wendung; die Holländer eroberten die Stadt Candia, und setzten den König im Jahre 1766 in die Nothwendigkeit, einen Friedenstraktat zu unterzeichnen, kraft dessen er ihnen die Seeküsten überließ, und sich anheischig machte, ihnen jährlich eine gewisse Quantität Zimmet um einen sehr geringen und auf immerwährende Zeiten bestimmten Preis zu überlassen. Uebrigens blieb der König von Candia **) im ruhigen Besitz des Innern der Insel. Vor nicht gar langer Zeit schrieb mir der Pater Franciscus a Sancto Elisäo aus Malabar: eben dieser König habe sich von neuem gegen die Holländer aufgelehnt, und weigere sich, ihnen den Zimmet für die stipulirte Kaufssumme verabfolgen zu lassen, worüber es abermals zu einem blutigen Kriege gekommen sey.

*) Diese Ortschaften sind, wie bekannt, seit einigen Jahren in den Händen der Engländer.

**) Dieses Königreich, so wie die darin befindliche Hauptstadt gleiches Namens, wird von den ältern Geographen Candea und von den neuern Candy genannt. In der Uebersetzung ist aber die Rechtschreibung des Verfassers auf dessen Verantwortlichkeit beibehalten.

Als die Portugiesen im Jahre 1506 von Ceilan Besitz nahmen, regierte daselbst Abonnega Bopandar, König von Cotta, einer von Candia ganz verschiedenen Provinz. Er war mit einer Tochter des Tribul Pandar vermählt, und diese gebar ihm einen Sohn, der den Nahmen Parca Pandar erhielt. Dieser Parca Pandar wurde mit einem andern Ragia, oder Könige dieser Insel, in Krieg verwickelt, und im Jahre 1759 von ihm besiegt. Da er seine Besitzungen nicht länger behaupten konnte, so ergriff er die Flucht, und übertrug seine Rechte den Portugiesen, die sich von nun an für dessen Nachfolger ausgaben. Er starb noch in eben dem Jahre zu Colombo, nachdem er vorher getauft worden war, und den Namen Don Joan Parca Pandar erhalten hatte. Andere, und nahmentlich Arthus, behaupten, die Portugiesen wären unter der Regierung des Mara Râga (eigentlich Maha Ragia, d. i. der große König) nach Ceilan gekommen; und dieser war unfehlbar eben der, welcher den Parca Pandar überwand. Dieser Mahá rágia hatte vier Söhne, von denen der eine, Nahmens Darma, oder vielmehr Dherma, außer der Ehe gezeugt war. Letzterer brachte es durch allerlei Ränke dahin, daß er seinen legitimen Brüdern das Leben raubte, und sich der Alleinherrschaft bemächtigte. Er starb an Gift, und sein Nachfolger war Vimala Dherma Suryada, der nachher unter dem Nahmen Don Joan di Austria zu Goa getauft wurde. Da nun dieser Fürst die christliche Religion angenommen hatte, so glaubten die Portugiesen nicht anders, als daß er ihnen sehr gern gestatten würde, so viel Zimmet und Edelsteine aus dem Lande zu schaffen, als ihnen nur immer beliebte. Aber, siehe da! Vimala Dherma Súryada vertrieb alle Portugiesen aus seinen Staaten, und wollte durchaus nicht zugeben, daß sie zu Cotta oder Candia die Oberhand hätten. Noch war eine Tochter des Parca Pandar am Leben, die ebenfalls zur christlichen Religion über-

getreten,

getreten, und in der Taufe Katharina genannt worden war, aber auf der Festung Mannar in Verhaft saß. Mit dieser verheirathete sich ein gewisser Portugiesischer Kavalier, Nahmens Don Pietro Lopes de Sousa, welcher sich hierauf zum König von Candia ausrufen ließ, und dem rechtmäßigen Könige dieses Landes, Vimala Dherma Suryada, oder Don Joan di Austria, den Krieg erklärte. Allein dieser letztere war ein muthiger, talentvoller Mann, der seine Maaßregeln so gut zu nehmen wußte, daß sein Gegner Don Lopes in einer entscheidenden Schlacht eine gänzliche Niederlage erlitt, und sich nie wieder erholen konnte. Nach dessen Tode vermählte er sich mit der besagten Katharina, verwittweten Lopes, und zeugte zwei Söhne mit ihr. Dieser König breitete seine Herrschaft über ganz Ceilan aus, und ließ im Innern des Landes sehr viele Kirchen bauen, welche noch jetzt vorhanden sind. Allem Vermuthen nach hatte er die Absicht, sich dadurch bei den Christen beliebt zu machen, seine Unterthanen zu beschäftigen, und sie mit guter Manier in Kontribution zu setzen. Daß es ihm mit seiner Frömmigkeit wohl kein rechter Ernst seyn mochte, erhellet unter andern daraus, daß er keine dieser Kirchen völlig ausbauete, noch weniger dotirte, so daß sie sämmtlich noch bis auf den heutigen Tag äußerst arm sind. Nach dem Tode dieses Königs, trat dessen Gemahlin Katharina die Regierung an. Diese verheirathete sich im Jahre 1604 mit Henar Pandar, der unter dem heidnischen Nahmen Camapadi Mahadakshin herrschte, und viele Kinder mit ihr zeugte. Ihm folgte 1632 sein Sohn Ragiasinha, auch Mahasorùba oder Sinhamaharagia genannt, der schon im Jahre 1644 die Holländer sehr freundschaftlich aufnahm, ihnen aber dennoch die Niederlassungen der Portugiesen noch nicht übergab, zu deren völligem Besitz sie erst im Jahre 1658 gelangten. Der Nachfolger dieses Königs war Sin-

hamaharagia, welcher 1680 die Regierung antrat, und sowohl über Coletur als auch über Candia herrschte.

Die Nahmen dieser vorbenannten Ceilanischen Könige sind durchaus Samscredamisch, und wurden von Spilberg wie von Anquetil, von den Holländern wie von den Portugiesen, als den ersten Eroberern dieser Insel, korrumpirt. Vimala z. B. bedeutet groß, Dherma ist der Samscredamische Nahme des Götzen Budha, und Surya heißet die Sonne. Vimala Dherma Surya bedeutet also: „der große König Dherma, welcher wie die Sonne glänzt.“ Sinhamaharagia heißet auf Deutsch: „Löwe großer König;“ denn diese Benennung ist aus den drei Samscredamischen Wörtern Sinha ein Löwe, Maha groß, und Ragia ein König, zusammengesetzt. Mahásorúba ist so viel als: der große Fürst, und Cámapadi Mahàdakshin bedeutet wörtlich: „Kupido der große König der östlichen Gegenden.“ Es fällt von selbst in die Augen, daß dieses nur angenommene und keine Familiennahmen sind. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte (Lib. VI. Cap. 23): zu seiner Zeit habe ein Rachia, d. i. ein Ragia oder König dieser Insel, einen Gesandten nach Rom geschickt. So erzählt auch der heilige Ambrosius, daß zu seiner Zeit vier Könige daselbst regiert hätten, von denen der eine Mahàràgia, der große König, oder der Kaiser, genannt worden sey. Aus diesen und andern Umständen erhellet, daß diese Insel von jeher, auf eben die Art wie Malabar, unter mehrere kleine Regenten vertheilt war, welche die Herrschaft eines gemeinschaftlichen Oberhauptes anerkannten.

Zu den Götzen der Ceilaner gehört unter andern auch der Ganésha, der aber hier mit Boksfüßen abgebildet wird, da ihn hingegen die andern Indier, den Elephantenrüssel ausgenommen, in Menschengestalt darstellen. Allein die vornehmste Gottheit, welche die Einwohner dieser Insel verehren, ist der Budha, oder Godama, ein Sohn der

Maja und des Merkur oder Hermes. Diesem haben sie nicht nur eine Menge Bäume, sondern auch den Pic d' Adam (auf Samscredamisch Salmala) gewidmet, welches auf dieser Insel der höchste Berg ist, und von wo der Gott Budha gen Himmel gefahren seyn soll, nachdem er sich vorher neunhundert neun und neunzigmal verwandelt hatte. Die Verehrung dieses Götzen ward auf Ceilan ungefähr im vierzigsten Jahre nach Christi Geburt eingeführt, und zwar zu eben der Zeit, da zwischen den Brahmanen und Budhisten ein großes Schisma entstand, welches sich damit endigte, daß diese letztern, weil sie den Vishnu und Shiva nicht für Götter anerkennen wollten, von ihren Gegnern aus Indien vertrieben wurden. Die Budhisten sind ursprünglich heidnische Mönche von der Sekte der Sanyasi, die ein kontemplatives Leben führen, allem Eigenthum entsagen, das Gelübde der Armuth ablegen, und mit einander in Gemeinschaft leben. Sie stammen noch von jenen alten Samanäern ab, die in den Schriften des Strabo, Porphyrius, Arrian, und Klemens von Alexandrien, sehr gut charakterisirt werden. Sie heirathen nie, und nähren sich vom Betteln. Durch eben diese Bhudisten ward die Religion der Indier nach Pegu, Siam und Sina verpflanzt, wie die Peguaner und Sinesen selbst eingestehen. In Pegu wird der Budha auf eben die Art verehrt wie in Ceilan, und dessen Anbeter, die Talapoinen sind echte Abkömmlinge der Ceilanschen Budhisten. Die Einwohner von Pegu pflegen den Budha bald Saudama, bald Samonacodam zu nennen. Soma heißet der Mond, Codam ein Gott. Durch diese Benennung geben sie zu verstehen, daß sie den Budha für einen Gott halten, der vom Monde erzeugt worden ist; denn die Nymphe Rohini war die Geliebte des Mondgottes, und Beide gaben dem Budha sein Daseyn.

Die Priester dieses Götzen werden Tiruvamsha genannt, welches so viel bedeutet als: das heilige Geschlecht. Sie stehen unter einem Obern, der eine Art von Bischof vorstellt, und alle vorkommende Religionsstreitigkeiten entscheidet. Dieser Obere hat gewöhnlich ein goldenes Band in der Hand, woran eine Art von Zepter hängt, der wie ein Fächer gestaltet ist, und sehr viele Aehnlichkeit mit dem Talapava hat, dessen sich die Peguanischen Talapoinen bedienen. Diese Budhisten halten ihre Kapitel, und wählen sich ihre Vorgesetzten selbst, die jederzeit Leute von Kenntnissen und Geburt sind. Ihre Wahl wird vom Könige bestätigt. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie ein gelbes Tuch (Pidambara) tragen, und immer mit entblößtem, geschornem Kopfe einhergehen. Sie dürfen weder arbeiten, noch heirathen, überhaupt keine Weibesperson berühren, sich des Tages nur einmal satt essen, keinen Wein trinken, sich nie salben, und weder Tänzen noch andern Lustbarkeiten beiwohnen. Ferner dürfen sie weder Gold noch Silber angreifen, stehen unter dem strengsten Gehorsam, und müssen thun, was ihnen von ihren Obern befohlen wird. Wenn sie aus ihrem Orden treten wollen, legen sie das gelbe Tuch ab, und dann dürfen sie heirathen. Ihr Institut ist auf das genaueste in einem Peguanischen Buche beschrieben, welches den Titel Kammuva führt, und von der Ordination der Talapoinen handelt. So auch in dem Kompendium der Gesetze der Barmanen, das den Peguanischen Philosophen Dhermarágiaguru zum Verfasser hat. Beide Schriften befinden sich in der Bibliothek der Kongregation de propaganda fide. Auch kann man hierüber noch eine andere Peguanische Handschrift zu Rathe ziehen, die im Borgianischen Museum aufbewahrt wird, und Mangalatara, d. i. Art und Weise, die wahre Glückseligkeit zu erlangen, betitelt ist. Dies vortreffliche Buch, welches die herrlichsten moralischen Vorschriften enthält, wurde dem Kardinal Borgia von dem gelehrten

Pater Angelo Maria Cortenovis von Udine zugeschickt, der es von seinem Bruder, dem Pater Marcellus, einem in Pegu befindlichen Missionar, erhalten hatte. Alle jene Gesetze, die unter Numero XXXVIII vorkommen, machen die theologische Moral der Talapoinen von der Sekte der Budhisten aus, und verdienten, daß man sie erläuterte und öffentlich bekannt machte. Pater Konstantinus von Askali, ein Missionar vom Kapuziner-Orden, beschreibt in seinen kurzen Nachrichten von Nepal die Gebräuche jener Budhisten, welche sich in Nepal und Tibet aufhalten, wo es ihrer weit mehr als sonst irgendwo giebt *). Der große Lama von Tibet ist das wahre Oberhaupt dieser Sekte. Wenn die Budhisten zu Ceilan bei feierlichen Gelegenheiten im Publikum erscheinen, so gehen sie allemal Paar und Paar, und ihr Bischof oder Vorsteher sitzt, mit seinem Zepter in der Hand, auf einem Elephanten. Sie glauben nicht nur an die Seelenwanderung, sondern auch an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, und halten dafür, daß er zuletzt, nachdem er oft genug aus einem Körper in den andern gefahren, in den Nimban, d. i. in die Ewigkeit, aufgenommen werde. Die andern Ceilanischen Priester, welche dem Gannesha dienen, lassen sich Gones nennen. Das gemeine Volk betet auch den Ciadhàrva oder Shastava, den Sündenrächer, an, einen Götzen, der ganz abscheulich aussieht, und ein Schwert in der Hand hält. In Ceilan herrscht die Sitte, daß mehrere Brüder sich gemeinschaftlich eine Frau zulegen dürfen. Die Kinder, welche von ihr geboren werden, gehören Allen insgesammt, ohne daß der ältere Bruder sich desfalls ein besonderes Vorrecht anmaßen darf. Manche Ceilaner haben nur eine einzige Frau; andere hin-

*) In den Asiatick Researches findet man eine Nachricht über Nepal vom Pater Giuseppe, Vorgesetzten der Mission. Auch steht ein Brief darüber von Rose in den Philosoph. Transact., und im ersten Bande der Völker- und Länderkunde. F.

gegen halten sich deren mehrere. Hierüber ist kein gewisses Gesetz, keine bestimmte Verordnung; doch wird der Ehebruch unausbleiblich bestraft. Die Brahmanen machen zwar, eben so wie wir, einen Unterschied zwischen den verschiedenen Graden der Blutsfreundschaft, gestatten aber gleichwohl, daß jemand zwei Schwestern heirathen darf. Basen und Neffen dürfen einander nicht ehelichen; wohl aber ist es erlaubt, seines Vaters Schwestertochter, oder die Tochter seiner leiblichen Schwester zum Weibe zu nehmen. In jedem andern Falle halten sie die Ehe unter Anverwandten für Blutschande, und wer sich dieses Verbrechens schuldig macht, wird entweder durch den Verlust des Gliedes bestraft, womit er sündigte, oder wenigstens auf immer aus seiner Caste gestoßen. Uebrigens sind die Einwohner von Ceilan eben keine Keuschheitsmuster, und man merkt es mehr als zu deutlich, daß Verderbniß der Sitten immer mehr und mehr unter ihnen einreißt. — Das Hauptfest des Budha wird im Märzmonat, und zwar mit Eintritt des neuen Jahres, gefeiert, welches gewöhnlich auf den 27sten, 28sten oder 29sten März fällt. Die Eintheilung des Jahres ist bei den Ceilanern eben die, wie bei den Malabaren und Tamulern. — In Ceilan sowohl, als auch in Pegu und Tibet, haben die Budhisten so zu sagen unumschränkte Gewalt. Sie sind die Lehrer und Erzieher der Landesregenten, welche sich folglich ihrer Leitung überlassen, sie bei jeder Gelegenheit um Rath fragen, und diese Leute auf alle mögliche Weise vertheidigen und beschützen. Die Politik, welche hierbei zum Grunde liegt, kommt dem Staate sehr gut zu Statten. Wenn die Regenten die Priesterschaft in Ehren halten, und sich mit ihnen zu gleichen Absichten vereinigen, so wird die Ruhe in ihren Ländern und Reichen gewiß nicht gestört. Das Volk, welches sich unter allen Himmelsstrichen nach dem Beispiele der Großen richtet, wird nicht unterlassen, auch in dieser Rücksicht sie nachzuahmen. Die Folge hiervon ist: Ehrfurcht für die Re-

ligion, Treue gegen den Fürsten; und auf der wechselseitigen Verbindung dieser beiden Stücke beruhet die Wohlfahrt der Staaten *).

Dreizehntes Kapitel.

Des Verfassers Reise nach Europa. Kurzgefaßte Nachrichten, die Inseln Isle de France und Bourbon, das Vorgebirge der guten Hoffnung, und die Ascensions-Insel betreffend.

Am 20sten April 1789 lief die Fregatte Kalypso nach einer eben so glücklichen als angenehmen Seereise im Hafen zu Isle de France ein. Der Eingang in diesen Hafen ist sehr schmal und gefährlich; wenn aber die Schiffe einmal darin sind, so liegen sie sicher vor Anker: denn sie sind auf allen Seiten gegen den Wind gedeckt; auch läßt sich daselbst ziemlich gut landen. Auf der eben genannten Insel giebt es eine Menge hoher Berge, und unter andern auch einen Vulkan, der durch seine Auswürfe die Luft verfinstert, und sie so verdickt und erhitzt, daß engbrüstige Leute kaum athmen können. Eben darum sind die Gewitter dort sehr anhaltend und schwer, wie in allen solchen Gegenden, wo es Vulkane giebt; denn diese ziehen die Luft und die brennbare Materie an sich, womit die Wolken angefüllt sind. Feuer hält sich zu Feuer. Uebrigens ist die Luft ziemlich rein und gesund, obgleich gegen Abend gewöhnlich etwas feucht; allein in gewissen Monaten herrscht hier eine weit heftigere Hitze als auf der Küste von Malabar, wo die Atmosphäre wenigstens durch die Ausdünstungen abgekühlt wird, die aus den Flüssen und Gewässern emporsteigen, wovon jenes

*) Das haben die Französischen Prinzen und Ausgewanderten zu spät einsehen gelernt. Jetzt zeigen sie zwar äußerlich Achtung für die Religion; aber die Völker müßten sehr einfältig seyn, wenn sie darin etwas anderes als Heuchelei sehen sollten. F.

Land überall umgeben und durchschnitten wird. Diese Insel liegt unter dem zwanzigsten Grad südlicher Breite, Cochin hingegen unter dem zehnten Grad der nördlichen; dies macht eine Differenz von zehn Graden, und dient zum Beweise, daß die größere oder mindere Hitze, welcher man unter diesem oder jenem Himmelsstriche ausgesetzt ist, nicht sowohl von der Sonne, als vielmehr von Localumständen herührt, die ihren Grund in der Beschaffenheit des Landes haben. Isle de France hat ungefähr funfzig Meilen im Umfange. Der Boden ist lehmicht, röthlich, hier und da vulkanisch, und voll Steine; ausgenommen in den tiefer liegenden Thälern. Er bringt Korn, Hirse, Reiß, Gemüse, Tamarinden, Limonien, Zuckerrohr, Kaffee, Senf, Honig, Manioc, Salz und Palmöl hervor, welches letztere aber nur zum Brennen taugt. Nach der Berechnung des Herrn Charpentier de Cossigny, eines in Französischen Diensten stehenden Ingenieurofficiers, welcher auf dieser wohnte, lieferte dieselbe allein 1782 in die königlichen Magazine: 811,288 Pfund Roggen, 662,942 Pfund Mais, 85,668 Pfund Reiß, und 210,096 Pfund trockne Hülsenfrüchte. Diese Ernte wird bloß im Lande verzehrt, und hieraus erhellet, daß Isle de France sehr gut angebauet und hinlänglich mit allem versehen ist, was dessen Bewohner bedürfen. Das Holz, welches auf dieser Insel wächst, ist vortrefflich, und besteht in folgenden Gattungen: 1) Sanayu, 2) Eisenholz; 3) schwarzes Ebenholz; 4) weißes Ebenholz; 5) sogenanntes Rundholz; 6) Stinkholz; 7) Data; 8) Olivenholz; 9) Apfelholz; 10) Kolophanholz (Legno colofane); 11) Takamaka; 12) dunkelgraues Kanelholz; 13) weißes Kanelholz; 14) Geigenholz; 15) Europäisches Eichenholz *). Alle diese Holzarten sind hier

*) Die Europäischen Gelehrten kennen die wenigsten dieser Holzarten, welche unter ihren hier angegebenen Nahmen nur im Handel und bei den Künstlern bekannt sind. Einige würden indeß wohl systematisch zu bestimmen seyn, wenn man Gelegenheit hätte, sie zu sehen. F.

einheimisch; außerdem giebt es aber auch noch andere, die aus Indien hieher verpflanzt worden sind, z. B. der Mava, oder Mangueira, der Tamarindenbaum, der Agati, wie auch eine Art von Acacia, die keine Dornen hat und aus Malabar herstammt. Alle diese Bäume, und noch verschiedene andere, deren Nahmen mir nicht gleich einfallen, kommen in Isle de France sehr gut fort. So auch der Zimmetbaum aus Ceilan, der Muskatenbaum und die Gewürznelken aus den Molucken, der Raven-Sära aus Madagaskar *), der Tayitibaum, und der Indigo. Alle diese Gewächse findet man in dem dortigen königlichen Garten, wo sie ungemein gut gedeihen. Freilich kann man nicht läugnen, daß sie etwas von ihrer ursprünglichen Kraft verloren haben, woran vielleicht das vulkanische Erdreich schuld seyn mag, in welches sie versetzt worden sind; aber die Franzosen gewinnen wenigstens so viel von diesen Gewürzen, daß sie keine von den Holländern zu beziehen brauchen. Der Aufseher über den königlichen Garten, Herr du Céré, und der schon erwähnte Herr Charpentier de Cossigny, haben durch ihre botanischen Kenntnisse und durch ihren unermüdeten Fleiß das meiste dazu beigetragen, daß jene exotischen Gewächse gegenwärtig auf dieser Insel kultivirt werden. In einer gewissen Gegend derselben, welche Pampelmousse genannt wird, machte ich die Bemerkung, daß auch Privatleute dergleichen Gewürze in ihren Gärten erbaueten, und wirklich schon einigen Gewinn daraus zogen. Als ich die Herren Boucher und Istace besuchte, welche in dem Bezirke Pampelmousse als Pfarrherren angestellt sind, sah ich mit wahrem Vergnügen, daß sie sich beiderseits sehr emsig mit der Kultur solcher exotischen Gewächse beschäftigten, und durch das Gedeihen derselben für ihre Mühe belohnt

*) Dieser Baum trägt eine besondere Art von Beeren, welche gerade so riechen und schmecken, als wenn viererlei Gewürze beisammen wären. A. d. V.

wurden. — Hiernächst giebt es viele sonderbare Raubvögel auf dieser Insel, etwas Vieh, eine große Menge Fische, besonders aber viele Ziegenheerden, welche den Besitzern der Landgüter gehören. Die Privatleute kaufen dem Könige ein Stück Land ab, leben als Pflanzer, und erbauen sich Wohnungen, welche sie Reduits (Landsitze) nennen. Die Europäischen Pflanzer und Kaufleute auf dieser Insel halten sich ungefähr dreißigtausend Sklaven, die das Feld bauen, und in den Städten und Flecken die schwersten Arbeiten verrichten müssen. Diese Sklaven bestehen aus Kaffern, Indiern, und Leuten, welche auf der Insel Madagaskar zu Hause sind. Könnten sie sich mit einander vereinigen, so würde es ihnen nicht schwer werden, die Europäer, welchen sie an Anzahl weit überlegen sind, aus der Insel zu vertreiben. Allein, da sie zu verschiedenen Völkerschaften gehören, so können sie nie mit einander überein kommen, und diesem Umstande haben die dortigen Kolonisten ihr Leben und den ruhigen Besitz ihrer Güter zu verdanken. Uebrigens wird hier auf die gröbste Art gegen die Moralität gesündigt. Die vielerlei Völkerschaften, welche sich auf dieser Insel mit einander vermischen, die zügellose Lebensart der dortigen Kolonisten, und das freche, wider alle Zucht und Ehrbarkeit verstoßende, Betragen der Weibsleute — dies alles alles könnte den Reisenden sehr gegründete Veranlassung geben, Isle de France das neue Cythera oder die Venus-Insel zu nennen. Ueberdies ist sie der Wohnsitz des Betrugs und der Irreligiosität, womit fast alle dort befindliche Franzosen angesteckt sind, die, so bald sie über das Vorgebirge der guten Hoffnung hinauskommen, nach ihrem eigenen Geständnisse der Religion gänzlich entsagen, und von nun an ihr ganzes Dichten und Trachten bloß auf Gewinn richten. Port Louis ist die Hauptstadt dieser Insel. Sie hat einige gut eingerichtete Fabriken, eine sehr schöne Kathedralkirche und ein herrliches Krankenhaus. Von den umliegenden kleinern Eilan-

den werden eine große Menge Schildkröten nach Isle de France gebracht, so daß sich die Patienten, welche mit dem Skorbut und der Lustseuche behaftet sind (zwei Krankheiten, welche unter diesem Himmelsstriche sehr stark grassiren) vermittelst der kräftigen Suppen, die aus dem Fleische der Schildkröten zubereitet und mit allerlei Kräutern vermischt werden, in kurzer Zeit wieder erholen können. Der Umstand, daß hier die erkrankten Matrosen und Seesoldaten so schleunig genesen, die natürliche Lebhaftigkeit der Franzosen, die Leichtigkeit frische Lebensmittel zu bekommen, eine zahlreiche junge Mannschaft, die aus Französischem Geblüte entsprossen und auf dem Meere gleichsam in ihrem Element ist, ein zahlreiches Geschwader, welches hier immer zum Auslaufen in Bereitschaft liegt, und der unbeträchtliche Zwischenraum, der diese Insel von Indien trennt: dies alles zusammengenommen macht es den Franzosen sehr leicht, ihren Indischen Kolonieen in Kriegeszeiten auf den ersten Wink zu Hülfe zu eilen, dem Feinde in diesen Gewässern allen möglichen Abbruch zu thun, und in Friedenszeiten von dortaus ihren Handel zu erweitern. Bailli de Suffrein und mehrere andere Französische Admirale verstanden sich sehr gut darauf, während der Indischen Kriege die Vortheile zu benutzen, welche diese Insel den Französischen Flotten gewährt. Sie ward im Jahr 1598 von den Holländern in Besitz genommen, und die Mauritius-Insel genannt. Vorher hieß sie die Insel Cerné, d. i. die Schwanen-Insel, und zwar deswegen, weil die Seeleute, welche sie zuerst entdeckten, eine Menge großer weißer Vögel auf derselben wahrnahmen, die keine Schwänze hatten, und welche sie daher für Schwäne hielten. Da sich die Holländer immer nur nach solchen Besitzungen umsehen, die ihnen viel eintragen, so machten sie sich im Jahre 1708 aus dieser Insel wieder fort. Nachher ward sie von dem Französischen Schiffskapitain du Fresne besetzt, der daselbst im Jahr 1715 eine Französi-

sche Kolonie anlegte; das dortige Conseil und Gouvernement kam aber erst 1723 zu Stande. Herr de la Bourdonnais war der erste dasige Gouverneur. Der thätigen Verwendung dieses Mannes ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß jene Kolonie in Aufnahme kam; und seitdem ist sie immer unter Französischer Herrschaft geblieben.

Die Insel Bourbon liegt nur in einer ganz geringen Entfernung von Isle de France. Am 20sten May fuhren wir, nach einem zwanzigtägigen Aufenthalte, von dieser letztern ab, und nach vier und zwanzig Stunden langten wir zu Saint Denis auf der Insel Bourbon an. Sie ist ebenfalls voll Berge, nur mit dem Unterschiede, daß diese nicht so spitzig sind wie jene auf Isle de France. Letztere wird von den Seefahrern weit stärker besucht, weil sie einen sehr schönen Hafen hat, woran es der Insel Bourbon gänzlich fehlt. Hier müssen sich die Schiffe zu Saint-Denis oder Saint-Paul auf offener Rhede vor Anker legen, wo sie der größten Gefahr ausgesetzt sind, und wo die Schiffskapitaine nicht Behutsamkeit genug anwenden können, damit ihre Fahrzeuge nicht von den Ankern losgerissen und in See getrieben werden. Ueberdies ist die Landung an beiden vorbenannten Orten äußerst gefährlich, und selbst bei stiller Witterung wird man durchaus naß, wenn man sich aussetzen läßt. Der Gouverneur der Insel, Herr de Cossigny, hielt sich damals in Saint-Denis auf, das mit einer starken Besatzung versehen war. Es ist die Hauptstadt der Insel, und liegt auf einer Anhöhe, von wo man die ganze Rhede bestreichen kann. Hier fand ich Herrn du Rocher, einen berühmten Missionar aus dem zu Paris befindlichen Kloster Saint-Lazare, welches die beiden Inseln Isle de France und Bourbon von Zeit zu Zeit mit einigen Missionarien versorgt.

Von der Rhede vor Saint-Denis segelte unsere Fregatte nach Saint-Paul, welches ebenfalls eine sehr ansehnliche Stadt ist. Auch hier hatte ich mit zwei ange-

sehenen Missionarien, Herren d'Avelu und Halmat, öftere und sehr interessante Unterredungen, welche darauf abzweckten, die Missions-Anstalten in Malabar, Madagaskar, Isle de France und Bourbon, immermehr zu erweitern und zu vervollkommnen; aber leider wurden alle unsere Entwürfe durch die Französische Revolution zu nichte gemacht. Die Insel Bourbon hat sechzig Französische Meilen im Umkreise. Sie ist den Wirkungen eines Vulkans ausgesetzt, aus welchem von Zeit zu Zeit eine bituminöse, flüssige, glasartige Materie hervorquillt, die, wenn sie geronnen ist, schwammicht und röthlich aussieht. Sie erstreckt sich bereits auf eine Viertelmeile Weges in das Meer, bildet einen breiten Arm, und gewinnt durch die Sonnenwärme und durch Beihülfe des Seewassers immer mehr Festigkeit, so daß sich einige Franzosen mit der Hoffnung schmeicheln, sie werde nach und nach einen Hafen formiren. Sowohl hier als auf Isle de France wirft das Meer verschiedene Gattungen sehr schöner Muscheln, wie auch versteinerte Seegewächse, aus. Schmackhafte Fische giebt es daselbst ebenfalls in Ueberfluß. Die Insel Bourbon bringt eine Menge Kaffee hervor, der, wenn die Bohnen gehörig ausgesucht werden, von der vorzüglichsten Qualität ist. Er enthält sehr viele öhlichte Theile, und verschafft den Käufern den Vortheil, daß sie nicht nöthig haben so viel davon zu verbrauchen, wie von einer andern Gattung; denn er ist weit kräftiger als der von Mokka, ob er gleich keinen so angenehmen Geruch von sich giebt. Die Engländer kaufen ganze Schiffsladungen davon auf, und ziehen ihn allen Gattungen des Amerikanischen Kaffees weit vor. Wenn er auch schon gebrannt und gemahlen ist, so behält er dennoch seine ganze Kraft über Jahr und Tag; nur muß man ihn, wie es sich von selbst versteht, gut aufbewahren. Fast alle Einwohner von Bourbon bauen dergleichen Kaffee in ihren Gärten. Zu meiner Zeit wurde der Sack, welcher hundert und zwanzig Pfund wog, mit

zwölf Scudi bezahlt. Die Einwohner dieser Insel sind fleißige, arbeitsame, bescheidene, fromme und gottesfürchtige Leute. Da sie meistens auf dem Lande leben, und sich mit dem Feldbau beschäftigen, so haben sie ihre unverderbten Sitten beibehalten, und wissen wenig oder nichts von den Lastern der Städter. Der Esel muß unter allen Thieren auf diesen beiden Inseln die meiste Arbeit verrichten; denn Pferde und Ochsen können in diesen gebirgigen Gegenden nicht lange ausdauern, und folglich pflegt man sich anstatt ihrer der Esel zu bedienen. Die Französischen Seefahrer bringen ganze Schiffsladungen dieser Thiere aus Arabien, und verkaufen sie an die dortigen Kolonisten. Die Insel Bourbon ist in sieben verschiedene Reviere eingetheilt. Sie heißen: Saint-Denis, Saint-Paul, Repos de Laleu, Rivière d'Abord, Sainte-Susanne, Saint-Benoit, und la Possession. Diese sieben Reviere lieferten zusammen im Jahr 1783 in die königlichen Magazine: 8,136,245 Pf. Korn, 6,704,296 Pf. Mais und Hirse, 84,921 Pf. Reiß, 261,687 Pf. Erbsen, 461,402 Pf. Bohnen, und 300,000 Pf. Gerste. Käme es darauf an, daß ich zwischen Isle de France und Bourbon wählen müßte, so würde ich dieser letztern Insel wegen ihrer Fruchtbarkeit, wegen der reinen und gesunden Luft, die man daselbst genießt, wegen der Thätigkeit und der unverdorbenen Sitten ihrer Einwohner, die sich noch nicht durch verbotenen Umgang mit verächtlichen Sklaven verunreiniget haben, und mehrerer andern Vortheile wegen, ohne alles Bedenken den Vorzug geben, so sehr auch immer Herr Charpentier de Cossigny, in seinem an Herrn Sonnerat gerichteten und im Jahr 1784 zu Isle de France gedruckten Sendschreiben, aus welchem überhaupt viele Partheilichkeit hervorleuchtet, das Gegentheil behauptet. Die Bewohner jener beiden Inseln treiben Handel mit Madagaskar, Goa und Surate, nach dem Persischen Meerbusen und dem

rothen Meere, wie auch mit Maskate, Monbaza, Zanzibar und Quiloa. Sie versenden dahin Zucker, Kaffee, verschiedene Holzarten, Indische Zeuge und Europäische Glaswaaren. Hingegen erhalten sie von Madagaskar sehr schönes Rindvieh, eine große Anzahl Sklaven, und gewisse Zeuge, die aus Pflanzenfasern verfertigt und Pagne genannt werden. Maskate schickt ihnen Esel, und von der südlichen Afrikanischen Küste bekommen sie Sklaven und Goldstaub. Alle einheimischen Bewohner dieser Inseln, welche einen Europäer zum Vater, und eine Indierin oder Afrikanerin zur Mutter, oder umgekehrt, eine Europäerin zur Mutter, und einen Indier oder Afrikaner zum Vater haben, werden Kreolen genannt; und von dieser Art sind die meisten Einwohner der Insel Bourbon. Da diese Leute sowohl von Natur, als auch den Gesetzen zufolge, völlig frei sind, so lieben sie ihr Vaterland, und beschäftigen sich mit dem Ackerbau aus Neigung, da hingegen die Sklaven auf Isle de France mit Gewalt zu dieser Arbeit angehalten werden müssen, und die Felder ihrer undankbaren Gebieter mit dem größten Widerwillen erbauen. Fünf dieser freien Leute sind weit mehr werth, als zehn von jenen Sklaven auf Isle de France, die sich dazu gebrauchen lassen müssen, der Ruchlosigkeit, der Habsucht und der Wollust ihrer Tyrannen zu fröhnen. Die Ehen der freien Leute sind ungleich fruchtbarer, die Kinder werden besser genährt und gepflegt, als die Kinder der Sklaven, und sind folglich auch viel gesünder. Dies ist die Ursache, daß die Insel Bourbon weit mehr Einwohner hat, als Isle de France. Wenn die Pockenkrankheit ausbricht, die auf diesen beiden Inseln, eben so wie auf der Küste Malabar, die fürchterlichsten Verheerungen anrichtet, so werden auf Isle de France eine Menge Sklaven weggerafft, die alsdann durch andere ersetzt werden müssen; und hierzu sind so große Geld-

summen erforderlich, daß die Kassen der dortigen Einwohner äußerst erschöpft werden. Auf der Insel Bourbon hingegen ist die Anzahl der Sklaven sehr gering, die Luft immer rein und gesund, und die Bauart der Wohnungen so gut eingerichtet, daß jene abscheuliche Krankheit, welche auf Isle de France so häufig wüthet, hier nur selten zum Ausbruch kommt, und bei weitem nicht so stark um sich greift, wie dort.

Den 30sten Mai segelten wir von der Insel Bourbon ab, und nachdem wir an der Insel Madagaskar vorüber geschifft waren, legten wir uns, während eines heftigen Sturms, in der Bucht von Lagoa, auf der Südseite von Afrika, vor Anker. Widriger Winde wegen mußten wir nun immer dicht an der Küste von Afrika hinschiffen, so daß wir bei Tage und bei Nacht die fürchterlichen Gebirge vor Augen hatten, womit dieser Welttheil gleichsam besäet ist. Zeit meines Lebens kam mir kein Land zu Gesicht, das eine so hohe Lage hat, und zugleich eine so wilde, öde und traurige Ansicht darstellt, wie dieses. Den Tag über sahen wir nichts als unermeßliche Sandwüsten und himmelhohe Gebirge vor uns, und des Nachts wurden wir überall Rauch und Flammen gewahr, welche aus eben diesen Gebirgen emporstiegen *). Ich würde jene ungeheuren Sandstrecken für Schneefelder gehalten haben, wenn ich nicht, als wir in die schon genannte Bucht einliefen, meinen Irrthum bemerkt hätte. Diese fürchterlichen, durchaus unfruchtbaren Gegenden, wo man nur selten ein Grashälmchen sieht, das etwa hier und da, wiewohl kümmerlich genug, an dem Ufer eines kleinen, in die See fließenden

Baches

*) Man sollte, nach des Verfassers Beschreibung, glauben, in diesen Gebirgen von Afrika brennten lauter Vulkane; dergleichen giebt es aber an der südöstlichen Küste nicht, und die Feuer, welche unser Verfasser sah, rührten nur davon her, daß die wilden Eingebornen die dürren Gewächse der Ebnen, Thäler und Vorgebirge in Brand steckten. F.

Baches wächst, kamen mir vor wie der Eingang zur Hölle. Jetzt spürten wir zugleich eine durchdringende Kälte; unsere Affen, Papageien, und andere Indische Vögel, welche dieser rauhen Witterung nicht gewohnt waren, fingen an krank zu werden, und die schönsten Thierchen starben an Zuckungen und Krämpfen. Am 30sten Junius segelten wir bei der Insel Formosa vorüber; den 5ten Julius hatten wir die Bucht von Sanct Sebastian vor uns, und am 10ten eben des Monats legten wir uns in der Falsebay, am Vorgebirge der guten Hoffnung, vor Anker. Diese Bucht hat einen sehr großen Umfang, und das darin befindliche Seewasser ist außerordentlich stark mit Wallfischthran, oder vielmehr Wallfischlaich, imprägnirt *). Wenn nun dasselbe durch das Segeln der Schiffe, oder schnell wiederholte Ruderschläge, stark in Bewegung gesetzt wird, so reiben sich diese ölichten Theile, und werfen, zur großen Verwunderung derer, welche dieses Phänomen noch nie mit angesehen haben, einen dunkelblauen und gelben Schein von sich. — Die Holländische Kompagnie besitzt hier ein Gouvernementhaus, welches damals der Gouverneur Brand bewohnte, ingleichen verschiedene Waarenmagazine, ein großes Krankenhaus, zwei Gasthöfe, einige Privathäuser, und einen botanischen Garten. Die Bouteille des besten Kapweins wurde bei meiner dortigen Anwesenheit mit einem Holländischen Dukaten bezahlt. In den dasigen Gewässern giebt es nicht nur viele Wallfische, sondern auch noch andere Gattungen großer Fische. Am Gestade lagen eine Menge der schönsten Konchylien, womit ich meine Naturaliensammlung

*) Da der Wallfisch lebendige Junge gebiert, und sie aus den Milchgefäßen, welche an beiden Seiten der Scham liegen, ernährt, so kann die am Kap schwimmende und des Nachts phosphorescierende Materie nicht Wallfischlaich seyn. Es sind vielmehr, wie ich aus eigener Untersuchung weiß, Eier oder Embryonen von Seenesseln. F.

reichlich versorgte. Auf dem Vorgebirge giebt es Ochsen, Schafe, Ziegen und andere vierfüßige Thiere, besonders aber allerlei Arten von ganz vortrefflichen Gartengewächsen. Da ich die Kapstadt schon bei meiner ersten Anwesenheit, im Jahre 1776, genug gesehen hatte, so nahm ich mir jetzt vor, die umliegenden Berge zu besteigen, das Land zu betrachten, und die Hottentotten kennen zu lernen. Ich erstieg daher in Gesellschaft verschiedener Französischer Officier einige der höchsten Gebirge, wo wir, so weit nur das Auge reichte, die herrlichsten Viehtriften vor uns sahen. Die Hottentotten leben, nach Art der Patriarchen, von der Viehzucht, und haben keinen bestimmten Wohnsitz. Wenn sie von einem Orte zum andern ziehen, so setzen sie Weib und Kinder auf einen großen Wagen, schicken diese voran, und wandern nebst ihren Heerden hinter drein. Ihre ganze Kleidung besteht in einem Schaffelle, welches sie ohne alle Zubereitung über die Schultern hängen. Um die Scham befestigen sie ein kleines Tuch; alle übrigen Theile des Körpers sind unbedeckt. Einige tragen nicht einmal jenes Tüchelchen um den Leib, und sehen in ihren zottigen Fellen, mit ihren struppichten, nie durchgekämmten Haaren, ihren dunkelbraunen Gesichtern, und ihren kleinen schwarzen Augen, nicht sowohl Menschen, als vielmehr Ungeheuern ähnlich. Hat es diese Beschaffenheit mit den Afrikanern? O, wie ganz anders sind die Bewohner des glücklichen Malabar gestaltet! — Die Weiber der Hottentotten haben eine etwas platte, oder vielmehr breit gedrückte, Nase, und sehr dicke Lippen. Die, welche schon Kinder geboren haben, binden ein Stück Fell um den Leib, um das zu verhüllen, was die Ehrbarkeit zu zeigen verbietet. Man lese hierüber den Brief des Chirurgus Beyffer an Herrn de Cossigny, der dem Sendschreiben des letztern an Herrn Sonnerat als Anhang beigefügt ist. Es giebt Hot-

tentotten, die nur Einen Testikel haben, weil der andere ihnen gleich nach der Geburt von ihren Müttern zwischen zwei glatten Steinen zerquetscht worden ist. Dies geschieht deswegen, weil diese unwissenden Leute glauben, auf solche Art würden die Mannspersonen verhindert, Zwillinge zu zeugen; auch trage dies dazu bei, daß eine größere Anzahl Mädchen geboren würden. Die Hottentotten sind sehr behend, schnellfüßig, und von starker Leibes-Konstitution. Wer einmal ihre Zuneigung gewonnen hat, kann sich fest auf ihre unwandelbare Treue verlassen. Indeß waren alle die, welche mir zu Gesicht kamen, so scheu, daß sie den Europäern sorgfältig auswichen, und ihnen gar keine Rede und Antwort gaben. — Es giebt einige Berge in den dortigen Gegenden, welche Kupfer und Zinn enthalten. Tiefer im Lande wohnen die sogenannten Boßmannen (Buschmänner). Diese Leute haben eine Gesichtsfarbe, welche dem Citronengelb ähnlich, jedoch noch etwas dunkler ist. Beysser und Baurien, zwei reisende Franzosen, welche sich beinahe dreihundert Meilen weit in das Land hinein gewagt haben, schildern diese Boßmannen als Menschenfresser, die alle Europäer und Hottentotten verzehren, welche das Unglück haben in ihre Hände zu fallen. In den inneren Gegenden wachsen wilde Aepfel und Birnen, Kirschen, Pflaumen, Pfirsichen, Mandeln, Feigen, Nüsse, Erdbeeren, und andere solche Früchte, dergleichen man in Europa hat *). Die Hottentotten leben in Horden beisammen, beschäftigen sich weder mit dem Ackerbau, noch mit den Künsten, und haben wenig oder gar keine Religion. Man vermuthet, daß sie den Mond als ihren Gott verehren. Sie sind insgesammt Viehhirten. Fleisch und eine Art mehlich-

*) Nicht in dem Inneren, sondern nur in den Gegenden, die von Europäischen, besonders Deutschen und Französischen Kolonisten bebauet werden, wachsen die hier genannten Früchte, so wie auch schöne Apfelsinen und Weinstöcke von Schiras in den beiden Plantagen von Konstantia. F.

ter Zwiebeln, die in den Gegenden, wo sie sich niederlassen, ohne alle Kultur wachsen, sind ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel. Die Holländer, welche über zweihundert Meilen weit in das Innere des Landes gedrungen sind, haben sich zwar alle erdenkliche Mühe gegeben, diese Leute zum Ackerbau zu ermuntern; sie lassen sich aber hierzu schlechterdings nicht bewegen. Die einzelnen Niederlassungen, welche die Holländer hier und da im Hottentottenlande angelegt haben, sind meistens sehr weit von einander entfernt; denn da es ihnen frei steht, sich einen Wohnplatz nach ihrem Belieben auszusuchen, so wählen sie sich immer solche Gegenden, wo ihnen der Boden besonders fruchtbar scheint, und wo sie nicht nöthig haben, weit nach Wasser zu gehen. Sie sollen sich, wie man mir sagte, beinahe vierzigtausend Sklaven halten, welche das Feld bauen müssen; allein die Gegenden, welche mir zu Gesichte kamen, schienen eben nicht sehr fruchtbar zu seyn: sie bestanden aus unübersehbaren Wäldern und Fluren, die mit Gebirgen umgeben und von Morästen durchschnitten waren, folglich weit besser zur Viehzucht, als zum Ackerbau taugten. Die dortigen Kolonisten sind größtentheils Deutsche. Sie haben sich fast überall in Thälern angebauet, wo sie den fruchtbarsten Boden fanden, gegen die Winde gedeckt sind, auch Holz und Wasser bei der Hand haben. Uebrigens ist hier das Erdreich, im Ganzen betrachtet, sehr unfruchtbar. Die Reben, welche den köstlichen Konstantia, den edelsten unter allen Weinen, hervorbringen, werden auf eine erkünstelte Art gedüngt. Man macht nehmlich tiefe Gruben, füllt sie mit Mist an, und bedeckt sie wieder mit Erde. Wenn es an Dünger fehlt, welches aber selten der Fall ist, so mischen sie Laub und Zweige darunter, und lassen beides mit einander verfaulen. Dieser Dünger theilt dann dem Erdreich, und folglich auch dem Weinstock, eine ganz außerordentliche Kraft mit. In Indien bedient man sich eben dieser Methode, die Reißfelder zu düngen. Im Junius und Julius wird der Wein-

stock beschnitten, und im Januar oder Februar sammelt man die Trauben ein. Diese dürfen aber schlechterdings nicht eher abgelesen werden, als bis sie über und über reif sind. Eben dadurch gewinnt der Konstantia, welcher schon seiner inneren Beschaffenheit nach zu den edelsten Gewächsen gehört, so vorzüglich an Güte, daß er alle andern Weine übertrifft. Wer aber dessen Kraft und Eigenschaften recht genau will kennen lernen, der muß ihn auf dem Kap trinken, wo er noch völlig rein und unverfälscht ist. Er ist ungleich schwerer als andere Europäische Weine, und dieses rührt nach aller Wahrscheinlichkeit von den darin enthaltenen öhlichten, zuckerartigen und balsamischen Theilen her. Der rothe Muskatwein wächst in dem größern Weinberge bei der Niederlassung Konstantia, und der weiße Wein in dem kleinern. Beide Gattungen hatte ich schon vorher auf der Küste Malabar, an der Tafel des mehrmals erwähnten Gouverneurs Herrn van Angelbeck, öfters versucht. Die Kapstadt ist recht schön gebauet; sie hat eine beträchtliche Anzahl niedlicher Häuser und sehr breite Straßen. Alles ist daselbst nach Holländischem Geschmack eingerichtet. Die Lebensmittel sind von der vortrefflichsten Art. Während meines dortigen Aufenthaltes bezahlte man täglich für Kost, Wohnung und Bett einen Reichsthaler; dabei hatte man noch die Erlaubniß, einen Gast mit zu Tische zu bringen, der unentgeldlich gespeiset wurde. Man hat daselbst ganz vortreffliches Fleisch, besonders von Kälbern, Schöpsen und Schafen; wie auch die herrlichsten Gemüse, und eine Menge Europäischer, Afrikanischer und Indischer Früchte. Und dazu kommt nun noch der köstliche Konstantiawein, welcher die Mahlzeit würzt. — Der Garten der Holländischen Kompagnie ist ziemlich gut angelegt, und enthält zugleich eine beträchtliche Anzahl ausländischer Thiere; allein der königliche Garten auf Isle de France ist noch viel schöner und nützlicher. In diesem stehen eine Menge Bäume, welche Obst, Gewürze und Spezereien tra-

gen; in jenem hingegen sieht man nur solche, die entweder ganz unfruchtbar, oder doch nicht sehr nützlich sind, und bloß zur Zierde dienen.

Am neunzehnten Julius verließen wir das Vorgebirge der guten Hoffnung, und gingen wieder unter Segel. Am zwei und zwanzigsten, als am Maria-Magdalenen-Tage, überfiel uns mitten auf der See ein heftiger Windstoß, der von einem starken Regenschauer begleitet war, und in einem Augenblick unsern Hauptmast und unser Böegspriet zertrümmerte. Unsere Fregatte war zwar mit Kupfer beschlagen; dies hatte sich aber durch die gewaltsame Erschütterung an einigen Stellen losgegeben, so daß sie ein Leck bekam, und das Seewasser mit aller Macht in den Kiel drang. Jetzt entstand unter unsern Matrosen eine unbeschreibliche Verwirrung; denn der Wind tobte so arg, daß sie nicht mehr im Stande waren das Schiff zu regieren. Wenn er nur noch zehn Minuten angehalten hätte, so würden wir unser Grab unfehlbar in der Tiefe des Meeres gefunden haben. Allein der Ewige, welcher den Beängstigten beisteht, und den Sünder wie den Gerechten am Leben erhält, half uns aus dieser augenscheinlichen Todesgefahr. Der Wind legte sich; es gelang uns, das Kupfer wieder mit Tauen zu befestigen, das Leck zu verstopfen, und unsere Fahrt, obgleich mit Angst und Noth, wieder fortzusetzen. Am 7ten August bekamen wir die Insel St. Helena zu Gesicht, und am 11ten liefen wir in eine Bucht der Ascensions-Insel ein, wo wir sechs Tage still lagen, um unser Schiff wieder auszubessern. Diese Insel ist ungefähr neun Meilen lang, sieben breit, und durchaus von einem Vulkan verbrannt, der ehedem hier die fürchterlichsten Verwüstungen angerichtet hat. Man trifft daselbst keine Handbreit Rasen, kein Wasser, keine Einwohner an. Wo nur das Auge hinblickt, sieht es nichts als große Haufen verbrannter Steine und schwarze pyramidenförmige Felsmassen, die den Wanderer sowohl in der Nähe als in der Ferne

äußerst überraschen, und in seiner Seele eine sehr erhabene Vorstellung von der Macht der Vulkane, so wie überhaupt von der Allgewalt der Natur erregen, welche die Absicht gehabt zu haben scheint, in dieser grausenvollen Einöde sich selbst vernichten zu wollen *). Diese Insel wird unaufhörlich von den Wogen des Meeres bestürmt, die eine ungeheure Menge Konchylien an ihr Gestade werfen, und dieselben so lange hin und her schütteln, bis sie zu Staub zermalmt, und in den feinsten, schönsten und weißesten Sand verwandelt sind, den man nur irgendwo sehen kann. Zu gleicher Zeit werden auch sehr große Schildkröten mit ausgeworfen, die, wenn sie auf den Rücken fallen, sich nicht wieder aufhelfen können, und folglich im Sande verfaulen. Die See ist in der dortigen Gegend sehr fischreich; deswegen halten sich auf der Insel viele Fregatten und andere Seevögel auf, welche Jagd auf die Fische machen, und zwischen den Felsen nisten. Diese Fregatten, welchen der Anblick der Menschen ganz fremd ist, sind so wenig scheu, oder vielmehr so dumm, daß sie sich mit den Händen greifen lassen. Ich selbst fing ihrer fünf bis sechs, ohne daß sie sich im geringsten zur Gegenwehr setzten **). In Zeit von drei Tagen wurden wenigstens tausend solche Vögel getödtet, und auf unser Schiff geschleppt. Da unsere Mannschaft sie unmöglich alle verzehren konnte, so fingen

*) Auf der Seite der Insel, dem Hafen, wo man gemeiniglich ankert, gegenüber, oder O. bei S., befindet sich ein hoher Berg, der schon dem äußeren Ansehen nach kalkartig ist, und den ich im Jahre 1775 auch wirklich so gefunden habe. Auf ihm wachsen einige Kräuter, woran wilde Ziegen einen kümmerlichen Unterhalt finden. In einer Vertiefung an diesem Berge entspringt auch eine Art von Quelle, die aber nur wenig Wasser giebt. Nordostwärts von dem Ankerplatze, war zwischen den vulkanischen Schlacken auch eine stark mit gutem Grase bewachsene Stelle. F.

**) Die Fregatten-Pelikane (Pelecanus Aquilus L.) nisten hier. Daher sind sie ihren Eiern oder ihrer Brut so treu, daß sie sich mit den Händen greifen lassen. F.

sie an in Fäulniß überzugehen, und verursachten einen solchen Gestank, daß wir besorgten, er würde Krankheiten verursachen. Allein unser Kommandant ließ Vergatterung schlagen, und einen Befehl verlesen, kraft dessen alle diese Vögel ohne den geringsten Verzug über Bord geworfen werden mußten. Da man auf dieser Insel weder eine Quelle noch irgend eine Spur von Vegetation wahrnimmt, so ist sie, wie ich bereits weiter oben sagte, völlig unbewohnt. Damit aber die Seefahrer doch wissen, wo sie einlaufen sollen, so hat man auf einem Felsen ein hohes Kreuz aufgerichtet, das ihnen zum Merkmahl dient. Ich fand auf dieser Insel verschiedene Stücke versteinertes Holz, woran man noch eben die Form und Gestalt sehr deutlich wahrnehmen kann, welche sie damals hatten, als das vulkanische Feuer, welches diese Insel verheerte, sie in Stein verwandelte. Sie stellen dem Naturforscher einen sehr schönen Anblick dar. — Die Fische, welche man in der dortigen Gegend fängt, sind außerordentlich fett, und eben deswegen sehr ungesund. Die Luft ist so mild, so rein und klar, daß man die Nacht, ohne den geringsten Nachtheil der Gesundheit, unter freiem Himmel zubringen kann. Man findet mitunter Schildkröten hier, welche so groß sind, daß sie vier Menschen auf ihrem Rücken tragen können. Sie fangen aber an ziemlich selten zu werden, weil ihnen die Seefahrer allzusehr nachstellen, und dem Meere seine Bewohner rauben.

Da ich so eben der vulkanischen Wirkungen erwähnt habe, so will ich doch, einem guten Freunde zu gefallen, einige Bemerkungen über die Indischen und Afrikanischen Vulkane hier einrücken.

Obgleich das Wasser in Malayala die Oberhand hat, und dieses ganze Land so zu sagen davon überschwemmt ist, so spürt man doch mitunter daselbst Erdbeben, und auch, obgleich selten, die Wirkung des elektrischen Feuers. Im Monat December 1784 bemerkte man dort zu Lande bei

Nachtzeit eine allgemeine Erderschütterung, die ungefähr zwei Sekunden lang dauerte. Dergleichen Erschütterungen werden auf Malabarisch Bhumikulacam, und in der Samscredam-Sprache Bhucialana genannt. Die Gebirge von Barcale und Kidàculam, welche viel Eisen und andere, sich leicht entzündende Mineralien enthalten, mögen wohl die vornehmsten Behälter seyn, wo dergleichen Erdbeben entstehen. Ich selbst habe zwar während meines Aufenthaltes in Indien nie Gelegenheit gehabt, einen Vulkan zu betrachten; allein Pater Tiefenthaler, Anquetil du Perron und Thevenot erzählen, daß in der Provinz Nagaracotta, deren Hauptstadt gleiches Namens nach Renell's Angabe unter 32° 20' der Breite, und unter 73° Gr. (eigentlich unter 72° 47') der Länge liegt, eine Höhle unter einem Felsen sey, aus welcher von Zeit zu Zeit Feuerflammen mit großem Getöse hervorbrächen, weswegen sie auch Givàlamukha oder Shvàlamucha, d. i. der Feuerschlund, oder die Nasenlöcher der Feuerflammen, genannt werde. Die Indischen Feuerarbeiter sollen häufige Wallfahrten dahin anstellen. Ein anderer Vulkan liegt am Flusse Sarayuvà, unter 3° 25' der Breite und unter 77° 27' der Länge, und zwar im Gebiete des Königs Doulou Bassandar. Dieser Vulkan wirft zu gleicher Zeit Wasser, Luft und Feuer aus, und verursacht auch häufige Erdbeben, welche man überall in der ganzen Provinz spürt *). Der Umstand, daß hier Wasser, Luft und Feuer zugleich hervorbrechen, veranlaßt mich, auf die Seite derer zu treten, die der Meinung sind, daß alle Vulkane mit dem Meere oder wenigstens mit einem Fluß in Verbindung stehen, und daß sich das elektrische Feuer nie auf eine gewaltsame Art entwickele, wenn es nicht

*) Ich zweifle, daß die hier beschriebenen Feuerlöcher in den nördlichen Gebirgen von Indien wirkliche Vulkane sind; vielmehr scheinen es Brennstoffe zu seyn, welche unter der Erde, so wie Baku am Kaspischen See, fortbrennen: Ueberbleibsel von alten Vulkanen. F.

vom Wasser koncentrirt und zusammengepreßt werde. Hier sind meine Gründe: Alle Vulkane, die mir je zu Gesicht gekommen sind, liegen, wo nicht am Meere, doch wenigstens an einem großen Flusse oder See. So liegt z. B. der erwähnte Vulkan in der Provinz Doulou Bassandar, nach der Angabe des Paters Tiefenthaler, nicht weit von dem Flusse Sarayuvà, der von andern Sardjou genannt wird. Der Vulkan auf Isle de France, welcher schon seit mehrerern Jahrhunderten ausgebrannt ist, hat auf dieser ringsum vom Meer umgebenen Insel eine graue, poröse, eisenartige Lava hinterlassen, von welcher man überall Spuren wahrnimmt. Man sehe hierüber: Lettre à Mr. Sonnerat, par Charpentier de Cossigny, à l'Isle de France 1784 p. 58 — 60. Nun findet man aber auf verschiedenen Bergen dieser Insel, welche ziemlich weit vom Meere entfernt sind, vielen kalkartigen Stoff, wie auch verschiedene Arten versteinerter Muscheln und Schalthiere, die beinahe noch ihre völlige Gestalt haben, so daß man sie sehr deutlich unterscheiden kann. Daß nach der allgemeinen Sündfluth wieder eine zweite Ueberschwemmung entstanden, und zu einer so fürchterlichen Höhe gestiegen seyn sollte, um diesen kalkartigen Stoff, diese Muscheln und Schalthiere, auf den Gipfeln der Berge abzusetzen, ist wider alle Wahrscheinlichkeit. Folglich läßt sich nichts anderes denken, als daß sich dergleichen Dinge entweder zu jener Zeit auf der Insel festgesetzt haben, da sie noch völlig mit Wasser bedeckt war, oder daß sie durch die vereinte Wirkung des Wassers und des vulkanischen Feuers bis auf die Berggipfel getrieben und daselbst ausgeworfen wurden. In den Granatsteinen, Zoolithen, Chrysolithen, und Kieseln, worin Eisen, Kupfer, Schwefel und andere solche Theile enthalten sind, die der Vesuv auswirft, findet man auch Alaun, Alkali, Meersalz, Salmiak, und sogenannte Mittelsalze. In den 1794 zu Neapel gedruckten Dialogen über den Vesuv wird daher

(S. 30) die sehr gegründete Bemerkung angeführt, daß der Vesuv (so wie überhaupt alle Vulkane) die Scheidekünstler Lügen strafe, und ihre ganze Kunst zu Schanden mache. Condamine äußert hiernächst die Vermuthung, daß die chemische Werkstätte des Vesuv wohl tief unter der Oberfläche des Meeres befindlich seyn möge. Eben dieser Vesuv spie im Jahre 1731 eine solche Menge Wasser aus, daß es die Felder umwühlte, die stärksten Bäume mit fortriß, und mehr als fünfhundert Menschen in seinen Fluthen begrub. Sollten diese Naturerscheinungen nicht zum Beweise dienen, daß das Wasser zu der Zeit, wo sich ein Erdbeben ereignet, ganz unerwartet zu einer außerordentlichen Höhe steigt, und eben so schnell wieder fällt? Zeugt dies nicht offenbar von der Wirkung des elektrischen Feuers? Sollte dies nicht mit dem unter der Erde befindlichen Wasser in Verbindung stehen, gegen dasselbe kämpfen, und dadurch jene Bewegung verursachen? Der Vulkan auf der Insel Bourbon liegt auch ganz nahe an der See, und diese trägt, nach aller Wahrscheinlichkeit, nicht wenig dazu bei, daß er eine Menge Lava auswirft, die der, welche aus dem Vesuv hervorbricht, vollkommen ähnlich sieht. Die Vulkane auf der südlichen Seite von Afrika, jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung, sind ebenfalls nicht weit vom Meere entfernt; und aus diesen sah ich mehrmals bei Nachtzeit dunkelrothe Flammen und einen starken Rauch emporsteigen, der die Gipfel der Berge umhüllte. Der Vulkan auf der Ascensions-Insel, welcher schon seit einigen Jahrhunderten völlig ausgebrannt ist, hat dieselbe, wie ich bereits sagte, durchgehends mit grauen, löcherichten und eisenhaltigen Steinen bedeckt, welche Spielberg in seiner India orientalis „Lapides carbones fabrorum exustos referentes“ nennt, d. i. Steine, die wie ausgebrannte Schmiedekohlen aussehen. Es ist beinahe nicht denkbar, daß das vulkanische Feuer allein diese Insel so ganz verheeren konnte, ohne daß zugleich das Seewasser,

wovon sie auf allen Seiten umgeben ist, dabei mit im Spiele war. Die Fische, welche in den dortigen Gewässern gefangen werden, sind äußerst ungesund, und geben einen vulkanischen Geruch von sich. Auf der ganzen Insel ist nicht ein Tropfen Wasser zu finden, und dieses rührt allem Vermuthen nach davon her, daß hier die beiden Elemente Feuer und Wasser von jeher in einem fürchterlichen Kampfe begriffen waren, wobei das erstere die Oberhand behielt. Ich will es den Naturforschern überlassen, diese Gedanken zu prüfen und zu berichtigen; so viel kann ich indeß mit Wahrheit versichern, daß die Hypothese von der Wirkung des elektrischen Feuers auf das Wasser den Brahmanen und andern Indischen Philosophen sehr gut bekannt ist, und daß sie vermittelst derselben mehrere Naturerscheinungen enträthseln, die außerdem unerklärbar seyn würden. Sie lehren nehmlich, die Oruma, d. i. die Eintracht oder die friedliche Verbindung der Elemente, besonders des Feuers und Wassers, erhalte das Gleichgewicht und die Ruhe in allen erschaffenen Dingen. Die Arima hingegen, d. i. die Zwietracht und Feindschaft der Elemente, besonders des Wassers und Feuers, verursache Streit, Erschütterungen, Explosionen, wodurch die Erde, die Luft und das Meer, nebst allem was darauf und darin ist, auf die gewaltsamste Art in Bewegung gesetzt werde. So lange die Oruma zwischen den Elementen Statt findet, so lange verhalten sie sich ruhig und still; wenn aber das Feuer die Oberhand gewinnt, dann beginnt augenblicklich die Arima, und diese verursacht Erdbeben, Ausbrüche der Vulkane, Donner und Blitz, kurz alles das, was die Brahmanen unter dem Worte Givàlana oder Shvàlana verstehen, welches Entzündung, Verbrennung, Wirkung des Feuers, bedeutet. Senebier ist der Meinung, die eigentliche Werkstätte der Vulkane sey in der Tiefe des Meeres, und sowohl dergleichen Berge, als auch die vulkanischen Inseln, wä-

ren durch das unter dem Meere befindliche Feuer emporgehoben worden. Man lese hierüber nach Réflexions générales sur les Volcans, par Jean Senebier, à Genève.

Nach dieser Digression will ich nun wieder in meiner Erzählung fortfahren. — Am 14ten September schifften wir an den Azorischen Inseln vorüber. Auf unserer Fahrt kam uns ein periodischer anhaltender Wind sehr gut zu Statten, der von der Afrikanischen Küste wehete, und uns gerade zur rechten Zeit, ehe noch die Stürme sich einstellten, ganz außerordentlich schnell über die Linie und den Wendezirkel hinaushalf. Unweit der Linie sahen wir viele Wasserhosen, in der Gegend des Wendezirkels eine Menge fliegender Fische, und als wir die Azorischen Inseln erreichten, nahmen wir zwei oder drei Nordlichter wahr *). An diesem herrlichen Phänomen ergötzten wir uns ganze Nächte hindurch, so wie überhaupt an dem erhabnen Anblicke des Himmels, welcher uns fast jeden Abend, je weiter wir gegen Norden steuerten, andere Sterne zeigte. Dies war in so weit alles ganz gut; aber leider hatten wir nun schon seit einem Monat fast gar keine Lebensmittel mehr. Es gebrach uns an Brot, Fleisch, Wein, Mehl und Gemüse. Vier Wochen lang hatten wir uns bereits mit verdorbenem Schiffszwiebacke begnügen müssen, der wenigstens drei Jahre alt war, und mit einer Portion ranzigen Speck, der vor vier Jahren im Rauche gehangen hatte, und grün und blau aussah. Dies war alles, was man uns zum Frühstück und Nachmittags gab. Unsere Mittags- und Abendmahlzeiten bestanden, einmal wie das andere, in einer Schüssel voll Bohnen, einem Stück

*) Es ist merkwürdig, daß in der niedrigen Breite, worin die Azorischen Inseln liegen, Nordlichter zu sehen gewesen sind. Mir sind sie wohl in Preußen und England, aber nie in einer so südlichen Gegend von Europa zu Gesicht gekommen. F.

Schiffszwieback und etwas Branntwein, den wir unter das stinkende Wasser gossen, welches wir zu trinken bekamen. Unter diesen Umständen war es eben nicht zu verwundern, daß viele von unsern Matrosen und Seeleuten am Scharbock erkrankten, und ich selbst blieb nicht von diesem abscheulichen Uebel befreiet.

Am 29sten September 1789 liefen wir endlich in den Hafen zu Brest ein. Hier hofften wir nun alle unsere Leiden überstanden zu haben; aber leider erfuhren wir nur allzubald, daß ganz Frankreich in Aufruhr begriffen sey, und überall Feuer und Schwert wüthe. Was war zu thun? Nach Indien konnte ich unmöglich wieder zurückkehren; also mußte ich mich wohl meinem Schicksal unterwerfen, und mich in die Zeitumstände schicken, wo Gewalt für Recht galt. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich auf meiner Heimreise durch Frankreich, wo damals der Freiheitsschwindel aufs höchste gestiegen war, nur allzuoft Gelegenheit hatte, zwischen andern Völkerschaften und meinen lieben Landsleuten, den Europäern, allerlei Vergleichungen anzustellen, welche diesen letztern eben nicht sehr zur Ehre gereichten.

Geographischer Index.

A.

Ayambel,

C.

C.

D.

E.

E.

F.

G.

H.

J.

P.

Q.

R.

S.

T.

T.

U.

V.

V.

Y.

Berlin
gedruckt bei Johann Wilhelm Schmidt.